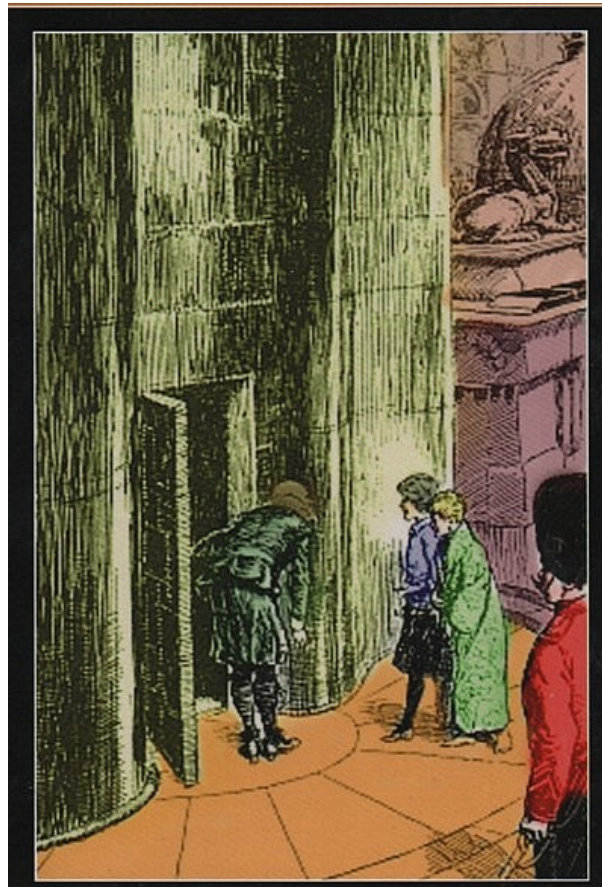


**E. Nesbit**  
**Die magische Stadt**  
(The Magic City)

**Deutsch und mit Erläuterungen versehen von Jörg Karau**

**Mit Illustrationen von H. R. Millar**



## Inhalt

Kapitel	I	Der Anfang	S.	1
Kapitel	II	Retter oder Zerstörer	S.	13
Kapitel	III	Verschwunden	S.	28
Kapitel	IV	Der Drachentöter	S.	41
Kapitel	V	Auf dem Teppich	S.	56
Kapitel	VI	Die Löwen in der Wüste	S.	68
Kapitel	VII	Die Küstenbewohner	S.	79
Kapitel	VIII	Hinauf und hinab	S.	92
Kapitel	IX	Auf der <i>Geölter Blitz</i>	S.	101
Kapitel	X	Das Große Faultier	S.	115
Kapitel	XI	Der Nachtangriff	S.	128
Kapitel	XII	Das Ende	S,	135
		Erläuterungen	S.	143

## Kapitel I

### Der Anfang

Philip Haldane und seine Schwester lebten in einem kleinen Haus mit rotem Dach in einer kleinen Stadt mit roten Dächern. Sie hatten einen kleinen Garten und einen kleinen Balkon und einen kleinen Stall mit einem kleinen Pony darin und einen kleinen Wagen für das Pony zum Ziehen; ein kleiner Kanarienvogel hing in einem kleinen Käfig im kleinen Erkerfenster und das kleine adrette Dienstmädchen hielt alles makellos sauber.

Philip hatte niemanden als seine Schwester und sie hatte niemanden als Philip. Ihre Eltern waren tot und Helen, die zwanzig Jahre älter war als Philip und in Wirklichkeit seine Halbschwester, war alles von einer Mutter, was er jemals gekannt hatte. Und er hatte nie andere Jungen um ihre Mütter beneidet, weil Helen so freundlich und klug und lieb war. Sie opferte ihm fast ihre ganze Zeit; sie unterrichtete ihn in allem, was er lernte, sie spielte mit ihm, wobei sie sich die wundervollsten neuen Spiele und Abenteuer ausdachte. So daß jeden Morgen, wenn Philip aufwachte, er wußte, daß er an einem neuen Tag freudiger und interessanter Geschehnisse wach wurde. Und dies ging so weiter, bis Philip zehn Jahre alt war, und er hatte nicht den geringsten Zweifel, daß es für immer so weiterging. Der Beginn der Veränderung kam eines Tages, als er und Helen für ein Picknick zum Wald gegangen waren, wo sich ein Wasserfall befand, und als sie hinter dem handfesten alten Pony zurückfuhren, das so gut und ruhig war, daß Philip kutschieren durfte. Sie kamen die letzte Gasse vor der Biegung entlang, wo ihr Haus stand, und Helen sagte:

„Morgen werden wir das Astersbeet jäten und Tee gibt's im Garten.“

„Toll,“ sagte Philip und sie bogen um die Ecke und kamen in Sicht ihres kleinen weißen Gartentors. Und ein Mann kam aus ihm – ein Mann, der nicht einer der Freunde war, die sie beide kannten. Er wandte sich um und kam auf sie zu. Helen legte die Hand auf die Zügel – etwas, das *niemals* zu machen sie Philip beigebracht hatte – und das Pony hielt an. Der Mann, der, wie Philip bei sich meinte, „groß und rustikal“ war, kam vor der Nase des Ponys herüber und stand dicht beim Wagenrad an der Seite, wo Helen saß. Sie schüttelte ihm die Hand und sagte: „Guten Tag!“ ganz auf die übliche Art. Aber dann flüsterte sie. Flüsterte! Philip wußte, wie unhöflich es ist zu flüstern, weil Helen es ihm gesagt hatte. Er hörte ein paar Worte, „endlich“ und „jetzt vorüber“ und „also heute abend“.

Danach sagte Helen: „Das ist mein Bruder Philip“ und der Mann schüttelte ihm die Hand quer vor Helen vorbei – ein weiteres Ding, von dem Philip wußte, daß es schlechtes Benehmen war – und sagte: „Ich hoffe, wir werden die besten Freunde sein.“ Philip sagte „Guten Tag!“, weil das höfliches Benehmen ist. Aber innerlich sagte er: „*Dein* Freund will ich nicht sein.“

Der Mann lupfte den Hut und ging davon und Philip und seine Schwester gingen nach Hause. Sie schien irgendwie anders zu sein und er wurde ein bißchen früher als sonst ins Bett geschickt, aber er konnte lange Zeit nicht einschlafen, weil er die Haustürklingel hörte und hinterher immerfort die Stimmen eines Mannes

und Helens in dem kleinen Wohnzimmer unter dem Raum, der sein Schlafzimmer war. Schließlich schlief er ein und als er am Morgen aufwachte, regnete es und der Himmel war grau und erbärmlich. Er verlor seinen Kragenknopf, er zerriß einen seiner Strümpfe, als er ihn anzog, er klemmte sich den Finger in der Tür und er ließ seinen Zahnputzbecher fallen, noch dazu mit Wasser darin, und der Becher ging entzwei und das Wasser lief in seine Stiefel. Wie ihr wißt, gibt es Morgen, an denen solche Dinge passieren. Dies war einer von ihnen.

Dann ging er hinunter zum Frühstück, das ihm nicht so gut schmeckte wie sonst. Natürlich kam er zu spät. Das Fett des Specks wurde beim Warten auf ihn grau, wie Helen sagte, mit der fröhlichen Stimme, die immer alle die Dinge gesagt hatte, die er am liebsten hörte. Aber Philip lächelte nicht. Es schien nicht die Art von Morgen zum Lächeln zu sein und der graue Regen hämmerte gegen die Fenster.

Nach dem Frühstück sagte Helen: „Tee im Garten ist auf unbestimmte Zeit vertagt und für Unterricht ist es zu naß.“

Das war eine ihrer charmanten Ideen – daß Regentage nicht durch Unterricht schlimmer gemacht werden sollten.

„Was sollen wir machen?“ sagte sie, „sollen wir über die Insel reden? Soll ich eine andere Landkarte von ihr machen? Und alle Gärten und Springbrunnen und Schaukeln hineinsetzen?“

Die Insel war ein Lieblingsspiel. Irgendwo in den warmen Meeren, wo es Palmen gibt und regenbogenfarbene Strände, sollte die Insel liegen – ihre eigene Insel, ausgeschmückt von ihrer Phantasie mit allem, was sie mochten und wünschten, und Philip wurde nie müde, über sie zu reden. Es gab Zeiten, in denen er fast glaubte, die Insel sei real. Er war König der Insel und Helen war Königin und niemand sonst durfte auf ihr sein. Nur sie beide.

Aber an diesem Morgen konnte selbst der Gedanke an die Insel nicht zaubern. Philip trödelte zum Fenster und schaute trübselig auf den durchweichten Rasen und den tiefenden Goldregen und die Reihe von Regentropfen, die dick und voll am eisernen Tor hingen.

„Was ist, Pippin?“ fragte Helen. „Erzähl mir nicht, daß du gräßliche Masern bekommst oder glühend heißes Scharlachfieber oder lärmenden Keuchhusten.“

Sie kam herbei und legte die Hand auf seine Stirn.

„Nanu, du bist ja ganz heiß, mein Herzensjunge. Erzähl der Schwester, was los ist.“

„Erzähl *du* es *mir*,“ sagte Philip langsam.

„Was dir erzählen, Pip?“

„Du denkst, du sollst es allein ertragen wie in Büchern, und edel sein und das alles. Aber du *mußt* es mir erzählen; du hast versprochen, daß du nie irgendwelche Geheimnisse vor mir hast, Helen, das weißt du.“

Helen legte den Arm um ihn und sagte nichts. Und aus ihrem Schweigen zog Philip die verzweifeltsten und qualvollsten Schlüsse. Das Schweigen dauerte an. Der Regen gurgelte im Abflußrohr und tropfte auf den Efeu. Der Kanarienvogel in dem grünen Käfig, der im Fenster hing, legte den Kopf auf die Seite und zwickte eine Samenhülse Philip ins Gesicht, dann zwitscherte er herausfordernd. Aber Philip's Schwester sagte nichts.

Plötzlich sagte Philip: „Bring es mir nicht schonend bei; erzähl's mir gerade heraus.“

„Was dir erzählen?“ sagte sie wieder.

„Was ist es?“ sagte er. „Ich weiß, wie diese unvorhergesehenen Mißgeschicke passieren. Irgendeins kommt immer – und dann wird es der Familie schonend beigebracht.“

„Was denn?“ fragte sie.

„Das Mißgeschick,“ sagte Philip atemlos. „Ach, Helen, ich bin kein Baby. Erzähl's mir doch! Haben wir unser Geld bei einer pleitegegangenen Bank verloren? Oder ist unser Vermieter dabei, Gerichtsvollzieher über unsere Möbel zu schicken? Oder werden wir fälschlich einer Fälschung beschuldigt oder daß wir Einbrecher sind?“

Alle Bücher, die Philip gelesen hatte, arbeiteten in seinem Gehirn zusammen, um diese düsteren Vermutungen zu produzieren. Helen lachte und spürte sofort einen sich verstärkenden Rückzug ihres Bruders aus ihrem Arm.

„Nein, nein, mein lieber Philip,“ beeilte sie sich zu sagen. „Nichts derart Schreckliches ist geschehen.“

„Was ist es dann?“ fragte er mit wachsender Ungeduld, die sich wie ein Wolf anfühlte, der in ihm nagte.

„Ich wollte dir nicht alles in solcher Eile erzählen,“ sagte sie beklommen, „aber mach dir keine Sorgen, mein lieber Junge. Es ist etwas, das mich sehr glücklich macht. Dich auch, hoffe ich.“

Er schwenkte aus ihrem Arm und schaute sie in plötzlicher Ekstase an.

„Ach, liebe Helen – ich weiß! Jemand hat dir hunderttausend Pfund pro Jahr hinterlassen – jemand, dem du einmal eine Bahnwaggontür geöffnet hast – und jetzt kann ich ein eigenes Pony zum Reiten haben. Nicht wahr?“

„Ja,“ sagte Helen langsam, „du kannst ein Pony haben, aber niemand hat mir etwas hinterlassen. Hör zu, mein Pippin,“ fügte sie schnell hinzu, „stell mir keine weiteren Fragen. Ich erzähl's dir. Als ich ziemlich klein war wie du, hatte ich einen lieben Freund, mit dem ich den ganzen Tag gespielt habe, und als wir erwachsen wurden, waren wir immer noch Freunde. Er lebte ganz in der Nähe von uns. Und dann heiratete er eine andere. Und dann starb die andere. Und jetzt möchte er, daß ich ihn heirate. Und er hat eine Menge Pferde und ein schönes Haus und einen Park,“ fügte sie hinzu.

„Und wo soll ich sein?“ fragte er.

„Natürlich bei mir, wo immer ich bin.“

„Aber dann sind wir nicht mehr wir beide,“ sagte Philip, „und du hast gesagt, es soll für immer und ewig sein.“

„Aber da wußte ich es nicht, Pip, Lieber. Er hat mich schon so lange gewollt –“

„Will *ich* dich nicht?“ sagte Philip bei sich.

„Und er hat ein kleines Mädchen, mit dem du gern wirst spielen wollen,“ fügte sie hinzu. „Sie heißt Lucy und ist gerade ein Jahr jünger als du. Und ihr werdet die besten Freunde sein. Und ihr werdet beide Ponys zum Reiten haben und –“

„Ich hasse sie,“ rief Philip sehr laut, „und ich hasse ihn und ich hasse ihre abscheulichen Ponys. Und ich hasse *dich!*“ Und mit diesen schrecklichen Worten stieß er ihren Arm zurück und eilte aus dem Zimmer, wobei er die Tür hinter sich zuknallte – mit Absicht.

Nun, sie fand ihn in der Stiefelkammer zwischen den Gamaschen und Galoschen und Kricketstäben und alten Tennisschlägern und sie küßten sich und weinten und umarmten sich und er sagte, es tue ihm leid, daß er böse gewesen war. Aber in seinem Herzen war dies das einzige, was ihm leid tat. Ihm tat leid, daß er Helen unglücklich gemacht hatte. Er haßte immer noch „diesen Mann“ und am meisten haßte er Lucy.

Er mußte zu diesem Mann höflich sein. Seine Schwester hatte diesen Mann sehr gern und dies ließ Philip ihn noch mehr hassen, während es ihn gleichzeitig darauf bedacht sein ließ, nicht zu zeigen, wie er ihn haßte. Auch verschaffte es ihm das Gefühl, daß diesen Mann zu hassen nicht ganz fair gegenüber seiner Schwester war, die er liebte. Aber es kamen keine Gefühle dieser Art seinem Abscheu vor Lucy in die Quere. Helen hatte ihm erzählt, daß Lucy blonde Haare hatte und sie in zwei Zöpfen trug, und er stellte sie sich als ein dickes, plumpes kleines Mädchen vor, genau wie das kleine Mädchen in der Geschichte vom „Zuckerbrot“ in dem alten länglichen „Struwelpeter“-Buch, das Helen gehört hatte, als sie klein war.

Helen war ganz glücklich. Sie teilte ihre Liebe auf zwischen dem Jungen, der sie liebte, und dem Mann, den sie heiraten würde, und sie glaubte, daß beide so glücklich waren wie sie. Der Mann, der Peter Graham hieß, war glücklich genug; der Junge, der Philip war, war vergnügt – denn sie sorgte dafür –, aber unter der Vergnügtheit war er unglücklich.

Und der Hochzeitstag kam und ging. Und Philip reiste an einem sehr heißen Nachmittag in fremden Zügen und einer fremden Kutsche zu einem fremden Haus, wo er von einer fremden Kinderfrau und – Lucy begrüßt wurde.

„Dir wird es doch nichts ausmachen, in Peters schönem Haus ohne mich zu bleiben, nicht wahr, Lieber?“ hatte Helen gefragt. „Jeder wird nett zu dir sein und du wirst Lucy zum Spielen haben.“

Und Philip sagte, es mache ihm nichts aus. Was konnte er denn sonst sagen, ohne ungezogen zu sein und Helen wieder zum Weinen zu bringen?

Lucy war kein bißchen wie das Zuckerbrot-Kind. Sie hatte blonde Haare, das stimmt, und sie waren in zwei Zöpfe geflochten, aber sie waren sehr lang und gerade; sie selbst war lang und schlank und hatte ein sommersprossiges Gesicht und strahlende, lustige Augen.

„Ich bin froh, daß du gekommen bist,“ sagte sie, als sie ihm auf den Stufen des schönsten Hauses, das er je gesehen hatte, entgegenkam; „wir können jetzt alle Arten von Spielen gemeinsam machen, die man nicht spielen kann, wenn man nur einer ist. Ich bin ein Einzelkind und oft einsam,“ fügte sie mit einer Art melancholischem Stolz hinzu. Dann lachte sie. „Einsam' reimt sich mit ‚gemeinsam', stimmt's?“ sagte sie.

„Weiß ich nicht,“ sagte Philip mit vorsätzlicher Unaufrichtigkeit, denn er wußte es sehr wohl.

Mehr sagte er nicht.

Lucy probierte zwei oder drei weitere Anfänge von Unterhaltungen, aber Philip widersprach allem, was sie sagte.

„Ich fürchte, er ist sehr, sehr dumm,“ sagte sie zu ihrer Kinderfrau, einer hochgradig geschulten Person, die ihr nachdrücklich zustimmte. Und als am nächsten Tag ihre Tante kam, um sie zu besuchen, sagte Lucy, daß der kleine neue Junge dumm war und so unausstehlich, wie er dumm war, und Philip bestätigte dieses Urteil über sein Verhalten in einem Ausmaß, daß die Tante, die jung und warmherzig war, sofort Lucys Kleider packen ließ und sie für ein paar Tage zu sich mitnahm.

So blieben Philip und die Kinderfrau auf dem Gut zurück. Es gab niemanden sonst im Haus außer Dienstboten. Und jetzt begann Philip zu erfahren, was Einsamkeit bedeutet. Die Briefe und Ansichtskarten, die seine Schwester jeden Tag von den verschiedenen Städten auf dem Kontinent sandte, die sie auf der Hochzeitsreise besuchte, heiterten den Jungen nicht auf. Sie verärgerten ihn nur, indem sie ihn an die Zeit erinnerten, als sie ihm ganz gehörte und ihm zu nahe war, um ihm Postkarten und Briefe zu schicken.

Die hochgradig geschulte Kinderfrau, die eine graue Uniform, eine weiße Kappe und eine weiße Schürze trug, hielt von Philip bis in die Tiefen ihrer wohldisziplinierten Natur überhaupt nichts. „Übellauniges kleines Schwein,“ nannte sie ihn bei sich.

Zur Hauswirtschafterin sagte sie: „Er ist ein ungewöhnlich schwieriges und unangenehmes Kind. Ich könnte mir vorstellen, daß seine Erziehung sehr vernachlässigt wurde. Er braucht eine feste Hand.“

Sie gebrauchte für ihn jedoch keine feste Hand. Sie behandelte ihn mit einer Gleichgültigkeit, die unerfreulicher war als Tyrannei. Er hatte die ungeheure Freiheit von einer trostlosen, leeren Art. Das große Haus war seines, um darin hin und her zu gehen. Aber er durfte nichts darin berühren. Der Garten war seiner – um hindurchzuwandern, aber er durfte keine Blumen oder Früchte pflücken. Er hatte keinen Unterricht, das stimmt schon; aber andererseits gab es für ihn auch keine Spiele. Es gab ein Spielzimmer, aber er war nicht darin eingesperrt – wurde nicht einmal ermutigt, seine Zeit darin zu verbringen. Er wurde zu Spaziergängen hinausgeschickt und zwar allein, denn der Park war weitläufig und sicher. Und das Spielzimmer war der Raum, der ihn am meisten anzog, denn er war voll mit Spielsachen der faszinierendsten Art. Ein Schaukelpferd so groß wie ein Pony, das schönste Puppenhaus, das er je gesehen hatte, Schachteln mit Teesachen, Schachteln mit Bauklötzen – sowohl denen aus Holz als auch denen aus Terrakotta –, Puzzlespielen, Dominos, Schachfiguren, Damensteinen, jede Art von Spielzeug oder Spielen, die man jemals gehabt hat oder jemals zu haben wünschte.

Und Pip durfte nicht mit irgend etwas davon spielen.

„Du darfst nichts anrühren, wenn ich bitten darf,“ sagte die Kinderfrau mit dieser eisigen Höflichkeit, die zu einer Uniform gehört. „Die Spielsachen gehören Miss Lucy. Nein, ich könnte nicht dafür verantwortlich sein, dir die Erlaubnis zu geben, mit ihnen zu spielen. Nein, ich könnte nicht daran denken, Miss Lucy zu belästigen, indem ich ihr schreibe, um zu fragen, ob du mit ihnen spielen darfst. Nein, ich könnte es nicht auf mich nehmen, dir Miss Lucys Adresse zu geben.“

Denn Philips Langeweile und sein Begehren hatten ihn sogar zu der Bitte um eben dies erniedrigt.

Ganze zwei Tage wohnte er auf dem Gut, haßte es und jeden dort, denn die Dienstboten richteten sich nach der Kinderfrau, und das Kind spürte, daß es im ganzen Haus keinen Freund hatte. Irgendwie hatte es sich in

seinem Kopf festgesetzt, daß dies eine Zeit war, in der Helen nicht mit irgend etwas behelligt werden sollte; deshalb schrieb er ihr, es gehe ihm recht gut, vielen Dank, und der Park sei sehr hübsch und Lucy habe Unmengen von schönen Spielsachen. Er kam sich sehr tapfer und edel und wie ein Märtyrer vor. Und er biß die Zähne zusammen, um alles zu ertragen. Es war, wie ein paar Tage beim Zahnarzt zu verbringen.

Und dann änderte sich plötzlich alles. Die Kinderfrau erhielt ein Telegramm. Ein Bruder, der als auf See ertrunken galt, war unerwartet nach Hause gekommen. Sie mußte weg, um ihn zu sehen. „Und wenn es mich die Stellung kostet,“ sagte sie zu der Hauswirtschafterin, welche antwortete:

„Ach was – gehn Sie schon. Die Verantwortung für den Jungen werde ich übernehmen. Launischer kleiner Bengel.“

Und die Kinderfrau ging. Mit glücklicher Betriebsamkeit packte sie ihre Koffer und ging. Im letzten Moment sprang Philip, der auf der Türschwelle beobachtete, wie sie in den Dogcart stieg, plötzlich vorwärts.

„Ach, Fräulein!“ rief er, wobei er gegen das sich fast schon drehende Kutschenrad stolperte, und es war das erste Mal, daß er sie mit irgend einer Bezeichnung anredete, „Fräulein, sagen Sie – sagen Sie doch, daß ich Lucys Spielsachen nehmen darf, um damit zu spielen; es ist so einsam hier. Ich darf, nicht wahr? Ich darf sie nehmen?“

Vielleicht war das Herz der Kinderfrau durch ihr eigenes Glück und den Gedanken an ihren Bruder, der nicht ertrunken war, erweicht. Vielleicht war sie in solcher Eile, daß sie nicht wußte, was sie sagte. Jedenfalls, als Philip zum dritten Mal sagte: „Darf ich sie nehmen?“ antwortete sie hastig: „Mein Gott! Nimm, was du willst. Paß auf das Rad auf, um Himmels willen. Wiedersehen, alle miteinander!“, winkte mit der Hand und wurde zur freudigen Wiedervereinigung mit dem unertrunkenen Bruder hinweggewirbelt.

Philip machte einen tiefen Atemzug der Befriedigung, ging geradewegs hoch ins Spielzimmer, holte alle Spielsachen hervor und untersuchte jede einzelne. Er brauchte den ganzen Nachmittag dafür.

Am nächsten Tag schaute er alle Sachen noch einmal an und sehnte sich danach, etwas mit ihnen anzufangen. Er war an die Freude gewöhnt, die davon kommt, Dinge zu machen. Er und Helen hatten viele Städte für die Trauminsel aus seinen zwei Schachteln Bausteinen und gewissen anderen Sachen im Haus gebaut – ihrem japanischen Kasten, den Dominosteinen und Schachfiguren, Pappschachteln, Büchern, den Deckeln von Kesseln und Teekannen. Aber sie hatten nie genug Bausteine gehabt. Lucy hatte genug Steine für alles.

Er fing an, auf dem Spielzimmertisch eine Stadt zu bauen. Aber allein mit Steinen zu bauen ist ärmliches Werk, wenn man gewöhnt ist, mit allen Arten von Dingen zu bauen.

„Es sieht wie eine Fabrik aus,“ sagte Philip unzufrieden. Er fegte das Gebäude hinunter und legte die Bausteine zurück in ihre verschiedenen Schachteln.

„Unten muß es etwas geben, das nützlich wäre,“ sagte er sich, „und sie hat gesagt, nimm, was du willst.“

Er trug zwei oder drei Armvoll der Schachteln mit Bausteinen und -klötzen, dem Damespiel, den Schachfiguren und den Dominosteinen hinunter. Er brachte sie in das lange Wohnzimmer, wo sich die Kristalllüster befanden und die Stühle mit brauner Leinwand zugedeckt waren – und die vielen hohen, hellen Fenster und die Vitrinen und Tische mit den interessantesten Dingen.



Von einem großen Schreibtisch räumte er solche unnützen und unbedeutenden Objekte wie die Schreibunterlage, das silberne Tintenfaß und rotgebundene Bücher ab und da war ein freier Platz für seine Stadt.

Er fing an zu bauen.

Ein bronzener ägyptischer Gott auf einem schwarz-und-goldenen Kasten schien ihn quer durchs Zimmer anzuschauen. „Na gut,“ sagte Philip. „Ich baue dir einen Tempel. Warte ein bißchen.“

Der bronzene Gott wartete und der Tempel wuchs und zwei silberne Kerzenständer, gekrönt von zwei Schachfiguren, dienten ausgezeichnet als Säulen für den Portikus. Er machte einen Ausflug ins Spielzimmer, um die Tiere von der Arche Noah zu holen – das Elefantenpaar, beide auf je einem Baustein stehend, flankierte den Eingang. Es sah prächtig aus, wie ein assyrischer Tempel auf den Bildern, die Helen ihm gezeigt hatte. Aber die Bausteine sahen, was immer er mit ihnen allein baute, schäbig aus, wie Fabriken oder Armenhäuser. Bausteine allein machen das immer.

Philip erkundete wieder. Er fand die Bibliothek. Er machte mehrere Ausflüge. Er holte siebenundzwanzig Bände, in weißes Pergament gebunden und mit marmorierten Buchdeckeln, eine Shakespeare-Ausgabe, zehn Bände in grünem Saffianleder. Sie ergaben Pfeiler und Kreuzgänge, dunkel, geheimnisvoll und verlockend. Weitere Archetiere verliehen einen ägyptisch aussehenden letzten Schliff.

„Gott, ist das hübsch!“ sagte das Zimmermädchen, das kam, um ihn zum Tee zu rufen. „Du bist geschickt mit den Fingern, Master Philip, das muß ich schon sagen. Aber dafür wirst du dir was einfangen, daß du dir die ganzen Sachen genommen hast.“

„Die graue Kinderfrau hat gesagt, daß ich es darf,“ sagte Philip, „und es schadet den Sachen nicht, wenn man mit ihnen baut. Meine Schwester und ich haben es immer zu Hause gemacht,“ fügte er hinzu, wobei er das Zimmermädchen vertrauensvoll ansah. Sie hatte sein Bauwerk gelobt. Und es war das erste Mal, daß er zu jemandem in diesem Haus seine Schwester erwähnt hatte.

„Nun, es ist so gut wie ein Guckkasten,“ sagte das Zimmermädchen; „es ist genau wie die Ansichtskarten, die mir mein Bruder aus Indien schickt – und auch die Tiere. Ich weiß gar nicht, wie du dazu kommst, dir sowas einfallen zu lassen.“

Lob ist süß. Er schob seine Hand in die des Zimmermädchens, als sie die breite Treppe zum Saal hinuntergingen, wo ihn die Teemahlzeit erwartete – ein sehr kleines Tablett auf einem sehr großen dunklen Tisch.

„Er ist gar kein schlimmes Kind,“ sagte Susan bei ihrem Tee im Dienstbotenquartier. „Diese Kinderfrau hat ihn zu Tode erschreckt mit ihrer überkorrekten Art, darauf könnt ihr euch verlassen. Er ist höflich genug, wenn man mit ihm höflich spricht.“

„Aber Miss Lucy hat ihm keine Angst gemacht, vermute ich,“ sagte die Köchin, „und sieh nur, wie er sich zu ihr verhalten hat.“

„Nun, jedenfalls ist er sehr ruhig. Man hört von morgens bis abends keinen Atemzug von ihm,“ sagte die obere Hausmagd, „kommt mir ziemlich verrückt vor.“

„Schlüpft rein und schaut, was er gebaut hat, das ist alles,“ sagte ihnen Susan. „Dann werdet ihr ihn nicht verrückt nennen. Indien und Pagoden darin sind es nicht.“



*„Gott, ist das hübsch!“ sagte das Zimmermädchen.*

Sie schlüpfen hinein, sie alle, als Philip ins Bett gegangen war. Das Bauwerk hatte Fortschritte gemacht, aber war noch nicht fertig.

„Ich werde nichts anfassen,“ sagte Susan. „Er soll es noch morgen zum Spielen haben. Wir räumen alles weg, ehe diese Kinderfrau mit ihren Kappen und Kragen und ihrer Hochnäsigkeit zurückkommt.“

Also machte Philip mit seinem Bauwerk weiter. Er packte alles hinein, woran er nur denken konnte: die Dominosteine und die Dominoschachtel, Bauklötze und Bücher, Garnrollen, die er Susan abgebettelt hatte, und eine Kragenschachtel und ein paar Keksbüchsen, die von der Köchin beigesteuert wurden. Er machte aus den Dominosteinen Stufen und aus der Dominoschachtel eine Terrasse. Er holte Stücke der Eberraute aus dem Garten und steckte sie in Garnrollen, was schöne Pflanzentöpfe ergab, die wie Loberbäume in Kübeln aussahen. Fingerschalen aus Messing dienten als Kuppeln und die Deckel von Messingkesseln und Kaffeekannen von der Eichenanrichte im Saal wurden zu Minaretten von überwältigender Pracht. Auch Schachfiguren waren für Minarett nützlich.

„Ich muß gepflasterte Wege und einen Springbrunnen haben,“ sagte Philip nachdenklich. Die Wege wurden mit Perlmutterspielmarken gepflastert und der Springbrunnen war ein Aschenbecher aus Silber und Glas mit einem Nadelköcher aus filigranem Silber, der aus der Mitte herausragte, und das herabfallende Wasser war sehr hübsch aus schmalen Streifen des Silberpapiers der Schokolade gemacht, die Helen ihm beim Abschied geschenkt hatte. Palmen waren leicht gemacht – Helen hatte es ihm gezeigt – mit Stücken aus Lärchenholz, die mit Knete an Holunderstengeln befestigt wurden. Es gab reichlich Knete unter Lucys Spielsachen; es gab reichlich von allem.

Und die Stadt wuchs, bis sie den Tisch bedeckte. Philip, unermüdlich, ging daran, eine andere Stadt auf einem anderen Tisch zu bauen. Diese hatte als Hauptmerkmal einen großen Wasserturm mit einem Springbrunnen rund um das Fundament und jetzt machte er vor nichts halt. Er hängte die Kristalltropfen von den großen Kronleuchtern ab, um seine Springbrunnen zu machen. Diese Stadt war prächtiger als die erste. Sie hatte einen großartigen Turm aus einem Papierkorb und einen Astrologenturm, der eine Photo-Vergrößerungs-Maschine war.

Die Städte waren wirklich sehr schön. Ich wünschte, ich könnte sie euch gründlich beschreiben. Aber es würde Seiten um Seiten brauchen. Neben all den Sachen, von denen ich berichtet habe, gab es Türme und Türmchen und grandiose Treppen, Pagoden und Pavillons, Kanäle, aus Streifen von Silberpapier glänzend und wasserartig gemacht, und einen See mit einem Boot darin. Philip stellte in seine Gebäude alle Sachen aus dem Puppenhaus hinein, die passend schienen. Die hölzernen Eßwaren und Schüsseln. Die bleiernen Teetassen und Becher. Er bevölkerte den Ort mit Dominosteinen und Schachbauern. Die hübschen Schachfiguren wurden für Minarette benutzt. Er machte Forts und besetzte sie mit Bleisoldaten.

Er arbeitete hart und er arbeitete pfiffig, und als die Städte in Schönheit und Interessantheit wuchsen, liebte er sie immer mehr. Jetzt war er glücklich. Da war keine Zeit, um unglücklich zu sein.

„Ich werde es so lassen, wie es ist, bis Helen kommt. Wie wird sie es lieben!“ sagte er.

Die beiden Städte waren durch eine Brücke verbunden, die ein Meßstab war, den er im Nähzimmer der Dienstboten gefunden und ungehindert mitgenommen hatte, denn inzwischen waren alle Bediensteten seine Freunde. Susan war die erste gewesen – weiter nichts.

Er hatte gerade seine Brücke eingesetzt und stellte Mr. und Mrs. Noah auf den Hauptplatz, um die Bewohner zu repräsentieren, und stand entzückt vor Bewunderung seines Werks da, als eine harte Hand auf jeder seiner Schultern ihn erschrecken und aufschreien ließ.

Es war die Kinderfrau. Sie war einen Tag früher zurückgekehrt, als irgend jemand sie erwartet hatte. Der Bruder hatte eine Frau mit nach Hause gebracht und sie und die Kinderfrau hatten sich gegenseitig nicht gemocht; deshalb war sie sehr verärgert und packte Philip bei den Schultern und schüttelte ihn, etwas, das nie zuvor mit ihm geschehen war.

„Du ungezogener, böser Junge!“ sagte sie, weiter schüttelnd.

„Aber ich habe nichts kaputt gemacht – ich stelle alles wieder zurück,“ sagte er zitternd und sehr bleich.

„Du wirst nichts davon wieder anrühren,“ sagte die Kinderfrau. „Dafür werde ich sorgen. Ich werde am Morgen alles selbst wegräumen. Zu nehmen, was dir nicht gehört!“

„Aber Sie haben gesagt, daß ich alles nehmen darf, was ich möchte,“ sagte Philip, „deshalb ist es Ihre Schuld, wenn es unrecht ist.“

„Du verlogenes Kind!“ schrie die Kinderfrau und schlug ihm auf die Fingerknöchel. Nun hatte niemand Philip jemals geschlagen. Er wurde noch bleicher, aber er weinte nicht, obwohl seine Hände ziemlich schlimm wehtaten. Denn sie hatte sich den Meßstab geschnappt, um ihn damit zu schlagen, und der war hart und kantig.

„Sie sind ein Feigling,“ sagte Philip, „und *Sie* sind verlogen und nicht ich.“

„Halt den Mund,“ sagte die Kinderfrau und wirbelte ihn weg ins Bett.

„Du kriegst kein Abendessen, so!“ sagte sie, indem sie ihn voller Wut zudeckte.

„Ich will keins,“ sagte Philip, „und ich muß Ihnen verzeihen, ehe die Sonne untergeht.“

„Verzeihen, was du nicht sagst!“ erwiderte sie und stürmte hinaus.

„Wenn es Ihnen leid tut, wissen Sie, daß ich Ihnen verzeihen habe,“ rief Philip ihr nach, was sie natürlich noch wütender machte.

Ob Philip weinte, als er allein war, geht uns nichts an. Susan, die das Schütteln und Schlagen mit angesehen und sich nicht getraut hatte einzugreifen, schlich sich später mit Milch und Biskuitkuchen herein. Sie fand ihn schlafend vor und sie sagt, seine Wimpern seien feucht gewesen.

Als er aufwachte, dachte er zuerst, es sei Morgen, das Zimmer war so hell. Aber bald sah er, daß es kein gelbes Sonnenlicht war, sondern weißer Mondschein, der die schöne Helligkeit erzeugte.

Zuerst fragte er sich, warum er sich so unglücklich fühlte; dann erinnerte er sich daran, wie Helen weggegangen war und wie gehässig die Kinderfrau gewesen war. Und jetzt würde sie die Stadt abreißen und Helen würde sie niemals sehen. Und er würde niemals wieder solch eine schöne Stadt bauen können. Am Morgen würde sie weg sein und er würde sich nicht einmal daran erinnern können, wie sie gebaut war.

Das Mondlicht war sehr hell.

„Wie wohl meine Stadt im Mondschein aussieht?“ sagte er.

Und dann, in einem aufregenden Moment, entschloß er sich, hinunterzugehen und für sich selbst zu sehen, wie sie aussah.

Er schlüpfte in seinen Morgenrock, öffnete leise die Tür und schlich den Korridor entlang und die breite Treppe hinunter, dann durch die Säulenhalle und in das Wohnzimmer. Es war sehr dunkel, aber er tastete seinen Weg zu einem Fenster und zog die Jalousie auf und da lag seine Stadt, vom Mondlicht überflutet, genau so, wie er sie sich vorgestellt hatte.

Er starrte sie einen Moment verzückt an und drehte sich dann um, die Tür zu schließen. Als er dies tat, verspürte er ein leichtes fremdartiges Schwindelgefühl und stand kurz mit der Hand am Kopf da. Er wandte sich wieder zurück zur Stadt und als er dicht bei ihr war, stieß er einen kleinen Schrei aus, hastig unterdrückt aus Furcht, jemand würde ihn hören, herunterkommen und ihn ins Bett schicken. Er stand da und starrte um sich,

fassungslos und wieder ziemlich schwindlig. Denn die Stadt war, in einem schnellen Lichtflimmern, gefolgt von Dunkelheit, verschwunden. So auch das Wohnzimmer. So auch der Stuhl, der dicht am Tisch stand. Er konnte in der Ferne gebirgige Formen sich zu enormer Höhe erheben sehen und das Mondlicht fiel auf ihre Gipfel. Aber er selbst schien sich auf einer weiten, flachen Ebene zu befinden. Da war die Sanftheit hohen Grases um seine Füße, aber es gab keine Bäume, keine Häuser, keine Hecken oder Zäune, um die Weite des Grases zu unterbrechen. Es schien an manchen Stellen dunkler als an anderen zu sein. Das war alles. Es erinnerte ihn an die grenzenlose Prärie, von der er in Abenteuerbüchern gelesen hatte.

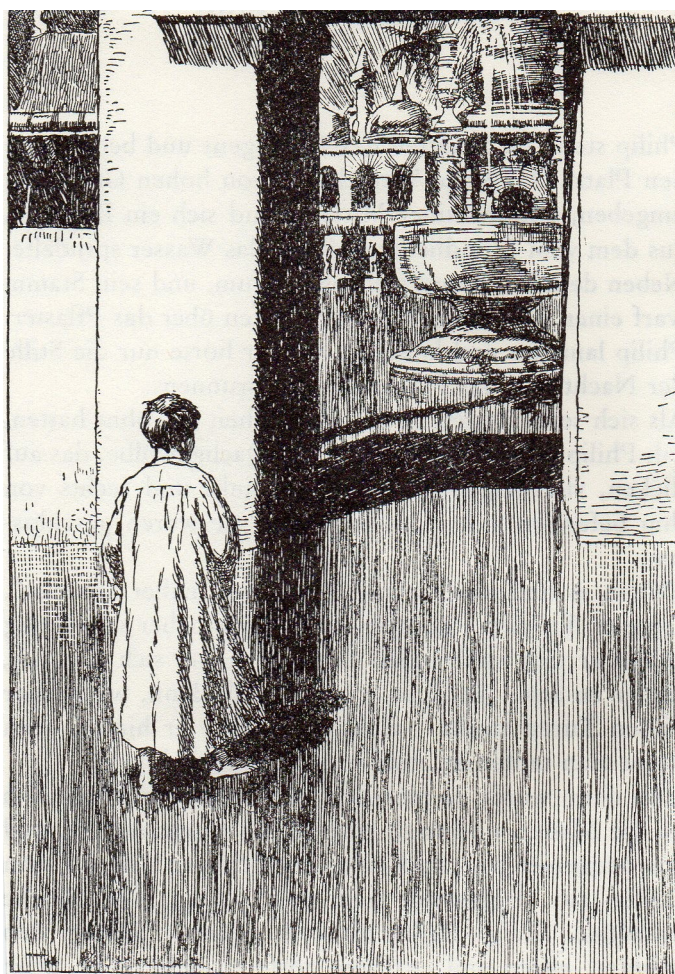
„Vermutlich träume ich,“ sagte Philip, „obwohl ich nicht sehe, wie ich eingeschlafen sein kann, gerade als ich die Türklinke drückte. Allerdings –“

Er stand in der Erwartung still, daß etwas geschehen werde. In Träumen geschieht immer etwas, und sei es nur, daß der Traum zu einem Ende kommt. Aber jetzt geschah nichts – Philip stand einfach ganz still da und spürte das warme, weiche Gras um seine Knöchel.

Dann, als sich seine Augen an die Dunkelheit der Ebene gewöhnt hatten, sah er ein Stück weit weg eine sehr steile Brücke, die zu einer dunklen Höhe führte, auf deren Gipfel weiß der Mond schien. Er ging darauf zu und als er näher kam, sah er, daß es weniger eine Brücke als eine Art Leiter war und daß sie zu einer schwindelnden Höhe über ihm reichte. Sie schien an einem Felsen weit oben gegen dunklen Himmel zu lehnen und das Innere des Felsens schien eine riesige dunkle Höhle zu sein.

Und jetzt war er dicht am Fuß der Leiter. Sie hatte keine Sprossen, sondern schmale Simse als Halt für Füße und Hände. Philip erinnerte sich an Jack und die Bohnenstange und schaute sehnsüchtig hoch, aber die Leiter war sehr sehr lang. Andererseits war sie das einzige, was irgendwohin zu führen schien, und er hatte genug davon, einsam in der grasigen Prärie zu stehen, wo er wirklich eine sehr lange Zeit gewesen zu sein schien. So setzte er Hände und Füße an die Leiter und begann hochzusteigen. Es war ein sehr langer Aufstieg. Es waren dreihundertacht Stufen, denn er zählte sie. Und die Stufen gab es nur auf einer Seite der Leiter, deshalb mußte er äußerst vorsichtig sein. Weiter stieg er, hoch und weiter, weiter und hoch, bis seine Füße wehtaten und seine Hände sich anfühlten, als würden sie vor Müdigkeit abfallen. Er konnte nicht weit hochschauen und wagte schon gar nicht, hinunterzuschauen. Es gab nichts, als zu steigen und zu steigen, und schließlich sah er den Platz, an dem die Leiter lehnte – eine Terrasse, in regelmäßigen Linien herausgehauen und, wie es schien, gehauen aus dem massiven Felsen heraus. Sein Kopf befand sich jetzt in einer Ebene mit dem Boden, jetzt seine Hände, jetzt seine Füße. Er sprang von der Leiter zur Seite und warf sich mit dem Gesicht nach unten auf den Boden, der kalt und glatt wie Marmor war. Dort lag er und holte vor Müdigkeit und Erleichterung tief Atem.

Ringsum herrschte große Stille, die beruhigte und besänftigte, und bald stand er auf und schaute sich um. Er befand sich nahe bei einem Torbogen mit sehr dicken Pfeilern und er ging darauf zu und schaute vorsichtig hinein. Es schien ein großes Tor zu sein, das auf einen offenen Platz führte, und dahinter konnte er undeutliche Gebäude erblicken, die wie Kirchen und Häuser aussahen. Aber alles war verlassen; das Mondlicht und er hatten den Ort, was immer er war, für sich.



*Dahinter konnte er undeutliche Gebäude erblicken,  
die wie Kirchen und Häuser aussahen.*

„Ich vermute, daß alle im Bett sind,“ sagte Philip und stand ein bißchen zitternd, aber sehr neugierig und interessiert, im schwarzen Schatten des merkwürdigen Torbogens.

## Kapitel II

### Retter oder Zerstörer

Philip stand im Schatten des dunklen Torbogens und schaute hinaus. Vor sich sah er einen großen Platz, umgeben von hohen unregelmäßigen Gebäuden. In der Mitte befand sich ein Springbrunnen, dessen Wasser, silbrig im Mondlicht, mit sanftem Plätschern stieg und fiel. Ein hoher Baum, dicht beim Torbogen, warf den Schatten seines Stamms über den Weg – ein breiter, schwarzer Balken. Philip lauschte, lauschte, lauschte, aber es gab nichts zu lauschen außer der tiefen nächtlichen Stille und dem leisen wechselnden Geräusch, das der Springbrunnen machte.

Seine Augen, die sich an die Dürsterkeit gewöhnten, zeigten ihm, daß er sich unter einem schweren gewölbten Dach befand, das von großen eckigen Pfeilern getragen wurde – rechts und links standen dunkle Türen, fest geschlossen.

„Ich werde diese Türen bei Tageslicht erforschen,“ sagte er. Er fühlte sich nicht besonders geängstigt. Aber er fühlte sich auch nicht besonders mutig. Doch er wünschte und beabsichtigte, mutig zu sein, deshalb sagte er: „Ich werde diese Türen erforschen. Wenigstens glaube ich das,“ fügte er hinzu, denn man muß nicht nur mutig sein, sondern auch ehrlich.

Und dann fühlte er sich plötzlich sehr schläfrig. Er lehnte sich gegen die Wand und bald schien es, daß sich hinsetzen weniger Probleme machte, und dann, daß sich hinlegen noch viel bequemer wäre. Eine Glocke ganz ganz weit entfernt schlug die Stunde: zwölf. Philip zählte bis neun, hörte aber den zehnten Glockenschlag nicht und auch nicht den elften und zwölfsten, weil er fest schlief, warm eingewickelt in den dicken gesteppten Morgenmantel, den Helen ihm im letzten Winter genäht hatte. Er träumte, daß alles so war, wie es gewesen war, bevor Dieser Mann kam und alles veränderte und Helen wegnahm. Er war in seinem kleinen Bett in ihrem kleinen Haus und Helen war gekommen, um ihn zu rufen. Er konnte das Sonnenlicht durch die geschlossenen Augenlider sehen – er hielt sie nur aus Spaß geschlossen, um zu hören, wie sie versuchte, ihn zu wecken, und bald würde er ihr verraten, daß er die ganze Zeit wach gewesen war, und sie würden zusammen darüber lachen.

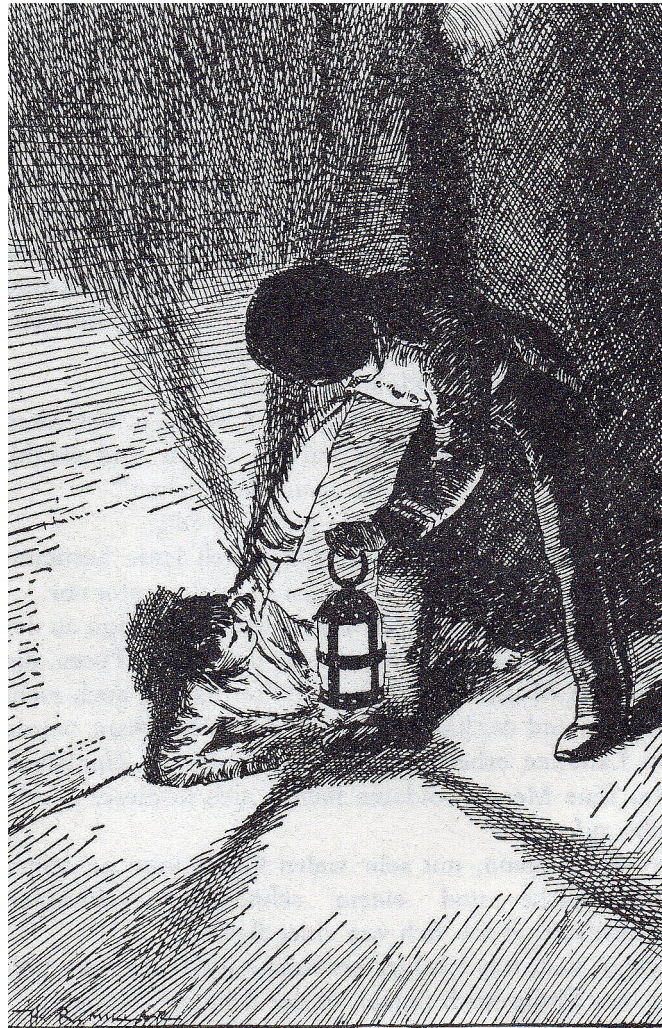
Und dann wurde er wach und er lag nicht zu Hause in seinem weichen Bett, sondern auf dem harten Boden eines großen fremden Pfortnerhauses und es war nicht Helen, die ihn schüttelte und sagte: „He – hörst du, wach doch auf“, sondern ein großer Mann in einer roten Jacke, und das Licht, das seine Augen blendete, kam gar nicht von der Sonne, sondern von einer Signallaterne, die der Mann ihm dicht vors Gesicht hielt.

„Was ist denn los?“ fragte Philip verschlafen.

„Das ist hier die Frage,“ sagte der Mann in Rot. „Komm mit zur Wache und leg Rechenschaft über dich ab, junger Freund.“

Er ergriff Philips Ohr sanft, aber fest zwischen sehr hartem Finger und Daumen.

„Lassen Sie los,“ sagte Philip. „Ich werde nicht weglaufen.“ Und er stand auf und fühlte sich sehr tapfer.



*„He – hörst du, wach doch auf.“*

Der Mann wechselte seinen Griff vom Ohr zur Schulter und führte Philip durch eine der Türen, die er bei Tageslicht zu erforschen gedacht hatte. Es war noch nicht Tag und der Raum, groß und kahl, mit einem Bogen an jedem Ende und mit kleinen Fenstern an den Seiten, war von Signallaternen und hohen Wachskerzen in Zinnständern erhellt. Philip schien der Raum voll mit Soldaten zu sein.

Ihr Hauptmann, mit einer großen Menge Gold an ihm und einem fescen schwarzen Schnurrbart, erhob sich von einer Bank.

„Sehn Sie mal, was ich gefangen habe, Sir,“ sagte der Mann, dem die Hand auf Philips Schulter gehörte.

„Hm,“ sagte der Hauptmann, „also ist es schließlich wahrhaftig passiert.“

„Was denn?“ sagte Philip.

„Na, du,“ sagte der Hauptmann. „Hab keine Angst, kleiner Mann.“

„Ich habe keine Angst,“ sagte Philip und fügte höflich hinzu: „Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir sagten, was Sie meinen.“ Dann sagte er etwas, das er Leute hatte sagen hören, wenn sie nach dem Weg zum Markt oder der Grünanlage fragten: „Ich bin hier ganz fremd,“ sagte er.



Ein fröhliches lautes Lachen ertönte von den Rotjacken.

„Es ist kein Benehmen, Fremde auszulachen,“ sagte Philip.

„Benimm dich gefälligst selber,“ sagte der Hauptmann scharf; „in diesem Land sprechen kleine Jungen erst, wenn sie angesprochen werden. Fremder, wie? Nun, das wußten wir nämlich schon.“

Obwohl Philip sich gerüffelt fühlte, so fühlte er sich doch auch großartig. Hier war er mitten in einem Abenteuer mit erwachsenen Soldaten. Er warf sich in die Brust und versuchte, männlich auszusehen.

Der Hauptmann setzte sich auf einen Stuhl am Ende eines langen Tisches, zog ein schwarzes Buch heran – ein schwarzes Buch, das staubbedeckt war – und fing an, eine rostige Schreibfeder an seinem Säbel zu reiben, welcher nicht rostig war.

„Nun komm,“ sagte er, indem er das Buch aufschlug, „erzähl mir, wie du hergekommen bist. Und denke daran, die Wahrheit zu sagen.“

„Ich sage *immer* die Wahrheit,“ sagte Philip stolz.

Alle Soldaten erhoben sich und salutierten ihm mit Blicken höchsten Staunens und Respekts.

„Na ja, fast immer,“ sagte Philip mit heißen Ohren und die Soldaten klapperten steif wieder auf die Bänke zurück und lachten abermals. Philip hatte vermutet, in der Armee gebe es mehr Disziplin.

„Wie bist du hergekommen?“ fragte der Hauptmann.

„Die große Brückentreppe herauf,“ sagte Philip.

Der Hauptmann schrieb emsig im Buch.

„Wozu bist du hergekommen?“

„Ich wußte nicht, was ich sonst machen sollte. Es gab nichts als endlose Prärie – und so kam ich hoch.“

„Du bist ein sehr kühner Junge,“ sagte der Hauptmann.

„Danke,“ sagte Philip. „Ich *möchte* es sein.“

„Mit welcher Absicht bist du hergekommen?“

„Ich habe es nicht mit Absicht gemacht – ich bin einfach gekommen.“

Der Hauptmann schrieb auch das auf. Und dann schauten er und Philip und die Soldaten einander schweigend an.

„Und?“ sagte Philip.

„Und?“ sagte der Hauptmann.

„Ich wünschte,“ sagte der Junge, „Sie würden mir sagen, was Sie damit gemeint haben, es sei schließlich wahrhaftig passiert. Und dann möchte ich, daß Sie mir den Weg nach Hause zeigen.“

„Wo möchtest du denn hin?“ fragte der Hauptmann.

„Die Adresse,“ sagte Philip, „ist Der Gutshof, Ravelsham, Sussex.“

„Kenn ich nicht,“ sagte der Hauptmann kurz, „und jedenfalls kannst du jetzt nicht dorthin zurück. Hast du nicht den Anschlag oben an der Leiter gelesen: ‚Unbefugtes Betreten wird strafrechtlich verfolgt‘? Du wirst strafrechtlich verfolgt, bevor du irgendwohin zurückgehen kannst.“

„Ich würde lieber verfolgt, als die Leiter wieder hinunterzugehen,“ sagte Philip. „Ich vermute, daß es nicht sehr schlimm sein wird, verfolgt zu werden, meine ich.“

Seine Vorstellung von Verfolgung stammte aus Büchern. Er hielt sie für etwas vage Unangenehmes, dem man verkleidet entkam – abenteuerlich und immer erfolgreich.

„Das zu entscheiden obliegt den Richtern,“ sagte der Hauptmann. „Es ist eine ernste Sache, unsere Stadt unbefugt zu betreten. Diese Wache hier ist ausdrücklich dafür da, es zu verhindern.“

„Kommen denn viele Unbefugte?“ fragte Philip. Der Hauptmann schien freundlich zu sein und Philip hatte einen Großonkel, der Richter war, deshalb ließ ihn das Wort „Richter“ mehr an Geldgeschenke und gute Ratschläge denken als an Justiz und Bestrafung.

„Viele Unbefugte – also wirklich!“ Der Hauptmann schnaubte beinahe seine Antwort. „Das ist es ja eben! Es hat nie zuvor einen gegeben. Du bist der erste. Jahr für Jahr hat hier eine Wache gewacht, denn als die Stadt erbaut wurde, sagten die Astrologen voraus, daß eines Tages ein Unbefugter kommen und unbeschreibliches Unheil anrichten werde. Deshalb ist es unser Privileg – wir sind die polistopolitanische Garde –, Wache über den einzigen Zugang zu halten, über den ein Unbefugter hereinkommen kann.“

„Darf ich mich setzen?“ sagte Philip plötzlich und die Soldaten machten für ihn auf der Bank Platz.

„Mein Vater und mein Großvater und alle meine Vorfahren waren bei der Wache,“ sagte der Hauptmann stolz. „Es ist eine sehr große Ehre.“

„Ich frage mich,“ sagte Philip, „warum ihr nicht das Ende eurer Leiter abschneidet – ich meine das obere Ende; dann kann niemand heraufkommen.“

„Das geht überhaupt nicht,“ sagte der Hauptmann, „weil es nämlich eine weitere Prophezeiung gibt. Der große Retter soll auf ihr heraufkommen.“

„Könnte ich nicht,“ schlug Philip zaghaft vor, „könnte ich nicht der Retter statt des Unbefugten sein? Das wäre ich nämlich lieber.“

„Das glaube ich gern,“ sagte der Hauptmann, „aber man kann nicht Retter sein, nur weil man es lieber ist.“

„Und soll außer diesen beiden niemand sonst die Leiterbrücke hochkommen?“

„Das wissen wir nicht; das ist es ja eben. Du weißt, wie Prophezeiungen sind.“

„Ich fürchte, ich weiß es nicht – genau.“

„So vage und verworren, meine ich. Die, von der ich dir erzählt habe, geht ungefähr so:

*Wer kommt da die Leiter rauf?  
Paßt auf, paßt auf!  
Kopf mit Stahlblick, Rotschopf drauf,  
Streit und Leid und Schmerz zuhauf,  
alles kommt die Leiter rauf.*

Du siehst, wir können nicht sagen, ob das nur eine Person bedeutet oder eine Menge Leute mit Stahlblick und roten Haaren.“

„Mein Haar hat nur unscheinbare Jungsfarbe,“ sagte Philip; „das sagt meine Schwester, und meine Augen sind blau, glaube ich.“

„Kann ich bei diesem Licht nicht sehen,“ der Hauptmann stützte die Ellbogen auf den Tisch und schaute ernst dem Jungen in die Augen. „Nein, kann ich nicht sehen. Die andere Prophezeiung lautet :

*Aus der Tiefe wird er die Leiter hochsteigen,  
der König, und nehmen, was nur ist sein eigen;  
er wird sich der Stadt als der Retter zeigen  
und was er geschaffen hat, sei ihm zu eigen.  
Habt acht auf der Wacht! Gebt acht wohlbedacht,  
der König kommt hoch auf der Leiter bei Nacht.“*

„Ganz toll.“ sagte Philip; „ich liebe Gedichte. Kennen Sie noch mehr?“

„Es gibt natürlich haufenweise Prophezeiungen,“ sagte der Hauptmann; „etwas müssen die Astrologen schließlich für ihr Geld tun. Hier ist eine recht hübsche:

*In jeder Nacht, wenn die Sterne blinken,  
kommen die Wachen heraus, um zu trinken,  
wenn die Uhr schlägt zwei.  
In Nächten so schwarz, als ob kein Stern mehr schiene,  
trinken die Wachen in ihrer Kantine,  
wenn die Uhr schlägt zwei.*

Heute nacht gibt es keine Sterne. Deshalb werden die Getränke hier serviert. Es macht weniger Mühe, als über den Platz in die Kantine zu gehen, und das Prinzip ist dasselbe. Prinzip ist das Wichtigste bei einer Prophezeiung, mein Junge.“

„Ja,“ sagte Philip. Und dann schlug wieder die ferne Glocke. Eins, zwei. Und draußen ertönte ein leichtes Getrappel von Füßen.

Ein Soldat stand auf – salutierte seinem Offizier und riß die Tür auf. Es gab eine kurze Pause; Philip erwartete, daß jemand mit einem Tablett und Gläsern hereinkam, wie man es bei seinem Großonkel machte, wenn Gentlemen plötzlich durstig zu Zeiten waren, die keine Essenszeiten waren.

Aber stattdessen, nach dieser kurzen Pause, traten ein Dutzend Windhunde anmutig auf ihren gepolsterten katzenartigen Füßen herein, und um den Hals jedes Hundes war ein rundliches Ding gebunden, das wie eines der kleinen Fässer aussah, die Bernhardinerhunde auf den Bildern um den Hals tragen. Und als die Dinger losgebunden und auf den Tisch gelegt waren, sah Philip fasziniert, daß es keine Fässer waren, sondern Kokosnüsse.

Die Soldaten holten von einem hohen Regal Zinnbecher – bohrten die Kokosnüsse mit ihren Bajonetten auf und gossen die Kokosmilch heraus. Sie hatten alle zu trinken; so wurde die Prophezeiung wahr und was mehr ist, sie gaben auch Philip etwas ab. Die Kokosmilch war köstlich und es gab für ihn so viel, wie er wollte. Ich habe nie so viel Kokosmilch bekommen, wie ich wollte. Ihr vielleicht?

Dann wurden die leeren Kokosnüsse den Hunden wieder um den Hals gebunden und hinaus gingen sie, schlank und schön, je zu zweit, auf höchst liebenswerte und geordnete Weise, wobei sie mit den dünnen Schwänzen wedelten.

„Sie bringen die Kokosnüsse zur Stadtküche,“ sagte der Hauptmann, „um zu Kokoseis für das Armeefrühstück gemacht zu werden; spare in der Zeit, so hast du nämlich in der Not. Wir vergeuden hier nichts, mein Junge.“ Philip war jetzt über seinen Rüffel hinweggekommen. Ihm kam es jetzt so vor, als ob der Hauptmann mit ihm als Mann zu Mann sprach. Helen war fortgegangen und hatte ihn verlassen; nun, er lernte, ohne Helen zurechtzukommen, Und er war dem Gut und Lucy und dieser Kinderfrau entronnen. Er war ein Mann unter Männern. Und da, gerade als er sich höchst männlich und bedeutend fühlte und durchaus fähig, jeder Anzahl von Richtern entgegenzutreten, ertönte ein kleines Pochen an die Tür der Wache und eine sehr kleine Stimme sagte:

„Ach, laßt mich doch bitte ein.“

Dann ging langsam die Tür auf.

„Na, komm rein, wer immer du bist,“ sagte der Hauptmann. Und die Person, die hereinkam, war – Lucy. Lucy, von der Philip gedacht hatte, er sei sie losgeworden – Lucy, die das neue hassenswerte Leben verkörperte, für das Helen ihn verlassen hatte. Lucy, in ihrem Sergerock und Pullover, mit ihren kleinen gepflegten blonden Zöpfen und diesem unsicheren Ich-wünschte-wir-könnten-Freunde-sein-Lächeln. Philip war wütend. Es war zu schlimm.

„Und wer ist das?“ sagte der Hauptmann freundlich.

„Ich bin's – Lucy,“ sagte sie. „Ich bin mit *ihm* heraufgekommen.“

Sie zeigte auf Philip. „Kein Benehmen,“ dachte Philip verbittert.

„Nein, bist du nicht,“ sagte er kurz.

„Doch – ich war dicht hinter dir, als du die Leiterbrücke hochgeklettert bist. Und ich habe seitdem allein gewartet, als du geschlafen hast und so. Und ich *wußte*, daß er sich ärgern würde, wenn er wußte, daß ich kam,“ erklärte sie den Soldaten.

„Ich bin *nicht* verärgert,“ sagte Philip tatsächlich sehr verärgert, aber der Hauptmann gab ihm ein Zeichen, still zu sein. Dann wurde Lucy befragt und ihre Antworten wurden in das Buch geschrieben und als das erledigt war, sagte der Hauptmann: „Also ist dieses kleine Mädchen eine Freundin von dir?“

„Nein,“ sagte Philip heftig, „sie ist nicht meine Freundin und sie wird es nie sein. Ich bin ihr begegnet, das ist alles, und ich will ihr nicht wieder begegnen.“

„Du *bist* unfreundlich,“ sagte Lucy.

Und dann herrschte tiefes Schweigen, höchst unangenehm für Philip. Die Soldaten, bemerkte er, schauten ihn jetzt kalt an. Das war alles Lucys Schuld. Warum mußte sie kommen und sich dazwischendrängen und alles verderben? Jeder andere außer einem Mädchen hätte gewußt, daß eine Wachstube nicht der richtige Ort für ein Mädchen war. Er machte ein finsternes Gesicht und sagte nichts. Lucy hatte sich an die Knie des Hauptmanns geschmiegt und er streichelte ihr Haar.

„Arme Kleine,“ sagte er. „Ihr müßt jetzt schlafen gehen, damit ihr ausgeruht seid, ehe ihr morgen zum Gerichtssaal geht.“

Sie bereiteten Lucy ein Bett aus Soldatenmänteln auf einer Bank und Bärenfellmützen sind die besten Kissen. Philip hatte auch einen Soldatenmantel und eine Bank und eine Bärenfellmütze – aber was nützte es? Alles war versaut. Wäre Lucy nicht gekommen, wäre die Wachstube ein fast so guter Schlafplatz gewesen wie das Zelt im Feld. Aber sie *war* gekommen und jetzt war die Wachstube nicht besser als jedes olle Kinderschlafzimmer. Und wodurch hatte sie es gewußt? Wie war sie hergekommen? Wie hatte sie ihren Weg zu der unendlichen Prärie gemacht, wo er den geheimnisvollen Anfang der Leiterbrücke gefunden hatte? Er schlief ein als zusammengeknüllter Klumpen aus stachligem Mißmut und unterdrückter Wut.

Als er aufwachte, herrschte helles Tageslicht und ein Soldat sagte: „Wacht auf, Unbefugte, Frühstück – –“ „Toll,“ dachte Philip, „militärisches Frühstück zu kriegen.“ Dann fiel ihm Lucy ein und er haßte sie dafür, daß sie hier war, und fand wieder, sie habe alles verdorben.

Ich selbst würde mir nichts aus einem Frühstück machen, das aus Kokoseis, Pfefferminzcreme, Brot und Butter und süßer Milch besteht. Aber die Soldaten schienen es zu genießen. Und es hätte Philip genau so zugesagt, wenn er nicht gesehen hätte, daß Lucy es auch genoß.

„Ich hasse gefräßige Mädchen,“ sagte er sich, denn er befand sich jetzt in dem Zustand blinder Wut, in dem man alles haßt, was die Person, auf die man wütend ist, tut oder sagt oder ist.

Und jetzt war es an der Zeit, zum Gerichtsgebäude aufzubrechen. Die Wache formierte sich draußen und Philip bemerkte, daß jeder Soldat auf einer Art grüner Matte stand. Als der Befehl zum Abmarsch gegeben wurde, rollte jeder Soldat schnell und fachmännisch seine grüne Matte zusammen und klemmte sie unter den Arm. Und wo immer sie wegen der Menschenmenge anhielten, entrollte jeder Soldat seine Matte und stand auf ihr, bis es soweit war, weiterzugehen. Und sie mußten mehrmals stehenbleiben, denn die Menge war auf den großen Plätzen und in den engen Straßen der Stadt sehr dichtgedrängt.

Es war eine wundervolle Menge. Da waren Männer, Frauen und Kinder in jeder Art von Tracht. Italienisch, spanisch, russisch; französische Bauern in blauen Blusen und Holzschuhen, Handwerker in der Kleidung, die englische Arbeiter vor hundert Jahren trugen. Norweger, Schweden, Schweizer, Türken, Griechen, Inder, Araber, Chinesen, Japaner neben Indianern in Fellkleidung und Schotten in Kilts mit Sporrans. Philip wußte nicht, zu welcher Nation die meisten der Trachten gehörten – für ihn war es nur ein brillantes Flickwerk aus Gold und heiteren Farben. Es erinnerte ihn an das Kostümfest, auf dem er einmal mit Helen gewesen war, als er ein Piratenkostüm getragen hatte und sich darin sehr albern vorkam. Ihm fiel auf, daß kein einziger Junge in dieser ganzen Menge so gekleidet war wie er – was er für die einzig korrekte Kleidung für Jungen hielt.

Lucy ging neben ihm. Einmal, gleich nachdem sie losgegangen waren, sagte sie:

„Hast du keine Angst, Philip?“ und er antwortete nicht, obwohl er sich danach sehnte zu sagen: „Natürlich nicht. Nur Mädchen haben Angst.“ Aber er dachte, es sei unfreundlicher, nichts zu sagen, deshalb sagte er es.

Als sie zum Gerichtsgebäude kamen, ergriff sie seine Hand und sagte:

„Oh!“ sehr laut und plötzlich; „erinnert es dich nicht an etwas?“ fragte sie.

Philip zog seine Hand weg und sagte „nein“, ehe ihm einfiel, daß er beschlossen hatte, nicht mit ihr zu sprechen. Und das „nein“ war völlig unwahr, denn das Gebäude erinnerte ihn durchaus an etwas, obwohl er nicht hätte sagen können, woran.

Die Gefangenen und ihre Bewacher passierten durch einen großen Bogen zwischen prachtvollen silbernen Pfeilern und gingen einen weiten Flur entlang, gesäumt von Soldaten, die alle salutierten.

„Salutieren Ihnen alle Soldaten?“ fragte Philip den Hauptmann, „oder nur Ihre?“

„Ihr seid es, denen salutiert wird,“ sagte der Hauptmann; „unsere Gesetze schreiben vor, allen Gefangenen zu salutieren aus Respekt vor ihrem Mißgeschick!“

Der Richter saß auf einem hohen Bronzethron mit kolossalen Bronzedrachen an jeder Seite und breiten, flachen Stufen aus Elfenbein, schwarz und weiß.

Zwei Diener breiteten eine runde Matte oben auf den Stufen vor dem Richter aus – eine gelbe Matte war es und sehr dick und er stand auf und salutierte den Gefangenen („wegen eures Mißgeschicks,“ flüsterte der Hauptmann).

Der Richter trug eine hellgelbe Robe mit einem grünen Gürtel und keine Perücke, sondern einen sehr seltsam geformten Hut, den er die ganze Zeit aufbehielt.

Die Verhandlung dauerte nicht lange und der Hauptmann sagte wenig und der Richter noch weniger, während die Gefangenen überhaupt nichts sagen durften. Der Richter schlug etwas in einem Buch nach und beriet sich mit dem Kronanwalt und einer saueröpfisch aussehenden Person in Schwarz. Dann setzte er seine Brille auf und sprach:

„Angeklagte, ihr seid des unbefugten Betretens für schuldig befunden worden. Die Strafe darauf ist der Tod – wenn der Richter die Angeklagten nicht leiden kann. Wenn er sie leiden kann, ist die Strafe lebenslängliches Gefängnis oder bis der Richter Zeit gefunden hat, es zu überdenken. Entfernt die Gefangenen!“

„Ach, *nicht* doch!“ rief Philip und weinte beinahe.

„Ich dachte, du hättest keine Angst,“ flüsterte Lucy.

„Ruhe im Gerichtssaal,“ sagte der Richter.

Dann wurden Philip und Lucy entfernt.

Sie wurden durch Straßen abgeführt, die ganz anders waren als die, durch die sie gekommen waren, und schließlich kamen sie an der Ecke eines Platzes zu einem großen Haus, das ganz schwarz war.

„Da sind wir,“ sagte der Hauptmann freundlich. „Lebt wohl und das nächste Mal mehr Glück.“

Der Gefängniswärter, ein Herr in schwarzem Samt, mit einer Halskrause und einem Spitzbart, kam heraus und begrüßte sie herzlich.

„Guten Tag, meine Lieben,“ sagte er. „Ich hoffe, ihr werdet euch hier wohlfühlen. Missetäter erster Klasse, vermute ich?“ fragte er.

„Natürlich,“ sagte der Hauptmann.#

„Oberste Etage, wenn ich bitten darf,“ sagte der Gefängniswärter höflich und trat zurück, um die Kinder vorbeizulassen. „Nach links und die Treppe hoch.“



„Oberste Etage, wenn ich bitten darf,“  
sagte der Gefängniswärter höflich.

Die Treppe war dunkel und ging weiter und weiter und herum und herum und aufwärts und aufwärts. Ganz oben befand sich ein großes Zimmer, einfach möbliert mit Tisch, Stühlen und einem Schaukelstuhl. Wer braucht mehr Möbel als das?

„Ihr habt die beste Aussicht der ganzen Stadt,“ sagte der Gefängniswärter, „und ihr werdet für mich Gesellschaft sein. Was? Man hat mir die Stellung des Gefängniswärters gegeben, weil es angenehme, leichte, weltmännische Arbeit ist und mir Zeit zum Schreiben läßt. Ich bin nämlich Literat. Aber manchmal habe ich es ein bißchen einsam gefunden. Ihr seid die ersten Gefangenen, die ich je hatte, versteht ihr. Wenn ihr mich entschuldigen wollt, werde ich für euch Essen bestellen. Ihr werdet mit den gelehrten Diskussionen und anregenden Unterhaltungen zufrieden sein, bin ich mir sicher.“

Sobald sich die Tür hinter dem schwarzen Rücken des Gefängniswärters geschlossen hatte, wandte sich Philip an Lucy. „Ich hoffe, du bist zufrieden,“ sagte er bitter. „Das kommt alles nur durch *dich*. Sie hätten mich freigelassen, wenn du nicht hier wärst. Wozu in aller Welt wolltest du herkommen? Warum bist du hinter mir hergerannt? Du weißt, daß ich dich nicht leiden kann.“

„Du bist der hassenswerteste, unangenehmste, schrecklichste Junge auf der ganzen Welt,“ sagte Lucy nachdrücklich – „so!“

Das hatte Philip nicht erwartet. Er trat ihm entgegen, so gut er konnte.

„Jedenfalls bin ich keine kleine Schleicherin von weißer Maus, die sich da hineindrängt, wo sie nicht erwünscht ist,“ sagte er.

Und dann standen sie da, schauten sich an und atmeten schnell, beide.

„Ich bin lieber eine weiße Maus als ein gemeiner Rüpel,“ sagte Lucy schließlich.

„Ich bin kein Rüpel,“ sagte Philip.

Dann herrschte weiteres Schweigen. Lucy schniefte. Philip schaute sich in dem kahlen Raum um und plötzlich wurde ihm klar, daß er und Lucy Gefährten im Unglück waren, egal, wessen Schuld es war, daß man sie eingesperrt hatte. Deshalb sagte er:

„Schau mal, ich mag dich nicht und ich werde nicht so tun, als ob ich dich mag. Aber ich mache erst einmal Pax, wenn du möchtest. Wir müssen irgendwie von hier entkommen und ich helfe dir, wenn du willst, und du mußt mir helfen, wenn du kannst.“

„Danke,“ sagte Lucy in einem Ton, der alles bedeuten konnte.

„Also machen wir Pax und schauen, ob wir durch das Fenster fliehen können. Dort könnte Efeu sein – oder ein getreuer Page mit einer Strickleiter. Habt ihr einen Pagen auf dem Gutshof?“

„Es gibt zwei Stalljungen,“ sagte Lucy, „aber ich glaube nicht, daß sie getreu sind, und ich meine, daß dies alles viel magischer ist, als du denkst.“

„Natürlich weiß ich, daß es magisch ist,“ sagte er ungeduldig; „aber es ist auch ganz real.“

„Oh, es ist real genug,“ sagte Lucy.

Sie lehnten sich aus dem Fenster. Ach, da war kein Efeu. Ihr Fenster befand sich sehr weit oben und als sie die Mauer außen anfaßten, fühlte sie sich glatt wie Glas an.

„Das geht nicht,“ sagte er und beide lehnten sich noch weiter aus dem Fenster und schauten auf die Stadt hinunter. Da gab es starke Türme und dünne Minarette und Paläste, die Palmen und Springbrunnen und Gärten. Ein weißes Gebäude gegenüber auf dem Platz sah merkwürdig bekannt aus. Konnte es wie die St. Pauls-Kathedrale sein, die anzusehen Philip einmal mitgenommen worden war, als er sehr klein war, und an die er sich nie erinnern konnte? Nein, er konnte sich nicht einmal jetzt an sie erinnern. Die beiden Gefangenen schauten in langem Schweigen hinaus. Weit unten lag die Stadt; ihre Bäume schwankten sanft in der Brise, Blumen leuchteten in einem hellen, vielfarbigen Flickwerk; die Kanäle, die die großen Plätze durchschnitten, glänzten im Sonnenlicht und die Bewohner der Stadt liefen kreuz und quer über die Plätze und Straßen und gingen ihren Angelegenheiten nach.

„Hör mal!“ sagte Lucy plötzlich, „willst du etwa sagen, du weißt es nicht?“

„Was denn?“ sage Philip ungeduldig.

„Wo wir sind. Was es ist. Weißt du es nicht?“

„Nein. Nicht besser als du.“



„Hast du nicht alles schon einmal gesehen?“

„Nein, natürlich nicht. Du auch nicht.“

„Na schön. Allerdings *habe* ich es schon gesehen,“ sagte Lucy, „und du auch. Aber ich werde dir nicht sagen, was es ist, es sei denn, du bist nett zu mir.“ Ihr Tom war ein bißchen traurig, aber ganz fest.

„Ich *bin* nett zu dir. Ich habe dir gesagt, daß Pax ist,“ sage Philip. „Sag mir, was du denkst, was es ist.“

„Ich meine nicht diese Art von erhabener, gleichständischer Pax, sondern richtige Pax. Ach, sei nicht so greulich, Philip. Ich brenne darauf, es dir zu sagen – aber ich will es nicht, wenn du weiter so bist, wie du bist.“

„Ich bin in Ordnung,“ sagte Philip, „jetzt heraus damit!“

„Nein. Du mußt sagen: ‚Es ist Pax und ich werde dir beistehen, bis wir hier hinauskommen, und ich werde immer wie ein echter Freund handeln und mein Bestes versuchen, dich zu mögen‘. Natürlich kannst du das nicht, wenn du mich nicht leiden kannst, aber du solltest es versuchen. Sprich es mir nach, ja?“

Ihr Ton war so freundlich und überredend, daß er sich dabei ertappte, wie er ihr nachsprach: „Ich, Philip, willige ein zu versuchen, dich, Lucy, zu mögen und dir beizustehen, bis wir hier heraus sind, und immer die Rolle eines edlen Freundes von dir zu spielen. Und es besteht wirkliche Pax. Hand darauf!“

„Nun aber,“ sagte er, als sie sich die Hand gegeben hatten, und Lucy sprach diese Worte:

„Siehst du denn nicht? Es ist deine eigene Stadt, in der wir uns befinden, deine eigene Stadt, die du auf den Tischen im Wohnzimmer gebaut hast? Sie ist durch Magie groß geworden, so daß wir hineinkonnten. Schau mal,“ sie zeigte aus dem Fenster, „sieh diese große goldene Kuppel, das ist eine der Messingfingerschalen, und das weiße Gebäude ist mein altes Modell der St. Pauls-Kathedrale. Und da drüben ist der Buckinghampalast mit dem geschnitzten Eichhörnchen obendrauf, und die Schachfiguren und die blauen und weißen Porzellanpfefferstreuer; und das Gebäude, in dem wir sind, ist die schwarze japanische Schatulle.“

Philip schaute und er sah, daß das, was sie sagte, stimmte. Es *war* seine Stadt.

„Aber ich habe keine Innereien in meine Gebäude hineingebaut,“ sagte er; „und warum hast *du* überhaupt gesehen, was ich gebaut habe?“

„Die Innereien sind Teil der Magie, vermute ich,“ sagte Lucy, „und ich habe die Städte, die du gebaut hast, gesehen, als Tantchen mich letzten Abend nach Hause brachte, nachdem du ins Bett geschickt worden warst. Und ich liebte sie. Und ach, Philip, ich bin so froh, daß Pax ist, weil ich doch denke, daß du so furchtbar geseheist bist, deine schönen Sachen zu bauen, und Tantchen dachte das auch. Und ich wußte, die Kinderfrau würde alles einreißen. Ich habe sie angefleht, es nicht zu machen, aber sie war unerbitterlich und so bin ich aufgestanden, habe mich angezogen und bin hinuntergegangen, um sie noch einmal bei Mondlicht anzuschauen. Und ein paar Bausteine und Schachfiguren waren heruntergefallen. Ich vermute, die Kinderfrau hat sie runtergeworfen. Deshalb habe ich sie wieder hineingebaut, so gut ich konnte – und ich habe es über alles geliebt und dann ging die Tür auf und ich versteckte mich unter dem Tisch und du bist hereingekommen.“

„Also warst du da – hast du bemerkt, wie die Magie anfing?“

„Nein, aber alles wurde zu Gras und dann sah ich dich in weiter Entfernung eine Leiter hochsteigen. Also bin ich dir nachgegangen. Aber ich habe dich mich nicht sehen lassen. Ich wußte, du würdest böse sein. Und dann habe ich bei der Tür der Wache hineingeschaut und ich wollte doch so gern etwas von der Kokosmilch.“

„Wann hast du herausgefunden, daß es *meine* Stadt ist?“

„Ich fand, irgendwie würden die Soldaten wie meine Bleisoldaten aussehen. Aber ich war mir nicht sicher, bis ich den Richter sah. Er ist ja nur olle Noah aus der Arche.“

„Er ist es!“ rief Philip; „wie wundervoll! Wie absolut wundervoll! Ich wünschte, wir wären keine Gefangenen. Wäre es nicht toll, durch alles zu gehen – in alle Gebäude, um zu sehen, worin sich ihre Innereien verwandelt haben? Und alle die anderen Leute. *Sie* habe ich nicht hineingesetzt.“

„Das ist weitere Magie, vermute ich. Aber – ach, wir werden es mit der Zeit herausfinden.“

Sie klatschte in die Hände. Im selben Moment ging die Tür auf und der Gefängniswärter erschien.

„Ein Besucher für euch,“ sagte der und trat beiseite, um jemanden hereinzulassen, jemanden groß und dünn mit einem schwarzen Kapuzenumhang und einer schwarzen Halbmaske, wie sie Leute im Karneval tragen. Als der Wärter die Tür geschlossen und weggegangen war, nahm die große Gestalt die Maske ab und ließ den Umhang fallen, wodurch sie den überraschten, aber wiedererkennenden Augen der Kinder die wohlbekannte Gestalt Mr. Noahs zeigte – des Richters.

„Guten Tag!“ sagte er. „Dies ist ein kleiner inoffizieller Besuch. Ich hoffe, ich bin nicht in einem ungünstigen Moment gekommen?“

„Wir sind sehr froh,“ sagte Lucy, „weil Sie uns sagen können –“

„Ich werde keine Fragen beantworten,“ sagte Mr. Noah und setzte sich steif auf seine gelbe Matte, „aber ich werde euch etwas erzählen. Wir wissen nicht, wer ihr seid. Aber ich selbst glaube, daß ihr vielleicht der Retter seid.“

„Beide von uns?“ sagte Philip eifersüchtig.

„Einer oder beide. Die Prophezeiung sagt nämlich, daß die Haare des Zerstörers rot sind. Aber ehe ich die Bevölkerung dazu kriege, dessen sicher zu sein, wären meine Haare durch Nachdenken und Streit grau. Manche Leute sind so holzköpfig. Und ich bin nicht ans Nachdenken gewöhnt. Ich muß es nicht oft machen. Es peinigt mich.“

Die Kinder sagten, es tue ihnen leid. Philip fügte hinzu:

„Erzählen Sie uns doch bitte ein bißchen von Ihrer Stadt. Das ist keine Frage. Wir möchten wissen, ob es Magie ist. Das ist auch keine Frage.“

„Ich war dabei, es euch zu erzählen,“ sagte Mr. Noah, „und ich werde keine Frage beantworten. Natürlich ist es Magie. Alles auf der Welt ist Magie, bis man es versteht.“

Und nun zur Stadt. Ich will euch ein bißchen von unserer Geschichte erzählen. Vor vielen tausend Jahren wurden alle Städte unseres Landes von einem gewaltigen und mächtigen Riesen erbaut, der das Material von nah und fern heranbrachte. Der Ort wurde zum Teil von Personen seiner Wahl bevölkert und zum Teil von

einer Art selbsttätiger Magie, die ziemlich schwer zu erklären ist. Sobald die Städte gebaut und die Bewohner plaziert waren, begann das Leben der Stadt und es war für die, die es lebten, als wäre es immer so gewesen. Die Handwerker werkten, die Musiker musizierten und die Dichter dichteten. Die Astrologen, die sich in einem hohen Turm wiederfanden, der offenbar für solche Zwecke bestimmt war, fingen an, die Sterne zu beobachten und zu prophezeien.“

„Den Teil kenne ich,“ sagte Philip.

„Sehr gut,“ sagte der Richter. „Dann weißt du genug. Jetzt möchte ich euch beide um einen kleinen Gefallen bitten. Würde es euch etwas ausmachen zu fliehen?“

„Wenn wir es nur könnten,“ seufzte Lucy.

„Die Belastung meiner Nerven ist zu groß,“ sagte Mr. Noah gefühlvoll. „Flieht, meine lieben Kinder, mir zu liebe, einem sehr alten Mann mit mäßiger Gesundheit und schwachen Lebensgeistern.“

„Aber wie –“

„Ach, ihr geht einfach hinaus. Du, mein Junge, kannst dich mit deinem Morgenrock verkleiden, der, wie ich sehe, auf den Stuhl dort gelegt worden ist, und ich werde meinen Umhang für dich dalassen, Kleine.“

Beide sagten „Danke“ und Lucy fügte hinzu: „Aber *wie*?“

„Durch die Tür,“ sagte der Richter. „Es gibt eine Regel, Gefangenen das Ehrenwort abzunehmen, nicht zu fliehen, aber es hat schon so lange keine Gefangenen gegeben, daß ich nicht vermute, man habe euch das Ehrenwort abgenommen. Nicht? Ihr könnt einfach zur Tür hinausgehen. Es gibt viele mitmenschliche Personen in der Stadt, die euch helfen werden, euch zu verstecken. Der Haustürschlüssel dreht sich leicht und ich werde ihn noch ölen, wenn ich hinausgehe. Lebt wohl – vielen Dank, daß ihr meinem kleinen Plan zustimmt. Nehmt den Segen eines alten Mannes an. Aber erzählt es nicht dem Wärter. Er würde mir niemals verzeihen.“

Er stand von seiner Matte auf, rollte sie zusammen und ging.

„Na!“ sagte Lucy.

„Na!“ sagte Philip.

„Ich denke, wir gehen?“ sagte er. Aber Lucy sagte: „Was ist mit dem Wärter? Wird er es nicht kriegen, wenn wir abhauen?“

Philip spürte, daß dies wahr sein könnte. Es war ärgerlich und so schlimm, wie bei seiner Ehre gepackt zu werden.

„Mist!“ sagte er nur.

Und da kam der Gefängniswärter herein. Er sah bleich und bekümmert aus.

„Es tut mir so schrecklich leid,“ fing er an. „Ich dachte, ich hätte meine Freude daran, euch hierzuhaben, aber meine Nerven sind mehr schlecht als recht. Der bloße Klang eurer Stimmen. Ich kann keine Zeile schreiben. Mein Gehirn torkelt. Ob ihr wohl lieb genug seid, eine Kleinigkeit für mich zu tun? Hättet ihr etwas dagegen zu fliehen?“

„Aber würden Sie denn keinen Ärger kriegen?“

„Nichts könnte schlimmer sein als das hier,“ sagte der Wärter mit Gefühl. „Ich hatte keine Ahnung, daß Kinderstimmen so durchdringend sind. Geht, geht, ich flehe euch an zu fliehen. Aber erzählt es nicht dem Richter. Ich bin sicher, daß er mir niemals verzeihen würde.“

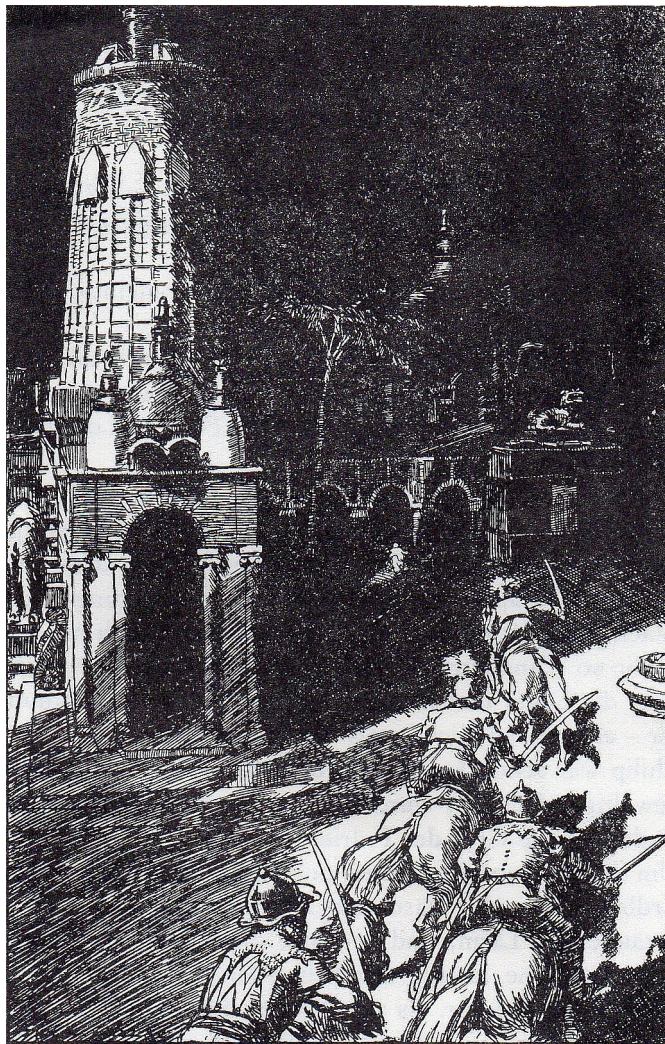
Welcher Gefangene wäre danach nicht sofort geflohen?

Die beiden Kinder warteten nur, bis das Geräusch der Schlüssel des Wärters auf der Treppe erstarb, um ihre Tür zu öffnen, die vielen Stufen hinunterzurennen und aus der Gefängnistür zu schlüpfen. Sie gingen ein kurzes Stück schweigend. Eine Menge Leute waren unterwegs, aber niemand schien sie zu bemerken.

„Wo sollen wir langgehen?“ fragte Lucy. „Ich wünschte, wir hätten ihn gefragt, wo die Mitmenschlichen wohnen.“

„Ich denke,“ begann Philip, aber es war Lucy nicht bestimmt zu erfahren, was er dachte.

Plötzlich ertönte ein Ruf, dann Getrappel von Pferdehufen und alle Gesichter auf dem Platz wandten sich ihnen zu.



*Und hinter ihm das Getrappel wilder Verfolgungsjagd.*

„Sie haben uns gesehen,“ rief Philip. „Renn, renn, renn!“

Er selbst rannte und er rannte auf das Pförtnerhaus zu, das am oberen Ende der Leiter stand, auf der sie heraufgekommen waren, und hinter ihm kamen die Rufe und das Getrappel wilder Verfolgungsjagd. Der Hauptmann stand allein im Torweg und gerade als Philip das Tor erreichte, ging der Hauptmann in die Wachstube und tat so, als sähe er nichts. Philip war noch nie so weit und so schnell gerannt. Sein Atem kam in tiefen Schluchzern, aber er erreichte die Leiter und fing an, schnell hinunterzusteigen. Es war leichter als hinaufzuklettern.

Er war beinahe am Ende angelangt, als die ganze Leiterbrücke wild in die Luft sprang und er fiel von ihr herunter und rollte in das dichte Gras der unendlichen Prärie.

Um ihn herum war die Luft von gewaltigen Geräuschen erfüllt wie der Krach bei den Erdbeben, die schöne große Paläste zerstören wie auch Fabriken, die groß, aber nicht schön sind. Es war betäubend, es war endlos, es war unerträglich.

Doch er mußte dies und noch mehr ertragen. Denn jetzt spürte er ein seltsames schwellendes Gefühl in den Händen, dann im Kopf – dann überall. Es war äußerst schmerzhaft. Er wälzte sich in seiner Pein herum und sah den Fuß eines enormen Riesen ganz dicht bei sich. Der Fuß hatte einen breiten, flachen, häßlichen Schuh an und schien aus grauen, niedrig hängenden, schwingenden Vorhängen zu kommen. Da war auch eine gigantische Säule, schwarz gegen das Grau. Die Leiterbrücke, heruntergerissen, lag nicht weit von ihm auf dem Boden.

Schmerz und Angst überwältigten Philip und er hörte auf, irgend etwas wahrzunehmen oder zu fühlen oder zu wissen.

Als er sein Bewußtsein wiedererlangte, fand er sich unter dem Tisch im Wohnzimmer wieder. Das schwellende Gefühl war vorbei und er schien nicht größer zu sein als er normalerweise war.

Er konnte die flachen Füße der Kinderfrau und den unteren Teil ihres Rocks sehen und ein Klappern und Rumpeln oben auf dem Tisch sagte ihm, daß sie machte, was sie zu machen gesagt hatte, und seine Stadt zerstörte. Er sah auch eine schwarze Säule, die das Bein des Tisches war. Ab und zu ging die Kinderfrau weg, um etwas, das er zum Bauen benutzt hatte, zurück auf seinen ordnungsgemäßen Platz zu stellen. Und einmal stieg sie auf einen Stuhl und er hörte das Klimpern der Lüsterkristalle, als sie sie an ihre Stellen am Kronleuchter hängte.

„Wenn ich ganz still liege,“ sagte er, „wird sie mich vielleicht nicht sehen. Aber ich frage mich doch, wie ich hergekommen bin. Und was für ein Traum, um ihn Helen zu erzählen!“

Er lag ganz still. Die Kinderfrau sah ihn nicht. Und als sie zu ihrem Frühstück gegangen war, kroch Philip hervor.

Ja, die Stadt war weg. Keine Spur von ihr. Sogar die Tische standen an ihren korrekten Plätzen.

Philip ging zu seinem korrekten Platz zurück, der natürlich das Bett war.

„Ein herrlicher Traum war das,“ sagte er, als er sich zwischen die Decken kuschelte, „und jetzt ist er vorbei.“ Natürlich lag er damit völlig falsch.

### Kapitel III

## Verschwunden

Philip schlief ein und träumte, er sei wieder zu Hause und Helen sei an sein Bett gekommen, um ihn zu wecken, wobei sie ein weißes Pony führte, das nur ihm gehören sollte. Es war ein Pony, das recht schlau für alles aussah, und er war nicht überrascht, als es ihm die Hand schüttelte; als es aber sagte: „So, wir müssen los,“ und versuchte, Philips Schuhe und Strümpfe anzuziehen, rief Philip: „He, hör mal, laß das sein,“ und wachte in einem Zimmer voller Sonnenschein, aber ohne Ponys auf.

„Na gut,“ sagte Philip, „es ist wohl besser, daß ich aufstehe.“ Er schaute auf seine silberne Uhr, eines von Helens Abschiedsgeschenken, und sah, daß sie zehn Uhr anzeigte.

„Hör mal,“ sagte er zu der Uhr, „du kannst nicht richtig gehen.“ Und er schüttelte sie, um sie zu ermutigen, sich die Sache zu überlegen. Aber die Uhr sagte immer noch ganz klar und unmißverständlich „zehn“.

Nun war die Frühstückszeit im Gutshaus acht Uhr. Und Philip war sich sicher, daß er nicht geweckt worden war.

„Das ist sehr seltsam,“ bemerkte er. „Es muß die Uhr sein. Vielleicht ist sie stehengeblieben.“

Aber sie war nicht stehengeblieben. Deshalb mußte es zwei Stunden über der Frühstückszeit sein. Sobald er das gedacht hatte, wurde er äußerst hungrig. Sobald er genau wußte, wie hungrig er war, stand er vom Bett auf.

Niemand war zu sehen, deshalb begab er sich ins Badezimmer und verbrachte dort eine glückliche Stunde mit dem heißen und kalten Wasser und der braunen Windsor-Seife und der Rasierseife und der Nagelbürste und der Körperbürste und den Luffas und der Dusche und den drei Schwämmen. Er war bis jetzt nicht dazu gekommen, alle diese Dinge gründlich zu untersuchen und sich an ihnen zu erfreuen. Aber jetzt war niemand da, um einzugreifen, und er hatte seinen Spaß bis zu dem Grad, daß er ganz vergaß, sich zu fragen, warum er nicht geweckt worden war. Er dachte an ein Gedicht, das Helen für ihn über das Bad gemacht hatte, und als er mit Spielen fertig war, lag er auf dem Rücken in Wasser, das wirklich sehr heiß war, und versuchte, sich an die Verse zu erinnern. Das Wasser war fast kalt, als sie ihm wieder eingefallen waren. Das Gedicht hieß „Träume eines Riesenlebens“ und dies war es:

#### *TRÄUME EINES RIESENLEBENS*

*Was war ich einst – vor langer Zeit auf Erden?  
Ich schau zurück und seh mich selbst. Wir werden  
verändert durch den Lauf der Zeit. Ich frage mich:  
Bin das, worauf zurück ich schaue, ich?*

*Wie herrlich stand ich, die Riesengestalt,  
auf weißer Klippe, bedeckt von dunklem Wald.  
Und unter mir lag blank wie eine frische Frucht  
das glatte Wasser einer schönen Bucht.*

*Rings weiße Klippen, eine weite Kluft,  
dort schlief es sanft in stiller, warmer Luft.*

*Nackt stand ich da – stark, aufrecht und allein;  
die Glieder glänzten in dem goldnen Schein.  
Und an dem Wasser unter mir sah ich,  
daß es auf etwas wartete – auf mich.*

*Ich tauchte ein, die Wellen platschten sehr.  
Ich lag, ein Riese, in dem kleinen Meer.*

*Rings waldgekrönte weiße Klippen, und ich lag  
und sah die Pracht, mit der verging der Tag;  
kein Wind belästigte mein Meer; der Sonnenschein  
kam wie durch goldnes Fensterglas herein.*

*Die weißen Klippen ragten hoch und rings herum  
lag klar das Meer, perfekt, rein, tief und stumm.  
Und ich war Herr von Klippen, Meer und allem hier,  
auch von dem goldnen Licht, das strahlte über mir.*

*Ganz weit entfernt zeigt' sich mein Riesenzeh,  
ragt' wie ein Felsen aus der stillen See.  
Auf ihm ein trauter Leuchtturm könnte stehn  
und Schiffe zeigen, wo man nicht soll gehn.*

*Ich war der Herr von diesem Klippenmeer;  
die Hände machten Wellen um mich her,  
und mit den Grübchentümpeln rings auf mir  
bot ich manch Platz für kleines Meergetier.*

*Ich fand ein Boot; sein Deck war perforiert,  
mit einem Mast aus Elfenbein geziert.  
Sein wollnes Segel stand stolz wie ein Turm;  
es trotzte heldenhaft des Schicksals Sturm.*

*Ein andres Boot fuhr stolz an meine Hand,  
auf seinem Deck ein Tausend Speere stand;  
ich schickt' es los und es fuhr voller Hast  
direkt zum Schiff mit elfenbeinerm Mast  
und wollnem Segel, perforiertem Deck.  
Die beiden sanken schnell am selben Fleck!*

*Und unter Wasser jagt' ich mit der Hand  
auf einem Bett aus vorgestelltem Sand  
in tiefer Höhle unter meinen Knien  
die braune Seemaus, die dort lag, wie's schien.  
Ich fing sie schließlich, interniert' sie auch  
im Knick in meinem eingetauchten Bauch.*

*Dann, als ich dalag wie im sanften Arm  
in süßer Welt des Wassers weich und warm,  
rief eine laute Stimme von weit her  
und ich war plötzlich gar kein Riese mehr.*

*„Komm raus, komm raus!“ tönt' es aus diesem Munde,  
„du bist da drin schon eine Viertelstunde.  
Komm, Master Pip, das Wasser ist jetzt kalt,  
dein Kopf ist naß, ins Bett mußt du sehr bald.“*

*Tropfnaß erhob ich mich aus meinem Meer,  
ließ hinter mir die Schiffe und es fiel mir schwer –  
die Seifenschale mit dem Löcherdeck,  
die Nagelbürste, die versank schnell weg,  
das Segel aus Flanell, der Zahnputzbürste Mast,  
die glatte Seemaus – alles verließ ich voller Hast.*

*Zum Ausstieg aus dem Meer war ich bereit,  
es war zum Trockenwerden an der Zeit,  
und welche Freuden auch ein Riese habe,  
er muß ins Bett – als wohlgewaschener Knabe.*

Als ihm das ganze Gedicht wieder eingefallen war, nahm er ein zweites Duschbad und dann, als er die warmen rauhen Handtücher aus dem Wärmeschrank genossen hatte, ging er zurück in sein Zimmer, um sich anzuziehen. Er spürte jetzt, wie sehr er sein Frühstück brauchte, deshalb kleidete er sich mit der höchstmöglichen Geschwindigkeit an und vergaß sogar, die Schnürsenkel richtig festzuziehen. Er war in solcher Eile, daß er seinen Kragenknopf fallen ließ, und als er sich bückte, um ihn aufzuheben, fiel ihm sein Traum ein. Es war tatsächlich das erste Mal, daß er an ihn dachte. Der Traum – das war in der Tat etwas zum Nachdenken.

Das wirklich Wichtige war Frühstück. Er ging sehr hungrig hinunter. „Ich werde nach meinem Frühstück fragen, gleich wenn ich unten bin,“ sagte er. „Ich werde die erste Person fragen, die ich antreffe.“ Und er traf niemanden an.

Da war niemand auf der Treppe oder im Flur oder im Speisezimmer oder im Wohnzimmer. Die Bibliothek und das Billardzimmer waren frei von lebendigen Leuten und die Tür zum Kinderzimmer war verschlossen. Also begab sich Philip in die Region jenseits der grünen Tür, wo sich der Dienstbotenbereich befand. Und dort war niemand in der Küche oder im Dienstbotensaal oder in der Butleranrichte oder in der Spülküche oder im Waschhaus oder in der Speisekammer. In dem ganzen großen Haus, und es war viel größer, als es von der Vorderseite gesehen aussah wegen der langen Flügel, die sich hinten an jeder Seite erstreckten – in diesem ganzen großen Haus gab es niemanden als Philip. Er war sich dessen sicher, noch ehe er nach oben rannte und in alle Schlafzimmer und in die kleine Bildergalerie und das Musikzimmer schaute und dann in die Schlafzimmer der Dienstboten und sogar in die Dachböden. Es gab interessante Dinge in den Dachbodenräumen, aber Philip fiel das erst hinterher ein. Jetzt preschte er die Treppe hinunter, immer drei Stufen auf einmal. Alle Zimmertüren waren offen, wie er sie gelassen hatte, und irgendwie machten ihm die offenen Türen mehr Angst als irgendetwas anderes. Er rannte die Flure entlang, weitere Treppen hinunter, an noch mehr offenen Türen vorbei und hinaus durch die hintere Küche, den moosbewachsenen Weg an der Backsteinmauer entlang und so um die drei Eiben und den Aufsatzblock herum zum Stallhof. Und dort traf er



niemanden an. Weder Kutscher noch Reitknecht noch Stallburschen. Und da war niemand in den Ställen oder in der Remise oder in der Zeugkammer oder im Speicher.

Philip hatte das Gefühl, er könne nicht ins Haus zurückgehen. Etwas Schreckliches mußte geschehen sein. War es möglich, daß jemand die Gutshofdienerschaft so sehr haben wollte, daß er sie entführte? Philip dachte an die Kinderfrau und fand, daß es, soweit es sie betraf, *nicht* möglich war. Oder vielleicht war es Magie? Eine Art von Dornröschengeschehen? Nur daß jeder verschwunden war, statt nur für hundert Jahre in Schlaf versetzt worden zu sein.

Er stand allein in der Mitte des Stallhofs, als ihm der Gedanke kam: „Vielleicht sind sie nur unsichtbar gemacht worden. Vielleicht sind sie alle hier und beobachten mich und halten mich zum besten.“

Er stand still, um es zu bedenken. Es war kein angenehmer Gedanke.

Plötzlich streckte er sich gerade und warf den Kopf zurück. „Jedenfalls sollen sie nicht sehen, daß ich Angst habe,“ sagte er sich. Und dann fiel ihm die Speisekammer ein.

„Ich habe noch kein Frühstück gehabt,“ erklärte er laut, damit er von allen unsichtbaren Leuten, die vielleicht anwesend waren, gehört wurde. „Ich sollte mein Frühstück haben. Wenn niemand es mir gibt, werde ich es mir nehmen.“

Er wartete auf eine Antwort. Aber es kam keine. Es war sehr still auf dem Stallhof. Nur das Klappern eines Halfterrings gegen einen Futtertrog, das Geräusch eines Hufs auf Stallsteinen, das Gurren von Tauben und das Rascheln von Stroh in der Bewegungsbox durchbrachen die Stille.

„Na gut,“ sagte Philip. „Ich weiß nicht, was ich nach *eurer* Meinung zum Frühstück essen soll, deshalb nehme ich mir, was *ich* meine.“

Er holte tief Atem, wobei er versuchte, damit Mut einzuziehen, warf soldatenhafter denn je die Schultern zurück und marschierte durch die Hintertür hinein und direkt in die Speisekammer. Dann nahm er, von dem er meinte, es zum Frühstück haben zu sollen. Das ist es, was er meinte:

- 1 Kirschkuchen
- 2 Vanillepuddings in Tassen
- 1 kalte Wurst
- 2 Stück kalter Toast
- 1 Stück Käse
- 2 Zitronen-Käse-Kuchen
- 1 kleine Marmeladen-Torte (es war nur eine übrig)
- 1 Stückchen Butter

„Was für tolle Sachen die Diener zu essen haben,“ sagte er. „Das habe ich nicht gewußt. Ich dachte, daß hier nichts als Hammel und Reis wuchsen.“

Er stellte alle Sachen auf ein Silbertablett und trug es auf die Terrasse hinaus, die zwischen den beiden Flügeln hinter dem Haus lag. Dann ging er zurück, um Milch zu holen, aber es war keine zu sehen, deshalb nahm er einen weißen Krug mit Wasser. Die Löffel konnte er nicht finden, aber er fand eine Tranchiergabel und einen Fischheber. Habt ihr jemals versucht, Kirschkuchen mit einem Fischheber zu essen?

„Was auch immer passiert ist,“ sagte sich Philip durch den Kirschkuchen, „und was immer passiert, es ist gut, gefrühstückt zu haben.“ Und er biß ein großzügiges Stück von der kalten Wurst ab, die er mit der Tranchiergabel aufgespießt hatte.

Und jetzt, wie er draußen im schönen Sonnenschein saß und immer weniger hungrig wurde, indem er mit Fischheber und Tranchiergabel hantierte, ging sein Sinn zurück zu seinem Traum, der ihm immer realer vorzukommen begann. Angenommen, es geschah wirklich? Es hätte sein können: magische Dinge geschahen, wie es schien. Sieh nur, wie alle Leute aus dem Haus verschwunden waren – vielleicht auch aus der Welt.

„Angenommen, jeder ist verschwunden,“ sagte Philip. „Angenommen, ich bin die einzige Person, die nicht verschwunden und auf der Welt übrig ist. Dann würde alles auf der Welt mir gehören. Dann könnte ich alles haben, was es in allen Spielzeugläden gibt.“ Und sein Sinn verweilte einen Moment lang auf der schönen Vorstellung.

Dann fuhr er fort: „Aber angenommen, ich verschwinde auch? Wenn ich verschwinden sollte, könnte ich vielleicht die anderen verschwundenen Leute sehen. Ich frage mich, wie es gemacht wird.“

Er hielt den Atem an und versuchte angestrengt zu verschwinden. Habt ihr das jemals versucht? Philip konnte es überhaupt nicht. Er hielt den Atem an und er versuchte es und versuchte es, aber er fühlte sich nur dicker und dicker und immer mehr, als ob er im nächsten Moment platzte. Also ließ er den Atem los.

„Nein,“ sagte er und schaute seine Hände an. „Ich bin nicht unsichtbarer als ich vorher war. Nicht besonders, glaube ich,“ fügte er nachdenklich hinzu, indem er anschaute, was vom Kirschkuchen übrig war. „Aber dieser Traum –“

Er tauchte tief in die Erinnerung an den Traum, was für ihn wie Schwimmen im Wasser eines Zaubersees war.

Plötzlich wurde er von Stimmen aus seinem See herausgefischt. Es war wie aufwachen. Dort, drüben im grünen Park jenseits des abgesackten Zauns, kamen Leute.

„Also sind nicht alle verschwunden,“ sagte er, nahm das Tablett auf und brachte es hinein. Er versteckte es unter dem Anrichtebord. Er wußte nicht, wer die Leute waren, die da kamen, denn man kann nicht vorsichtig genug sein. Dann ging er hinaus und machte sich im Schatten eines roten Pfeilers klein; er hörte ihre Stimmen immer näher kommen. Sie sprachen alle gleichzeitig auf diese schnelle, Anteil nehmende Weise, die einen sicher macht, daß etwas Ungewöhnliches passiert ist.

Er konnte nicht genau hören, was sie sagten, aber er bekam die Worte mit:

„Nein.“

„Natürlich habe ich gefragt.“

„Polizei.“

„Telegramm.“

„Ja, natürlich.“

„Geh lieber auf Nummer Sicher.“

Dann begannen alle gleichzeitig zu sprechen und man konnte nicht hören, was irgend jemand sagte. Philip war zu beschäftigt, hinter dem Pfeiler zu bleiben, um zu sehen, wer sie waren, die da sprachen. Er war froh, daß *etwas* passiert war. „Jetzt werde ich etwas zu grübeln haben außer der Kinderfrau und meiner schönen Stadt, die sie abgerissen hat.“

Aber was war passiert? Er hoffte, daß niemand verletzt war – oder irgend etwas Unrechtes getan hatte. Das Wort „Polizei“ war für ihn immer unangenehm gewesen, seit er einen Jungen gesehen hatte, nicht größer als er selbst, der von einem sehr großen Polizisten die Straße entlanggezerrt worden war. Der Junge hatte einen Laib Brot gestohlen, sagte man Philip. Er konnte niemals das Gesicht des Jungen vergessen; er dachte immer in der Kirche an es, wenn es „Häftlinge und Gefangene“ hieß, und noch mehr, wenn es „hoffnungslos und unterdrückt“ hieß.

„Ich hoffe, daß es nicht das ist,“ sagte er.

Und langsam brachte er sich dazu, den Schutz des roten Backsteinpfeilers zu verlassen und den Stimmen und Schritten, die an ihm vorbeigekommen waren, ins Haus zu folgen. Er folgte ihren Geräuschen zur Küche. Dort war die Köchin in Tränen und einem Windsor-Sessel. Die Küchenmagd, mit ihrer Kappe auf eine Seite gerutscht, weinte höchst schmutzige Wangen hinunter. Der Kutscher war da, sehr rot im Gesicht, und der Reitknecht, ohne seine Gamaschen. Die Kinderfrau war da, sie schien zuerst adrett wie immer zu sein, aber Philip war entzückt, als eine sorgfältigere Inspektion ihm zeigte, daß an ihren großen Schuhen und dem Saum ihres Kleides Schmutz klebte und es einen großen dreieckigen Riß aufwies.

„Ich hätte es nicht für 'ne Zwanzig-Pfund-Note passiert haben wollen,“ sagte der Kutscher.

„George,“ sagte die Kinderfrau zum Reitknecht, „machen Sie ein Pferd bereit, ich werde das Telegramm schreiben.“

„Am besten nimmst du Peppermint,“ sagte der Kutscher. „Sie ist die Schnellste.“

Der Reitknecht ging hinaus und sagte leise: „Das Ei will klüger als die Henne sein,“ was Philip für ungezogen und sinnlos hielt.

Philip stand unbeachtet neben der Tür. Er verspürte diesen Nervenkitzel – wenn es keine Wonne ist, so ist es doch eher eine als alles andere –, den wir alle verspüren, wenn etwas Reales geschehen ist.

Aber was *war* geschehen? Was?

„Ich wünschte, ich wäre nie zurückgekommen,“ sagte die Kinderfrau. „Dann könnte niemand vortäuschen, es sei meine Schuld.“

„Es spielt keine Rolle, was man vortäuscht,“ sagte die Köchin, wobei sie aufhörte zu weinen. „Wichtig ist, was passiert ist. Oh jemine! Ich würde lieber ohne Zeugnis entlassen worden sein, als daß dies passiert ist.“

„Und ich lieber alles mögliche,“ sagte die Kinderfrau. „Oh je, oh je. Ich wünschte, ich wäre nie geboren.“

Und dann und dort, vor den erstaunten Augen Philips, begann sie sich zu verhalten, wie es jede nette Person wohl täte – sie fing an zu weinen.

„Es wäre nicht passiert,“ sagte die Köchin, „wenn der Herr des Hauses nicht fort wäre. Er ist Friedensrichter, jawohl, und der Schrecken der Zigeuner. Es wäre niemals passiert, wenn –“

Philip konnte es nicht länger aushalten.

„Was wäre nicht passiert, wenn?“ fragte er und schreckte alle zu einem Überraschungshüpfen auf.

Die Kinderfrau hörte auf zu weinen, drehte sich um und schaute ihn an.

„Ach, *du!*“ sagte sie langsam. „*Dich* habe ich vergessen. Du möchtest dein Frühstück, vermute ich, egal was passiert ist?“

„Nein, möchte ich nicht,“ sagte Philip mit äußerster Ehrlichkeit. „Ich möchte wissen, was *passiert* ist!“

„Miss Lucy ist verschwunden,“ sagte die Köchin schwer, „das ist passiert. Jetzt weißt du es also. Lauf und spiel wie ein guter kleiner Junge und mach uns keine Extrasorgen zu denen, die wir schon haben.“

„Verschwunden?“ wiederholte Philip.

„Ja, verschwunden. Ich vermute, daß du froh bist,“ sagte die Kinderfrau, „bei der Art und Weise, wie du sie behandelt hast. Halt deinen Mund und laß mich die nächsten vierundzwanzig Stunden keinen Atemzug von dir hören. Ich schreibe jetzt das Telegramm.“

Philip hielt es für das beste, niemanden ihn atmen zu hören. Mit diesem Mittel hörte er das Telegramm, als die Kinderfrau es der Köchin laut vorlas:

„*Peter Graham, Esq., Hotel Wagram, Brüssel.*

*Miss Lucy verschwunden. Bitte sofort nach Hause kommen.*

*Philkins.*

Das ist in Ordnung, nicht wahr?“

„Ich verstehe nicht, warum Sie es mit Philkins unterschreiben. Sie sind nur die Kinderfrau – ich bin der Haushaltsvorstand, wenn die Familie nicht da ist, und mein Name ist Bobson,“ sagte die Köchin.

Es folgte das Geräusch des Papierzerreißen.

„So – das Telegramm ist zerrissen. Mir ist es sowieso lieber, wenn Ihr Name darunter steht,“ sagte die Kinderfrau. „Ich möchte nicht diejenige sein, die solche Nachrichten schickt.“

„Ach, mein Grundgütiger, was für eine Sache,“ seufzte die Köchin. „Armer kleiner Schatz!“

Dann schrieb jemand das Telegramm neu und die Kinderfrau brachte es zum Stallhof, wo Peppermint schon gesattelt war.

„Ich dachte,“ sagte Philip, in Abwesenheit der Kinderfrau mutig, „ich dachte, Lucy sei bei ihrer Tante.“

„Sie ist gestern zurückgekommen,“ sagte die Köchin. „Ja, nachdem du ins Bett gegangen bist. Und heute morgen ist die Kinderfrau ins Kinderschlafzimmer gegangen und sie war nicht da. Ihr Bett ganz kalt und ihre Kleider weg. Aber wie die Zigeuner reingekommen sind, ohne die Kinderfrau zu wecken, ist mir ein Rätsel und wird es immer bleiben. Sie muß einen Schlaf wie ein Murmeltier haben.“

„Oder wie Siebenschläfer,“ sagte der Kutscher.

„Aber wozu würden Zigeuner sie haben wollen?“ fragte Philip.

„Wozu wollen sie überhaupt jemanden haben wollen?“ entgegnete die Köchin. „Sieh dir die Erben an, die gestohlen worden sind. Ich nehme nicht an, daß es eine adlige Familie in England gibt, deren Erbe nicht irgendwann gestohlen wurde.“

„Ich vermute, daß ihr überall im Haus gesucht habt,“ sagte Philip.

„Ich vermute, daß wir nicht taub und stumm und blind und blöd sind,“ sagte die Köchin. „Hier kommt die Kinderfrau. Hau ab, Mr. Philip, wenn du nicht zusammengestaucht werden willst.“

Und auf das Wort hin haute Philip ab. Er ging in das lange Wohnzimmer und schloß die Tür. Dann holte er die elfenbeinernen Schachfiguren aus dem Buhl-Schränkchen und stellte sie auf den entzückenden Schach-tisch, dessen Karos aus Perlmutter und Elfenbein waren, und versuchte, Schach zu spielen, Rechts gegen Links. Aber Rechts, das weiß war und deshalb als erster zog, gewann immer. Er gab nach einer Weile auf und packte die Figuren weg an ihren richtigen Platz. Dann holt er das große Buch mit Photographien von Gemälden hervor, aber sie kamen ihm nicht interessant vor, deshalb versuchte er sich an den elfenbeinernen Mikadostäbchen. Aber seine Hand zitterte und ihr wißt, daß Mikado ein Spiel ist, das man nicht spielen kann, wenn einem die Hand zittert. Und die ganze Zeit, hinter dem Schach und den Bildern und den Stäbchen, versuchte er, nicht an seinen Traum zu denken, wie er diese Leiter hochkletterte, die in Wirklichkeit der Meßstab war, und in die Städte ging, die er auf den Tischen gebaut hatte. Irgendwie wollte er sich nicht daran erinnern. Schon die bloße Vorstellung, sich zu erinnern, ließ ihn sich schuldig und miserabel fühlen.

Er schaute aus dem Fenster und als er dort stand, ließ sein Wunsch, sich nicht an den Traum zu erinnern, seine Stiefel unruhig werden, und bei ihrem Gescharre stieß sein rechter Stiefel gegen etwas Hartes, das in den Falten des blauen Brokatvorhangs lag.

Er schaute hinunter, bückte sich und hob den kleinen Mr. Noah auf. Die Kinderfrau mußte ihn dort fallen-gelassen haben, als sie die Städte abräumte.

Und als er auf diese hölzernen Züge blickte, wurde es plötzlich unmöglich, nicht an den Traum zu denken. Er ließ die Erinnerung an ihn kommen, und sie kam in einer Flut. Und mit ihr die Erinnerung daran, was er getan hatte. Er hatte versprochen, Lucys edler Freund zu sein und sie waren gemeinsam gerannt, um den galoppierenden Soldaten zu entkommen. Und er war schneller gerannt als sie. Und oben bei der Leiter – der Leiter zur Sicherheit – *hatte er nicht auf sie gewartet*.

„Jeder alte Held hätte auf sie gewartet und sie als erste gehen lassen,“ sagte er sich. „Jeder Gentleman hätte es getan – sogar jeder *Mann* – gar nicht zu reden von einem Helden. Und ich bin einfach die Leiter runter-getürmt und habe sie vergessen. Ich habe sie dort *verlassen*.“

Reue bewegte seine Stiefel eindringlicher als zuvor.

„Aber es war nur ein Traum,“ sagte er. Und dann sagte Reue das, was sie – wie er schon die ganze Zeit ge-spürt hatte – sagen würde, wenn er ihr nur eine Chance gab:

„Aber angenommen, es war kein Traum – angenommen, es war real. Angenommen, du *hast* sie dort zurück-gelassen, mein edler Freund, und deshalb ist sie verschwunden.“

Plötzlich fühlte sich Philip ganz klein, sehr verloren, sehr allein auf der Welt. Aber Helen würde zurück-kommen. Dieses Telegramm würde sie herbringen.

Ja. Und er würde ihr sagen müssen, daß es vielleicht seine Schuld war.

Es war vergeblich, daß Philip sich sagte, Helen würde niemals das von der Stadt glauben. Er hatte das Ge-fühl, sie würde es glauben. Warum sollte sie nicht? Sie kannte die Märchen und die Geschichten aus Tau-sendundeiner Nacht. Und sie würde wissen, daß diese Dinge *wirklich* geschahen.

„Ach, was soll ich machen? Was soll ich nur machen?“ sagte er ganz laut. Und niemand war da außer ihm selbst, um die Antwort zu geben.

„Wenn ich nur zurück in die Stadt könnte,“ sagte er. „Aber diese hassenswerte Kinderfrau hat sie vollständig abgerissen und das Kinderzimmer verschlossen. Jetzt kann ich nicht einmal neu bauen. Ach, was *soll* ich nur machen?“

Und damit fing er an zu weinen. Denn jetzt hatte er das ganz sichere Gefühl, daß der Traum kein Traum war – daß er wirklich in die magische Stadt gelangt war, versprochen hatte, Lucy beizustehen, und seinem Versprechen und ihr gegenüber treulos gewesen war.

Er rieb sich die Augen mit den Fingerknöcheln und auch – ziemlich schmerzhaft – mit Mr. Noah, den er noch in der Hand hielt. „Was soll ich machen?“ schluchzte er.

Und eine ganz ganz klitzekleine winzige Stimme sagte: „Setz mich ab.“

„Was?“ sagte Philip.

„Setz mich ab,“ sagte die Stimme wieder. Es war nur eine solch klitzekleine winzige Stimme, daß er sie gerade noch hören konnte. Natürlich war es unwahrscheinlich, daß es Mr. Noahs Stimme gewesen war, aber wessen sonst konnte sie sein? Auf die bloße Chance hin, daß es *vielleicht* Mr. Noah gewesen sein konnte, der sprach – unwahrscheinlichere Dinge waren zuvor geschehen, wie ihr wißt –, stellte Philip die kleine hölzerne Figur auf den Schreibtisch. Dort stand sie, hölzern wie eh und je.

„*Wen* absetzen?“ fragte Philip. Und dann, vor seinen Augen, wurde die kleine hölzerne Figur lebendig, bückte sich, um die gelbe Scheibe aus Holz, auf der jeweils die Archenleute Noahs standen, hochzunehmen, rollte sie wie eine Matte zusammen, packte sie unter den Arm und begann, zu der Seite des Tisches zu gehen, wo Philip stand.

Er kniete nieder, um seine Ohren näher an das kleine lebendige, sich bewegende Ding zu bringen.

„*Was* haben Sie gesagt?“ fragte er, denn er glaubte, Mr. Noah habe wieder gesprochen.

„Ich sagte: ‚Was ist los?‘“ sagte die kleine Stimme.

„Es geht um Lucy. Sie ist verschwunden und das ist meine Schuld. Und ich kann Sie gerade noch hören. Es tut meinen Ohren weh, Sie zu hören,“ klagte Philip.

„Da ist ein Hörrohr in einem Kasten in der Mitte des Schränkchens,“ konnte er die klitzekleine winzige Stimme gerade noch sagen hören, „es gehörte einer Großtante. Hol es heraus und hör durch es.“

Philip holte es heraus. Es war ein seltsames gebogenes Ding und zuerst war er nicht sicher, welches Ende er ans Ohr halten sollte. Aber er probierte beide Enden und beim zweiten Versuch hörte er eine recht laute, starke, große Stimme sagen:

„Das ist besser.“

„Also war es letzte Nacht kein Traum,“ sagte Philip.

„Natürlich nicht,“ sagte Mr. Noah.

„Wo ist dann Lucy?“

„Natürlich in der Stadt. Wo du sie zurückgelassen hast.“



*Er hörte eine recht laute, starke, große Stimme sagen: „Das ist besser.“*

„Aber das *kann* sie nicht,“ sagte Philip verzweifelt. „Die ganze Stadt ist abgerissen worden und für immer weg.“

„Die Stadt, die du in diesem Zimmer gebaut hast, ist abgerissen,“ sagte Mr. Noah, „aber die Stadt, in die du gegangen bist, war nicht in diesem Zimmer. Jetzt frage ich dich – wie konnte das sein?“

„Aber es *war* so,“ sagte Philip, „wie hätte ich sie sonst besuchen können?“

„Es ist ein bißchen schwierig, gebe ich zu,“ sagte Mr. Noah. „Aber, verstehst du, du hast diese Städte in zwei Welten gebaut. In dieser Welt wurden sie abgerissen. Aber in der anderen Welt bestehen sie weiter.“

„Ich verstehe es nicht,“ sagte Philip.

„Das dachte ich mir,“ sagte Mr. Noah, „aber es ist trotzdem wahr. Alles, was die Leute in dieser Welt bauen, besteht ewig weiter.“

„Aber wie kam es, daß ich hineinkonnte?“

„Weil du zu beiden Welten gehörst. Und du hast die Städte gebaut. Also waren sie deins.“

„Aber Lucy ist hineingekommen.“

„Sie hat eine Ecke deiner Stadt, die die Kinderfrau umgestoßen hatte, wieder aufgebaut.“

„Aber *Sie*,“ sagte Philip immer verwirrter, „Sie sind hier. Also können Sie nicht dort sein.“

„Aber ich *bin* hier,“ sagte Mr. Noah.

„Aber Sie sind hier. Und Sie sind lebendig. Was hat Sie lebendig gemacht?“

„Deine Tränen,“ sagte Mr. Noah. „Tränen sind sehr starke Magie. Nein, fang nicht wieder an zu weinen. Was ist los?“

„Ich möchte zurück in die Stadt.“

„Es ist gefährlich.“

„Das ist mir egal.“

„Du warst froh genug, wegzukommen,“ sagte Mr. Noah.

„Ich weiß; das ist das Schlimmste daran,“ sagte Philip. „Ach, gibt es keine Möglichkeit, zurückzugehen? Wenn ich durch das Kinderzimmerfenster klettere und die Bausteine hole und alles aufbaue und –“

„Ganz unnötig, versichere ich dir. Es gibt tausend Türen in diese Stadt.“

„Ich wünschte, ich könnte *eine* finden,“ sagte Philip, „aber, hören Sie, ich dachte, Zeit sei dort ganz anders. Wie kommt es, daß Lucy die ganze Zeit verschwunden ist, wenn Zeit keine Rolle spielt?“

„Jetzt spielt sie eine,“ sagte Mr. Noah; „du hast sie dazu gebracht, als du weggerannt bist und Lucy zurückgelassen hast. Das stellte die Uhren der Stadt auf die Zeit dieser Welt ein.“

„Ich verstehe es nicht,“ sagte Philip, „aber es ist egal. Zeigen Sie mir die Tür und ich gehe zurück und finde Lucy.“

„Bau etwas und geh hindurch,“ sagt Mr. Noah. „Das ist alles. Deine Tränen sind jetzt auf mir getrocknet. Leb wohl.“ Und er legte die gelbe Matte hin, betrat sie und war wieder eine kleine hölzerne Figur.

Philip ließ das Hörrohr fallen und schaute auf Mr. Noah.

„Ich *versteh's* nicht,“ sagte er. Aber wenigstens dies verstand er: daß Helen zurückkommen würde, wenn sie das Telegramm erhielt, und daß er, ehe sie zurückkam, in die andere Welt gehen und die verschwundene Lucy finden mußte.

„Aber ach,“ sagte er, „angenommen, ich finde sie *nicht*. Ich wünschte, ich hätte diese Stadt nicht so groß gebaut. Und die Zeit wird weiterlaufen. Und vielleicht wird Helen, wenn sie zurückkommt, finden, daß auch ich verschwunden bin – ebenso wie Lucy.“

Aber er trocknete seine Tränen und sagte sich, daß Helden sich nicht so verhielten. Er mußte wieder bauen. Wie man auch immer die Sache betrachtete, es war keine Zeit zu verlieren. Und außerdem konnte jeden Moment die Kinderfrau auftauchen.

Er schaute sich nach Baumaterial um. Da war der Schachtisch. Er hatte lange, schmale Beine, die rund um ihn angesetzt waren, ungefähr wie Bogen. Mit ihm konnte vielleicht etwas gemacht werden, mit Büchern und Kerzenständern und japanischen Vasen.

Etwas *wurde* gemacht. Philip baute mit ernsthafter Sorgfalt, aber auch mit beträchtlicher Geschwindigkeit: Sollte die Kinderfrau hereinkommen, ehe er eine Tür gemacht und durch sie gelangt war – kam herein und sah ihn wieder bauen –, war sie durchaus fähig, ihn ins Bett zu stecken, wo Bauen natürlich unmöglich ist.

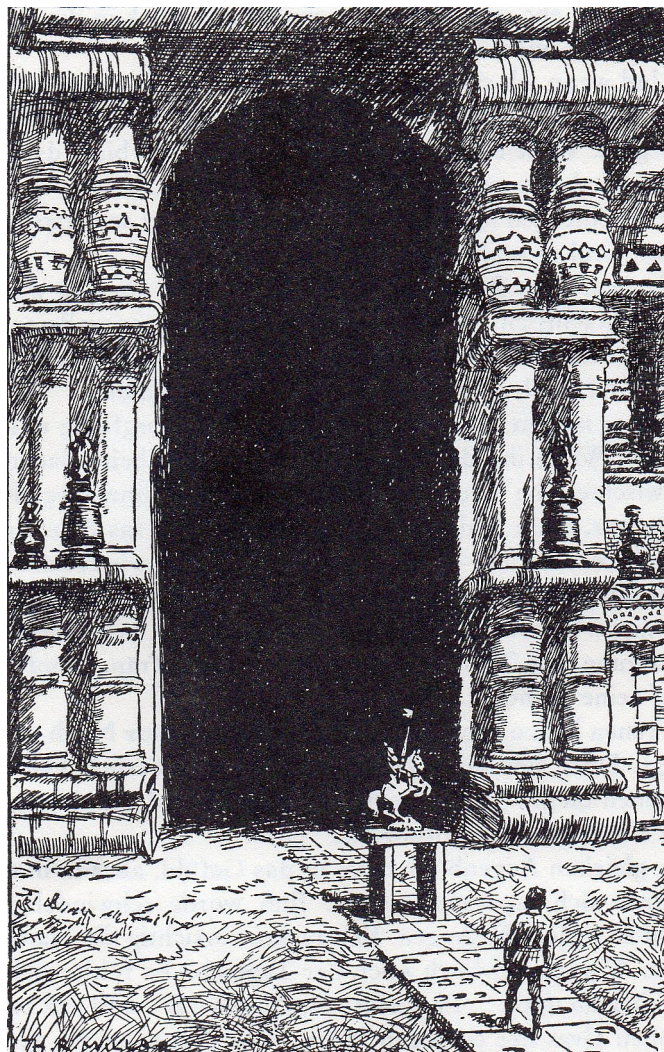


Nach ganz kurzer Zeit stand da ein Bauwerk. Aber wie hineinkommen? Ach, er hatte die falsche Größe. Er stand hilflos da und abermals prickelten und schwellen Tränen hinter seinen Lidern. Eine Träne fiel auf seine Hand.

„Tränen sind eine starke Magie,“ hatte Mr. Noah gesagt. Und bei dem Gedanken hörten die Tränen auf. Doch war da noch eine Träne, die auf seiner Hand. Er rieb sie auf den Pfeiler des Portals.

Und sofort durchfuhr ihn ein seltsames enges, schwaches Gefühl. Ihm wurde schwindlig und er schloß die Augen. Seine Stiefel, immer mitfühlend, scharrtten auf dem Teppich. War es denn der Teppich? Er war sehr dick und – – Er machte die Augen auf. Seine Füße befanden sich wieder auf dem hohen Gras der unendlichen Prärie. Und vor ihm türmte sich das gigantische Portal eines unermeßlichen Gebäudes und ein Dominoweg führte zu ihm hin.

„Ach, ich bin so froh,“ rief Philip zwischen dem Gras. „Ich hätte es nicht ertragen, wenn sie für immer verschwunden wäre, und alles durch meine Schuld.“



*Das gigantische Portal ragte bedrohlich über ihm hoch.*

Das gigantische Portal ragte bedrohlich über ihm hoch. Was würde er auf der anderen Seite finden?

„Das ist mir egal. Ich muß einfach gehen,“ sagte er und schritt tapfer vorwärts. „Wenn ich kein Held *sein* kann, versuche ich, mich wie einer zu verhalten.“

Und damit schritt er vorwärts, stolperte ein bißchen in dem dicken Gras, und ihn empfing der dunkle Schatten des Portals.

. . . . .

„Zum Henker mit dem Kind,“ sagte die Kinderfrau, als sie etwas später ins Wohnzimmer kam; „wenn er nicht wieder an seinem kostbaren Bauereispiel war! Ich werde ihm deshalb eine Lektion erteilen müssen – soviel ist klar. Und ich werde es auch – eine Lektion, die er nicht so schnell vergessen wird.“

Sie ging durch das Haus und suchte den dreisten Erbauer, um ihm diese Lektion zu erteilen. Dann ging sie durch den Garten, immer noch mit derselben Absicht.

Eine halbe Stunde später platzte sie in den Dienstbotensaal und warf sich auf einen Stuhl.

„Mir ist egal, was jetzt passiert,“ sagte sie. „Das Haus ist verhext, glaube ich. Ich werde sofort gehen, gleich nach meinem Mittagessen.“

„Was ist denn jetzt los?“ sagte die Köchin in der Tür.

„Los!“ sagte die Kinderfrau. „Ach, nichts ist *los*. Was sollte los sein? Alles ist in Ordnung und schön und natürlich genau so, wie es sein soll.“

„Natürlich ist Miss Lucy noch nicht gefunden worden, aber das ist alles, nicht wahr?“

„Alles? Und das reicht wohl, hätte ich gedacht,“ sagte die Kinderfrau. „Aber wie es so geht, ist es *nicht* alles. Jetzt ist der Junge verschwunden. Oh, ich scherze nicht. Er ist verschwunden, sage ich euch, dasselbe wie bei der anderen – und ich bin weg aus all dem mit dem Zwei-Uhr-siebenunddreißig-Zug und mir ist egal, wer es weiß.“

„Himmel,“ sagte die Köchin.

Bevor sie zum Zwei-Uhr-siebenunddreißig-Zug aufbrach, ging die Kinderfrau zurück ins Wohnzimmer, um Philips Gebäude zu zerstören und seine Bücher, Kerzenständer, Vasen und Schachfiguren an ihre ordnungsgemäßen Plätze zu schaffen.

Dort wollen wir sie verlassen.

## Kapitel IV

### Der Drachentöter

Als Philip den Dominoweg entlang und unter dem riesigen Bogen in die Dunkelheit dahinter ging, schlug sein Herz stark mit großer Entschlossenheit. Seine Beine jedoch fühlten sich schwach an, seltsam schwach, vor allem in den Knien. Das Portal war so gewaltig; das, was dahinter lag, war so dunkel. und er war so sehr, sehr klein. Als er unter dem kleinen Torweg durchging, den er aus drei Dominosteinen und mit dem kleinen silbernen Ritter in seiner Rüstung oben drauf gebaut hatte, bemerkte er, daß er nur so hoch wie ein Dominostein war, und ihr wißt, wie sehr klein das ist.

Philip ging den Dominoweg entlang. Er mußte vorsichtig gehen, denn für ihn waren die Punkte auf den Dominosteinen ziemlich tiefe Aushöhlungen. Aber da sie schwarz waren, konnte er sie auch leicht sehen. Er hatte drei Bogen gebaut, einen hinter dem anderen, aus zwei Paaren der silbernen Kerzenständer und zwei silbernen Schreibtischgarnituren auf ihnen. Das dritte Paar Kerzenständer hatte ein Buch als Abdeckung, weil es keine weiteren Schreibtischgarnituren gab. Und als er durch die drei Silberbogen gegangen war, blieb er stehen.

Vor ihm befand sich eine Art samtener Dunkelheit mit weißem Glimmer darin. Und als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er, daß er sich in einem großen Saal mit silbernen Säulen befand; gigantische Kerzenständer schienen sie zu sein und sie setzten sich in langen Alleen hier hin und dort hin und überall hin fort wie die Stangen in einem Hopfenfeld, so daß, wohin man sich auch wandte, ein langer Säulengang vor einem lag.

Philip hatte keine Ahnung, wo er langgehen sollte. Es schien höchst unwahrscheinlich zu sein, daß er Lucy in einem dunklen Saal mit silbernen Säulen finden würde.

„Immerhin,“ sagte er, „ist es bei weitem nicht so dunkel, wie es war.“

Das war es nicht. Die Silbersäulen hatten begonnen, einen schwachen, sanften Schimmer auszustrahlen wie das silbrige Nachtleuchten, das im Sommer in Meerestümpeln liegt.

„Das ist auch ein Glück,“ sagte er, „wegen der Löcher im Boden.“ Die Löcher waren die Punkte auf den Dominosteinen, mit denen der Säulensaal gepflastert war.

„In welchem Teil der Stadt, in der Lucy ist, werde ich wohl hinauskommen?“ fragte sich Philip. Aber diese Mühe hätte er sich nicht zu machen brauchen. Er kam überhaupt nicht hinaus. Er ging weiter und weiter und weiter und weiter und weiter. Er dachte, er gehe geradeaus, aber in Wirklichkeit bog er zwischen den Alleen der Silbersäulen, die alle nur gleich aussahen, erst nach da und dann nach dort und dann in die andere Richtung ab.

Er wurde sehr müde und war eine lange Zeit gelaufen, bis er zu etwas gelangte, das keine Silbersäulen und samtiges Schwarz unter unsichtbaren Dächern und kein Fußboden mit eng verlegten Dominosteinen war.



*Er ging weiter und weiter und weiter ...*

„Ach, bin ich froh!“ sagte er schließlich, als er das Pflaster sich zu einer einzelnen Reihe von Dominosteinen verengen sah, genau wie der Weg, auf dem er gekommen war. Da stand auch ein Bogen wie der, durch den er hereingekommen war. Und dann erkannte er mit einem Schock kläglicher Enttäuschung, daß es tatsächlich derselbe Bogen und derselbe Weg waren. Er hatte, nach all dem Herumlaufen, es zu dem Punkt geschafft, von dem er losgegangen war. Es war höchst demütigend. Zu dumm! Philip setzte sich auf den Rand des Dominowegs, um sich auszuruhen und zu überlegen.

„Angenommen, ich gehe einfach hinaus und glaube nicht mehr an Magie?“ sagte er sich. „Helen sagt, Magie könne nur Leuten passieren, die an Magie glauben. Wenn ich also einfach hinausgehe und so fest, wie ich nur kann, nicht glaube, sollte ich wieder meine richtige Größe haben und Lucy wäre zurück und es würde keine Magie geben.“

„Ja, aber,“ sagte die Stimme, die immer kam und mitredete, wenn Philip mit sich selbst sprach, „angenommen, Lucy glaubt es? Dann geht für sie alles so weiter, was auch immer *du* glaubst, und sie ist nicht zurück. Außerdem weißt du, daß du es glauben mußt, weil es wahr ist.“

„Ach, zum Henker!“ sagte Philip; „ich bin müde und will nicht weitergehen.“

„Du hättest Lucy nicht hierlassen sollen,“ sagte die lästige Stimme, „dann hättest du nicht zu ihr zurückgehen müssen, um sie zu suchen.“

„Aber ich finde mich nicht zurecht. Wie kann ich den Weg finden?“

„Das weißt du ganz gut. Hefte die Augen auf eine weit entfernte Säule und geh geradeaus auf sie zu, und wenn du fast dort bist, richte den Blick ein bißchen weiter. Du wirst irgendwo hinauskommen.“

„Aber ich bin müde und es ist so einsam,“ sagte Philip.

„Lucy ist auch einsam,“ sagte die Stimme.

„Hör auf damit!“ sagte Philip. Und er stand auf und begann, wieder zu gehen. Auch befolgte er den Rat dieser quälenden Stimme und heftete die Augen auf eine entfernte Säule.

„Aber warum soll ich mir die Mühe machen?“ sagte er, „das ist eine Art Traum.“

„Selbst wenn es ein Traum wäre,“ sagte die Stimme, „gibt es darin Abenteuer. Also kannst du ebenso gut abenteuerlustig sein.“

„Ach, schon gut,“ sagte Philip und ging weiter.

Und indem er sehr vorsichtig ging und den Blick nach sehr weit vorn richtete, kam er schließlich richtig durch die Halle der Silbersäulen und sah hinter dem schwachen Glimmer der Säulen das blaue Licht des Tages. Es schien sehr hell durch eine kleine Tür und als Philip zu dieser Tür kam, ging er ohne zu zögern hindurch. Und da befand er sich auf einem großen Feld. Es war der unendlichen Prärie recht ähnlich, doch gab es große Beete verschiedenfarbiger Blumen. Auch gab es einen Weg über das Feld und dem folgte er.

„Weil,“ sagte er, „ich Lucy wahrscheinlicher treffen werde. Mädchen halten sich immer an Wege. Sie erkunden niemals.“

Was nur beweist, wie wenig er von Mädchen wußte.

Nach einer Weile schaute er zurück, um zu sehen, wie die Säulenhalle von außen aussah, aber sie verschwand bereits im Dunst der Entfernung.

Aber vor sich sah er ein großes grobes Bauwerk, so ähnlich wie Stonehenge.

„Wäre ich doch in die andere Stadt gekommen, wo die Leute sind und die Soldaten und die Windhunde und die Kokosnüsse,“ sagte er sich. „Hier ist überhaupt niemand, nicht einmal Lucy.“

Die Einsamkeit des Ortes wirkte auf Philip immer unangenehmer. Aber er ging weiter. Es schien vernünftiger zu sein als zurückzugehen.

„Ich sollte sehr hungrig sein,“ sagte er. „Ich muß Stunden gelaufen sein.“ Aber er war nicht hungrig. Es mag die Magie gewesen sein oder es mag sein seltsames Frühstück gewesen sein. Er redete laut, weil es so still war in diesem merkwürdigen offenen Land mit niemandem darin außer ihm selbst. Und kein Laut außer dem Stapf-Stapf seiner Füße auf dem Weg. Und ihm kam es so vor, daß alles immer stiller wurde, bis er sich beinahe denken hörte. Einsamkeit, richtige Einsamkeit ist etwas Schreckliches. Ich hoffe, ihr werdet es niemals verspüren. Philip schaute nach rechts und links und nach vorn und auf der ganzen weiten Ebene rührte sich nichts. Es gab das Gras und die Blumen, aber kein Wind bewegte sie. Und es gab kein Anzeichen, daß jemals

eine lebende Person auf diesem Weg gelaufen war – außer daß es einen Weg zum Darauflaufen gab und daß der Weg zu dem Stonehenge-Bauwerk führte, und selbst dies schien nur eine Ruine zu sein.

„Jedenfalls werde ich bis dorthin gehen,“ sagte Philip; „vielleicht gibt es da ein Hinweisschild oder irgendwas.“

Dort gab es irgendwas. Etwas höchst Unerwartetes. Philip erreichte das Bauwerk; es war wirklich Stonehenge sehr ähnlich, nur waren die Säulen höher und dichter zusammen und es gab eine hochgetürmte solide Mauer; er eilte um die Ecke eines massiven Pfeilers und rannte beinahe in die Arme und weiter vor die Füße eines Mannes mit einer weißen Schürze und einer eckigen Papierkappe, der auf einer umgestürzten Säule saß und Brot und Käse mit einem Klappmesser aß.

„Ich bitte um Verzeihung!“ keuchte Philip.

„Wird natürlich gewährt,“ sagte der Mann; „aber es ist eine gefährliche Sache, Master Philip, blindlings gegen jemandes Klappmesser zu rennen.“

Er stellte Philip auf die Füße und schwenkte das Messer, dessen Klinge man so oft geschärft hatte, daß sie zur Hälfte weggeschliffen war.

„Setz dich hin und verschnauf,“ sagte er freundlich.

„Nanu, *Sie* sind es!“ sagte Philip.

„Türlich bin ich es. Wer sonst als ich, du siehst doch mich! Das ist Dichtkunst.“

„Aber wie sind Sie hergekommen?“

„Ah!“ sagte der Mann und machte mit seinem Brot und Käse weiter, während er auf die freundlichste Weise sprach, „das bedeutet erzählen.“

„Na dann erzählen Sie,“ sagte Philip ungeduldig. Aber er setzte sich.

„Nun, du sagst, ich sei es. Wer soll es sein? Gib ihm einen Namen.“

„Sie sind der alte Perrin,“ sage Pip; „Verzeihung, ich meine natürlich, Sie sind Mr. Perrin, der Tischler.“

„Und was machen Tischler?“

„Vermutlich Tische,“ sagte Philip. „Das heißt, sie machen Dinge, stimmt‘s?“

„Das ist es,“ sagte der Mann ermunternd; „was für Dinge mag denn der alte Perrin für dich gemacht haben?“

„Ich weiß. Sie haben meine Schubkarre gebaut,“ sagte Philip, „und meine Bauklötze.“

„Ah!“ sagte Mr. Perrin, „jetzt hast du es. Ich habe deine Klötze gemacht, aus abgelagerter Eiche und auf einen Zehntel Millimeter genau waren sie. Und deshalb bin ich hergekommen. Jetzt weißt du es.“

„Aber was machen Sie hier?“ sagte Philip und wetzte auf der umgestürzten Säule hin und her.

„Auf dich warten. Die, wo Bescheid wissen, haben mich losgeschickt, dich zu treffen und dir einen Hinweis zu geben, was von dir erwartet wird.“

„So. *Was* denn?“ sagte Philip. „Ich meine, es ist sehr freundlich von Ihnen. Was *wird* erwartet?“

„Reichlich Zeit,“ sagte der Tischler, „reichlich. Nichts wird von dir erwartet bis gegen Sonnenuntergang.“

„Ich meine wirklich, daß es höchst nett von Ihnen ist,“ sagte Philip, der jetzt darüber nachgedacht hatte.

„Du warst mal nett zum alten Perrin,“ sage dieser.

„Ja?“ sagte Philip ganz überrascht.

„Ja, als meine Kleine krank war, hast du ihr eine Menge Birnen von eurem Baum gebracht. Nicht eine davon hast du in dem Jahr selber gegessen, hat mir Miss Helen erzählt. Und du hast unser Kätzchen zurückgebracht – das rötlich-gelb-weiße mit schwarzen Flecken –, als es herumstreunte. Deshalb war ich durchaus gewillt zu kommen und dich zu treffen, als es mir gesagt wurde. Und da ich etwas über den Hunger junger Herren weiß, auf Grund meines Geschäfts neben einer Jungenschule, war ich so kühn, dir einen Imbiß mitzubringen.“

Er reichte hinter die umgestürzte Säule, auf der sie saßen, und holte einen Korb hervor.

„Hier,“ sagte er. Und Philip hob den Deckel und freute sich zu spüren, daß er hungrig war. Es war ein erfreulicher Korb. Fleischpasteten, rote haarige Stachelbeeren, eine Steinflasche Ingwerlimonade, ein blauer Becher mit „Philip“ in Goldbuchstaben darauf, eine Scheibe Napfkuchen und zwei große Zuckerlutscher.

„Ich bin sicher, daß ich diesen Korb schon mal gesehen habe,“ sagte der Junge, während er aß.

„Höchst wahrscheinlich. Es ist der, mit dem du die Birnen gebracht hast.“

„Jetzt hören Sie,“ sagte Philip durch seinen siebenten Bissen Pastete, „Sie *müssen* mir erzählen, wie Sie hergekommen sind. Und mir erzählen, wo Sie hingekommen sind. Sie haben ja keine Ahnung, wie verwirrend das alles für mich ist. Erzählen Sie mir doch *alles*. Ich meine, wo sind wir und warum? Und was ich zu tun habe. Und warum. Und wann. Erzählen Sie mir jedes einzelne Detail.“ Und er nahm den achten Bissen.

„Das weißt du wirklich nicht, Sir?“

„Nein,“ sagte Philip und zog den neunten und vorletzten Bissen in Betracht. Es war eine große Pastete.

„Na dann mal los. Aber ich bin immer ein schlechter Redner gewesen und dafür selbst von Freunden bei Cricketdinnern und sonstwo gehalten worden.“

„Aber ich möchte gar nicht, daß Sie eine Rede halten,“ sagte Philip, „erzählen Sie einfach.“

„Also dann. Wie ich hergekommen bin? Ich bin dadurch hergekommen, daß ich die Bauklötze gemacht habe, mit denen du dieses baufällige uralte Ding gebaut hast.“

„*Ich* gebaut habe?“

„Ja, mit den Klötzen, die ich für dich gemacht habe. Ich höre, daß es das erste Bauwerk war, das du jemals errichtet hast. Deshalb ist es das erste auf dem Weg dorthin, wo du hin willst.“

Philip schaute sich nach dem Stonehenge-Bauwerk um und sah, daß es tatsächlich aus enormen Eichenklötzen errichtet war.

„Natürlich,“ sagte er, „nur daß ich kleiner geworden bin.“

„Oder sie größer,“ sagte Mr. Perrin; „das ist dasselbe. Sieh mal, es ist so. Alle Städte und Dinge, die du jemals gebaut hast, befinden sich in diesem Land. Ich weiß nicht, wie es gemacht wird, nicht mehr als du. Aber es ist so. Und weil du sie gebaut hast, besitzt du das Recht, zu ihnen zu kommen – wenn du es kannst. Und du bist hergekommen. Nicht jeder hat das Glück, sagt man mir. Nun also, du hast die Städte gebaut. Aber du hast sie aus dem gebaut, was andere gemacht hatten, Dinge wie Bauklötze und Schachfiguren und Bücher und Kerzenständer und Dominosteine und Messingschalen und alle Arten von Dingen. Und alle Leute, die

dir geholfen haben, die Dinge zu machen, mit denen du gebaut hast, sie alle sind auch hier. Verstehst du? Auf's Machen kommt es an. Und wenn es nicht mehr war, als daß ein Junge die Kurbel des Schleifsteins drehte, um das Messer zu schärfen, das ein Stück von dem Schränkchen oder was immer zurechtschnittete, oder ein Kind eine Kardätsche nahm, um ein Stück Tuch fertig zu machen, das unter eine Schachfigur geklebt wurde – sie sind alle hier. Sie sind, was man die Population deiner Städte nennt.“

„Verstehe. Sie sind klein geworden, wie ich,“ sagte Philip.

„Oder die Städte sind groß geworden,“ sagte der Tischler; „es kommt aufs selbe hinaus. Ich wünschte, du würdest nicht unterbrechen, Master Philip. Das bringt mich raus.“

„Ich mach's nicht wieder,“ sagte Philip. „Aber erzählen Sie mir nur eines. Wie können Sie hier sein und auch in Amblehurst?“

„Wir kommen her,“ sagte der Tischler langsam, „wenn wir schlafen.“

„Ach!“ sagte Philip schwer enttäuscht, „dann ist es nur ein Traum?“

„Das nicht. Wir kommen her, wenn wir zu tief schlafen, um zu träumen. Man geht durch die Träume und kommt auf der anderen Seite heraus, wo alles real ist. Das ist *hier*.“

„Weiter,“ sagte Philip.

„Ich weiß nicht, wo ich war. Du bringt mich so raus.“

„Popo irgendwas,“ sagte Philip.

„Population. Ja. Nun, alle diese Leute, was die Dinge gemacht haben, mit denen du die Städte gebaut hast, sie leben in den Städten und sie haben das Innere der Häuser gemacht.“

„Was tun sie?“

„Ach, sie leben einfach hier. Und sie kaufen und verkaufen und bepflanzen Gärten und arbeiten und spielen, wie es jeder in anderen Städten macht. Und wenn sie schlafen gehen, dann gehen sie direkt durch ihre Träume und in die andere Welt und arbeiten und spielen dort, verstehst du? So geht es weiter. Es gibt eine Menge mehr, aber das ist erst mal genug. Mach du mit deinen Stachelbeeren weiter.“

„Aber es sind nicht alle richtige Menschen, nicht wahr? Da ist Mr. Noah!“

„Ah, die sind die Aristokratie., diejenigen, die du hineinstelltest, als du die Städte gebaut hast. Die sind unsere alten Familien. Äußerst respektiert. Sie stehen alle sehr weit oben. Kamen mit der Eroberung rüber, heißt es. Da ist die Familie Noah. Sie ist natürlich die älteste. Und die Puppen, die du zu verschiedenen Zeiten hineingesetzt hast und die Zinnsoldaten und natürlich alle Tiere aus Noahs Arche sind lebendig, außer wenn du sie zum Bauen verwendet hast, und dann sind sie Statuen.“

„Aber ich verstehe es nicht,“ sagte Philip. „Ich verstehe wirklich nicht, wie alle diese Städte, die ich zu verschiedenen Zeiten gebaut habe, immer noch hier sein können, alle zusammen und alle gleichzeitig weiterbestehen, wenn ich weiß, daß sie alle abgerissen worden sind.“

„Tja, ich bin kein Gelehrter. Aber ich habe Mr. Noah bei einem Vortrag sagen hören – *er* ist ein Redner, wenn man so will –, ich hörte ihn sagen, es sei, wie wenn man nur das Photo einer Person nimmt. Die Person ist soviel Zentimeter dick und soviel Zentimeter hoch und sie ist rund und sie ist räumlich. Aber auf dem Photo



ist sie *flach*. Weil auf Photos alles flach ist. Aber trotzdem ist sie die Person. Man hat sie in das Photo getan. Dann braucht man sie nur herauszuholen und wieder dorthin zu tun, wo alles dick und groß und rund und räumlich ist. Und es ist ganz einfach, glaube ich, wenn man den Trick kennt.“

„Halt,“ sagte Philip plötzlich. „Ich glaube, mir platzt der Kopf.“

„Ah!“ sagte der Tischler freundlich, „das habe ich zuerst auch so empfunden. Leg dich hin und versuche, ein bißchen darüber zu schlafen. Unterricht geht manchmal etwas grausam mit dem Kopf um. Ich habe es oft bemerkt.“

Und Philip war tatsächlich recht froh, sich in das hohe Gras zu legen und mit der Jacke des Tischlers zugeeckt zu werden. Er schlief sofort ein.

Eine Stunde später wurde er wieder wach, schaute in das Geschrumpelter-Apfel-Gesicht Mr. Perrins und begann, sich zu erinnern.

„Jedenfalls bin ich froh, daß *Sie* hier sind,“ sagte er zu dem Tischler; „es war entsetzlich einsam. Sie haben ja keine Ahnung.“

„Deshalb bin ich geschickt worden, dich zu treffen,“ sagte Mr. Perrin schlicht.

„Aber woher wußten Sie es

„Mr. Noah ließ mich heute früh kommen. Meine Güte, er weiß alles über alles. Sagt er: ‚Gehn Sie und treffen ihn und sagen ihm alles, soviel Sie können. Wenn er ein Retter sein will, soll er doch,‘ sagt Mr. Noah.“

„Aber wie fängt man es an, ein Retter zu sein?“ fragte Philip, wobei er sich aufsetzte und sich plötzlich sehr großartig und männlich fühlte und sehr froh war, daß Lucy nicht da war und sich einmischte.

„Es gibt eine Menge verschiedener Möglichkeiten,“ sagte Mr. Perrin. „Deine spezielle Möglichkeit ist einfach. Du mußt bloß den Drachen töten.“

„Einen *lebendigen* Drachen?“

„Lebendig!“ sagte Mr. Perrin. „Na, er ist überall und so grün wie Gras ist er. Lebhaft wie ein Kätzchen. Er hat einen abgebrochenen Speer in der Seite stecken, also muß jemand irgendwann schon versucht haben, ihn zu erlegen.“

„Meinen Sie nicht,“ sagte Philip, von diesem anschaulichen Bild ein bißchen überwältigt, „daß ich besser erst Lucy suche und danach Retter werde?“

„Wenn du *Angst* hast,“ sagte Mr. Perrin.

„Habe ich nicht,“ sagte Philip voller Zweifel.

„Sieh mal,“ sagte der Tischler, „was du dir überlegen mußt, ist dies: willst du Held dieses Abenteuers hier sein oder nicht? Du kannst nicht beides haben. Und wennstes sein willst, solltestest dich dazu entschließen, weil einen Drachen töten nicht das Ende ist, beileibe nicht.“

„Meinen Sie, daß es noch mehr Drachen gibt?“

„Keine Drachen,“ sagte der Tischler beschwichtigend, „nicht gerade Drachen. Nicht doch. Ich möchte nicht deine Courage schwächen. Wennste den Drachen tötest, gibt es danach sechs weitere schwere Aufgaben, die du erfüllen mußt. Und dann macht man dich zum König. Mach es oder laß es. Aber wennstes machst, fangen

wir am besten gleich an. Und wir sollten uns jedenfalls beeilen, weil der Drache bei Sonnenuntergang herauskommt, um zu trinken und sich Bewegung zu verschaffen. Du kannst die ganze Nacht zwischen diesen Ruinen hier herumscheppern hören; in einer stillen Nacht hörst du meilenweit.“

„Angenommen, ich will kein Retter sein,“ sagte Philip langsam.

„Dann wirst du ein Zerstörer sein,“ sagte der Tischler; „zur Zeit sind nur diese beiden Stellen unbesetzt. Komm, Master Philip, Sir, rede nicht, als obste kein Mann sein und deine Pflicht für England, Heim und Schönheit tun willst, wie’s im Lied heißt. Gehn wir los, ja?“

„Sie meinen, ich sollte der Retter sein?“

„Sollen heißt gar nichts,“ sagte Mr. Perrin. „Ich meine, daß du der Retter *sein* wirst, das ist es, was ich meine. Komm!“

Als sie aufstanden, um zu gehen, hatte Philip eine kurze, flüchtige Vision einer sehr eleganten Dame mit einem Autoschleier, die um die Ecke eines Pfeilers verschwand.

„Gibt es viele Autos hier?“ fragte er, weil er gerade jetzt nicht mehr über Drachen sprechen wollte.

„Kein einziges,“ sagte Mr. Perrin unerwartet, „und keine Grammophone, Eisenbahnen oder Fabrikschornsteine und keine dieser lauten, häßlichen Dinge. Und keine Reklame oder Zeitungen oder Stacheldraht.“

Danach gingen die beiden schweigend von der Ruine weg. Philip versuchte, sich so tapfer und zuversichtlich zu fühlen, wie es ein Retter sollte. Er dachte an St. Georg. Und er dachte daran, daß der Held *niemals* dabei versagte, den Drachen zu töten. Aber er fühlte sich noch immer ein bißchen unbehaglich. Es braucht seine Zeit, sich daran zu gewöhnen, ein Held zu sein. Aber er konnte nicht anders, als ab und zu über seine Schulter zu schauen, um zu sehen, ob der Drache kam. Bis jetzt kam er nicht.

„Nun,“ sagte Mr. Perrin, als sie sich einem eckigen Turm mit einer langen Treppe, die an ihm hochführte, näherten, „was sagst du?“

„Ich habe nichts gesagt,“ sagte Philip.

„Ich meine, wirst du der Retter sein?“

Da schien etwas in Philips Brust anzuschwellen und ein erstickendes Gefühl kam ihm in die Kehle und er fühlte sich angstvoller, als er sich jemals zuvor gefühlt hatte, während er so tapfer wie er konnte sagte: „Ja.“ Perrin klatschte in die Hände.

Und sofort kamen aus den Türen des Turms und von der Rückseite Dutzende von Leuten, und die lange Treppe herunter kam, allein, Mr. Noah mit bedächtiger Würde und mit seiner gelben Matte, sorgfältig zusammengerollt, unter dem Arm. Alle Leute klatschten, bis Mr. Noah, der auf der dritten Stufe stand, die Hände hob, um Ruhe zu gebieten.

„Freunde,“ sagte er, „und Mitbürger von Polistopolis, vor euch seht ihr jemanden, der sagt, er sei der Retter. Gestern wurde er verhaftet, als Unbefugter vor Gericht gestellt und zu Gefängnis verurteilt. Er floh und ihr alle habt vermutet, er sei ein verkleideter Zerstörer. Aber jetzt ist er zurückgekehrt und aus freien Stücken entscheidet er sich für den Versuch, die sieben großen Taten zu vollbringen. Und die erste dieser Taten ist das Töten des großen grünen Drachen.“

Die Leute, die eine aus allen Nationen zusammengemischte Menge waren, jubelten laut.

„Infolgedessen,“ sagte Mr. Noah, „werden wir ihn zu unserem Ritter schlagen.“

„Knie nieder,“ sagte er, „als Zeichen der Treue zum Reich der Städte.“

Philip kniete nieder.

„Du wirst mir jetzt nachsprechen,“ sagte Mr. Noah feierlich. „Sage, was ich sage,“ flüsterte er und Philip sagte es.

Das war es: „Ich, Philip, erhebe den Anspruch, der Retter dieser großen Nation zu sein, und ich verpflichte mich, die sieben großen Taten zu vollbringen, die meinen Anspruch auf den Rettertitel und den Thron erhärten. Ich verpfände meine Ehre, der Verteidiger dieser Stadt und der Feind ihres Zerstörers zu sein.“

Als Philip dies gesprochen hatte, zog Mr. Noah ein glänzendes Schwert mit Silbergriff hervor und hielt es über ihn.

„Du mußt zum Ritter geschlagen werden,“ sagte er; „diejenigen unter meinen Zuhörern, die sich in Geschichte auskennen, werden wissen, daß kein bloß Bürgerlicher erwarten kann, einen Drachen zu besiegen. Wir müssen unserem angehenden Retter jede Chance geben. Deshalb werde ich ihn zum Ritter schlagen.“ Er tippte Philip leicht auf die Schulter und sagte: „Erhebt Euch, Sir Philip.“

Das war wirklich großartig und Philip spürte neuen Mut, als Mr. Noah ihm das silberne Schwert überreichte, und das ganze Volk jubelte.

Als aber die Jubelrufe leiser wurden, sagte plötzlich eine dünne und unangenehme Stimme: „Aber ich beanspruche ebenfalls, der Retter zu sein.“

Es war wie ein Blitzschlag. Alle hörten auf zu jubeln und standen mit offenem Mund und den Kopf zu der Person gewandt da, die gerade gesprochen hatte. Und die Person, die gesprochen hatte, war die elegant gekleidete Dame mit dem Autoschleier, die Philip zwischen den Ruinen gesehen hatte.

„Eine Unbefugte! Eine Unbefugte!“ schrie die Menge; „ins Gefängnis mit ihr!“ und es begannen sich wütende, drohende Stimmen zu erheben.

„Ich bin nicht unbefugter als er,“ sagte die Stimme, „und wenn ich sage, daß ich der Retter bin, könnt ihr mich nicht aufhalten. Ich kann Drachen töten oder alles andere machen, was *er* kann.“

„Still, Unbefugte,“ sagte Mr. Noah mit kalter Würde. „Sie hätten früher sprechen sollen. Gegenwärtig besetzt Sir Philip die Stelle des Kandidaten für den Posten des König-Retters. Es gibt keine andere Stelle für Sie als die des Zerstörers.“

„Aber angenommen, der Junge schafft es nicht?“ sagte die Stimme hinter dem Schleier.

„Richtig,“ sagte Mr. Noah. „Sie können, wenn Sie wollen, vorläufig die Stelle des Oberpräsidenten für den Anspruch auf das Retteramt bekleiden, einen Posten, der hier und jetzt eigens für Sie geschaffen wird. Die Stelle des Anspruchstellers auf das Zerstöreramt,“ fügte er nachdenklich hinzu, „ist gleichfalls für Sie offen.“

„Also wenn er es nicht schafft,“ sagte die verschleierte Dame, „kann ich der Retter sein.“

„Sie können es versuchen,“ sagte Mr. Noah. „Es gibt eine spezielle Reihe von Aufgaben zu erfüllen, wenn der Anspruchsteller eine Frau ist.“



*„Still, Unbefugte,“ sagte Mr. Noah mit kalter Würde.*

„Was sind sie?“ fragte die verschleierte Dame.

„Wenn Sir Philip scheitert, werden Sie ordnungsgemäß in die Taten eingewiesen, die von einem Retter verlangt werden, der eine Frau ist. Und jetzt, meine Freunde, wollen wir uns zurückziehen und Sir Philip mit dem Drachen verfahren lassen. Wir werden bang von den Wällen dort zuschauen.“

„Aber hilft mir keiner?“ sagte Philip tief besorgt.

„Es ist nicht üblich,“ sagte Mr. Noah, „daß Champions bei Drachen Hilfe verlangen.“

„Das meine ich in der Tat auch,“ sagte die verschleierte Dame; „aber sonst geht ihr gar nicht auf die übliche Weise vor. Wo ist die Prinzessin, möchte ich wissen?“

„Es gibt keine Prinzessin,“ sagte Mr. Noah.

„Dann ist es kein richtiges Drachentöten,“ sagte sie mit wütendem Röckerascheln; „mehr habe ich nicht zu sagen.“

„Ich wünschte, es wäre alles,“ sagte Mr. Noah bei sich.

„Wenn es keine Prinzessin gibt, ist es nicht fair,“ sagte die Verschleierte, „und ich werde in Betracht ziehen, daß ich an der Reihe als Retter bin.“

„Seien Sie still, Frau,“ sagte Mr. Noah.

„Frau, ich muß schon sagen!“ erwiderte die Dame; „ich sollte einen richtigen Titel haben.“

„Ihr Titel ist Prätendent für - - -“

„Ich weiß,“ unterbrach sie, „aber Sie vergessen, daß Sie mit einer Dame sprechen. Sie können mich Prätendesse nennen.“

Mr. Noah wandte sich kalt von ihr ab und drückte Philip zwei Feuerwerksraketen, sogenannte Römische Kerzen, und eine Schachtel Streichhölzer in die Hand.

„Wenn du mit deinen Plänen fertig und ganz sicher bist, daß du den Drachen töten kannst, zünde eine der Raketen an. Wir werden dann eine Prinzessin bereit halten und wenn wir dein Signal sehen, werden wir sie an einen Baum binden oder, da dies ein Bezirk ist, wo Bäume selten und Gebäude häufig vorkommen, an eine Säule. Sie wird vollkommen in Sicherheit sein, wenn du deine Pläne korrekt ausführst. Und auf jeden Fall darfst du nicht versuchen, dich mit dem Drachen zu befassen, ohne zuerst die Rakete zu zünden.“

„Und der Drache wird sie sehen und weggehen.“

„Genau,“ sagte Mr. Noah. „Vielleicht wird er sie auch sehen und nicht weggehen. Nur die Zeit wird es lehren. Die Aufgabe, die keine Schwierigkeiten bietet, kann einem Helden niemals zusagen. Du wirst Waffen, Stricke, Netze, Schilde und verschiedene Erste-Hilfe-Mittel für den jungen Drachenfänger in den Gewölben unter diesem Turm finden. Guten Abend, Sir Philip,“ schloß er warm. „Wir wünschen dir jeden Erfolg.“

Und damit begann die gesamte Menge wegzugehen.

„Ich weiß, wen ihr als Prinzessin nehmen solltet,“ sagte die Prätendesse, während sie gingen. Und Mr. Noah sagte: „Ruhe im Gericht.“

„Hier ist kein Gericht,“ sagte die Prätendesse verärgert.

„Wo immer Recht herrscht, gibt es ein Gericht,“ sagte Mr. Noah, „und ich klage Sie der Mißachtung des Gerichts an. Wachen, nehmt diese Person fest und schafft sie sofort ins Gefängnis.“

Es gab ein Geraufe und Gekreische und dann zogen sich die Stimmen nach und nach zurück, wobei sogar die Stimme der Prätendesse immer schwächer wurde, bis sie völlig erstarb.

Philip war allein.

Seine erste Handlung war, nach oben auf den Turm zu gehen und hinauszuschauen, ob er den Drachen sehen konnte. Er schaute nach Osten und Norden und Süden und Westen und er sah die Mauern des Forts, wo Mr. Noah und die anderen jetzt sicher untergebracht waren. Er sah auch andere Türme und Städte in der Ferne und er sah die Ruinen, wo er Mr. Perrin begegnet war.

Und zwischen diesen Ruinen bewegte sich etwas. Etwas Langes, Gegliedertes und Grünes. Es konnte nichts anderes sein als der Drache.

„Ach du meine Güte!“ sagte Philip bei sich, „was soll ich nur machen? Vielleicht schaue ich besser, was für Waffen es gibt.“

Also rannte er die Treppe hinunter und hinunter, bis er zu den Kellergewölben der Burg kam, und dort fand er alles, was ein Drachentöter möglicherweise gebrauchen konnte, sogar ein kleines rotes Buch mit dem Titel

„Des jungen Drachenfängers Vademecum oder ein vollständiger Führer für den nützlichen Sport des Drachentötens“ sowie ein ausgezeichnetes Fernglas.

Die Spitze des Turms schien der sicherste Platz zu sein. Dort versuchte er, das Buch zu lesen. Die Wörter waren sehr lang und äußerst schwierig buchstabiert. Aber ihm gelang herauszufinden, daß alle Drachen für eine Stunde nach Sonnenuntergang schlafen. Da hörte er ein lautes rasselndes Geräusch von der Ruine und er wußte, daß es der Drache war, der dieses Geräusch machte; deshalb schaute er durch das Fernglas und krauste vor Anstrengung die Stirn, um zu erkennen, was der Drache machte.

Und als er schaute, fuhr er hoch und ließ beinahe das Fernglas fallen und die Krause wich von seiner Stirn und er tat einen Seufzer, der fast ein Schluchzen war und fast ein Lachen und dann sagte er:

„Dieses alte Ding!“

Dann schaute er wieder und das war es, was er sah: Ein ungeheurer grüner Drache, sehr lang und böse aussehend, der rasselte, wenn er sich bewegte, und der zwischen den Ruinen hin und her ging und sich an den umgestürzten Säulen rieb. Und der Grund, aus dem Philip lachte und seufzte, war der, daß er diesen Drachen tatsächlich sehr gut kannte. Er hatte ihn schon lange gekannt. Es war eine Aufzieheidechse, die ihm zum vorletzten Weihnachten geschenkt worden war. Und er erinnerte sich, daß er sie in eine der Städte gesetzt hatte, die er und Helen zusammen bauten. Nur daß sie jetzt natürlich groß und lebendig geworden war wie alle die anderen Abbilder lebender Dinge, die er in seine Städte gesetzt hatte. Aber er sah, daß es immer noch eine Aufziehkreatur war. Und der Schlüssel steckte in ihrer Seite. Und sie rieb sich an den Säulen, um den Schlüssel umzudrehen und sich selbst aufzuziehen. Aber das war eine langsame Angelegenheit und das Aufziehen war nicht zur Hälfte geschafft, als die Sonne unterging. Der Drache legte sich sofort nieder und schlief ein.

„So,“ sagte Philip, „jetzt muß ich nachdenken.“

Er dachte nach, härter als er es jemals zuvor getan hatte. Und als er mit Nachdenken fertig war, ging er hinunter ins Kellergewölbe und nahm ein langes Seil. Dann stand er einen Moment lang still da und fragte sich, ob er wirklich tapfer genug war. Und dann fiel ihm „Erhebt Euch, Sir Philip“ ein und er wußte, daß ein Ritter einfach keine Angst haben *darf*.

Also ging er hinaus in die Dämmerung dem Drachen entgegen.

Er wußte, daß der eine Stunde lang schlafen würde. Aber trotzdem – – Und das Zwielflicht wurde immer dunkler. Doch gab es noch genug Licht, um die Ruine und auch den Drachen zu finden. Da lag er – rund zehn oder zwölf Meter festes, dunkles Drachenfleisch. Seine metallenen Krallen glänzten im letzten Tageslicht. Sein gewaltiges Maul war offen und sein Atem im Schlaf hörte sich an wie das Geräusch des Meeres in einer rauheren Nacht.

„Erhebt Euch, Sir Philip,“ sagte er sich und ging dicht an den Drachen heran, bis er zum Mittelteil kam, wo der Schlüssel steckte – von dem Mr. Perrin gedacht hatte, es sei ein Stück von einem alten Speer, mit dem jemand einmal versucht hatte, das Ungeheuer zu töten.

Philip band ein Ende seines Seils sehr fest an den Schlüssel – wie dankbar war er, daß Helen ihm beigebracht hatte, Knoten zu schürzen, die keine Altweiberknoten waren. Der Drache lag ganz still da und fuhr fort, wie ein stürmisches Meer zu atmen. Dann befestigte der Drachentöter das andere Ende des Seils an der Hauptmauer der Ruine, die sehr solide und fest war, und dann ging er zurück zu seinem Turm, so schnell er konnte, und zündete mit einem Streichholz seine Rakete an.

Begreift ihr den Plan? Er war wirklich ziemlich pfiffig. Wenn der Drache aufwachte, würde er finden, daß er von den Seilen gefangen gehalten wurde. Er würde wütend werden und versuchen, sich zu befreien. Und bei seinen Anstrengungen wäre es gewiß, daß er freikam, aber das konnte er nur, indem er sich von seinem Schlüssel löste. War der Schlüssel einmal draußen, wäre der Drache unfähig, sich wieder aufzuziehen, und wäre so gut wie tot. Natürlich konnte Sir Philip ihm mit dem Silbergriffschwert den Kopf abschlagen, falls Mr. Noah dies wirklich wünschte.

Wie ihr seht, war es so weit ein ausgezeichneter Plan. Philip saß oben auf seinem Turm, völlig frei von Angst, und aß ein paar haarige rote Stachelbeeren, die er zufällig lose in der Tasche hatte. Innerhalb von drei Minuten, nachdem er seine Rakete abgefeuert hatte, stieg im Süden ein Schauer von Goldregen hoch, im Osten erschienen ein paar gewaltige Feuerräder und im Norden bot eine lange Reihe von Raketen fast die Erscheinung einer Aurora borealis. Rotes Feuer, grünes Feuer, dann wieder Raketen. Die gesamte Ebene wurde von mehr Feuerwerk beleuchtet, als Philip jemals gesehen hatte, selbst am Kristallpalast. In ihrem Licht sah er eine Prozession aus dem Fort kommen, zu einer Säule ziehen, die allein auf der Ebene stand, und eine weiße Gestalt an sie binden. „Die Prinzessin, vermute ich,“ sagte Philip; „na, *sie* ist jedenfalls nicht in Gefahr.“

Dann ging die Prozession zurück zum Fort und dann erwachte der Drache. Philip konnte sehen, wie die große Kreatur sich streckte und den gewaltigen Kopf wie ein Hund schüttelte, wenn er aus dem Wasser kommt. „Vermutlich mag er das Feuerwerk nicht,“ sagte Philip. Und er hatte ganz recht.

Und jetzt erblickte der Drache die Prinzessin, die an einer günstigen Stelle auf ungefähr halber Strecke zwischen den Ruinen und Philips Turm plazierte war.

Der Drache warf das Maul hoch und stieß ein enormes Brüllen aus und Philip spürte mit einem Horrorschauer, daß, Uhrwerk oder nicht Uhrwerk, das Ungeheuer lebendig und unbedingt gefährlich war.

Und jetzt hatte es bemerkt, daß es angebunden war. Mit großem Hin- und Her-Drehen und -Winden, mit Schnauben und Brüllen, mit Kratzen und Reißen und Ausschlagen mit dem schrecklichen Schwanz krümmte es sich und kämpfte, um freizukommen, und das Licht von Tausenden Feuerwerkskörpern beleuchtete das gigantische Ringen.

Und dann geschah, von dem Philip gewußt hatte, daß es geschehen würde. Die große Mauer hielt stand, das Seil hielt stand, der Drache hielt stand. Es war der Schlüssel, der nachgab. Mit einem widerhallenden knirschenden, rostigen Geräusch wie ein Güterzug, der auf einem Nebengleis rangiert, wurde der Schlüssel aus seinem Loch in der Seite des Drachen gezogen und blieb fest an seinem Seilende wie ein Anker an einem Tau.

Er *blieb*. Denn jetzt passierte, was Philip nicht vorausgesehen hatte. Er hatte vergessen, daß der Drache, ehe er einschlief, sich teilweise aufgezogen hatte. Und seine Anstrengungen hatten nicht die ganze Federkraft aufgebraucht. Da war noch Saft in dem Drachen. Und mit einem Wutschrei lief er los, quer über die Ebene, wobei er sich mit seiner grünen, rasselnden Länge auf die Prinzessin zuschlingelte.

Und jetzt war keine Zeit zu überlegen, ob man Angst hatte oder nicht. Philip rannte die Turmtreppe schneller hinunter, als er jemals in seinem Leben treppab gerannt war, und er war selbst in normalen Zeiten nicht schlecht darin.

Er schulterte sein Schwert, wie man es mit einem Gewehr macht, und rannte. Wie der Drache lief er direkt auf die Prinzessin zu. Und jetzt war es ein Rennen zwischen ihm und dem Drachen. Philip rannte und rannte. Sein Herz pumperte, seine Füße hatten dieses bleierne Gefühl, das in Albträumen auftritt. Er kam sich vor, als stürbe er.

Weiter, weiter, schneller, schneller, du darfst nicht anhalten. Ah! Das ist besser. Er hat neuen Atem bekommen. Er rennt schneller. Und der Drache – oder ist es nur Einbildung? – läuft nicht ganz so schnell.

Wie er es machte, wußte Philip nicht. Aber mit einem letzten Spurt erreicht er die Säule, an der die Prinzessin angebunden stand. Und der Drache war zwanzig Meter entfernt und kam immer näher.

Philip stand ganz still und kam wieder zu Atem. Und immer langsamer, aber ohne Anzeichen stehen-zubleiben, kam der Drache näher. Hinter Philip, wo die Säule stand, hörte er jemanden leise weinen.

Dann war der Drache ganz nah. Philip machte drei Schritte vorwärts, zielte mit dem Schwert, schloß die Augen und schlug zu, so fest er konnte. Dann warf ihn etwas Hartes und Schweres nieder und für einige Zeit wußte er nichts mehr.

. . . . .

Als er wieder zu sich kam, gab ihm Mr. Noah etwas Scheußliches aus einem Medizinglas zu trinken, Mr. Perrin schlug ihm auf den Rücken, alle Leute schrien wie verrückt und mehr Feuerwerkskörper als zuvor wurden losgelassen. Neben ihm lag der Drache, leblos und still.

„Oh!“ sagte Philip, „habe ich es wirklich geschafft?“

„In der Tat,“ sagte Mr. Noah, „wie immer du auch bei den anderen Taten Erfolg haben magst, mit diesem hier bist du der Held. Und jetzt, wenn du dich gut genug fühlst, halte dich bereit, die Belohnung für Mut und Ritterlichkeit in Empfang zu nehmen.“

„Ach!“ sagte Philip und wurde munterer. „Ich habe gar nicht gewußt, daß es eine Belohnung gibt.“

„Nur die übliche,“ sagte Mr. Noah. „Die Prinzessin natürlich.“

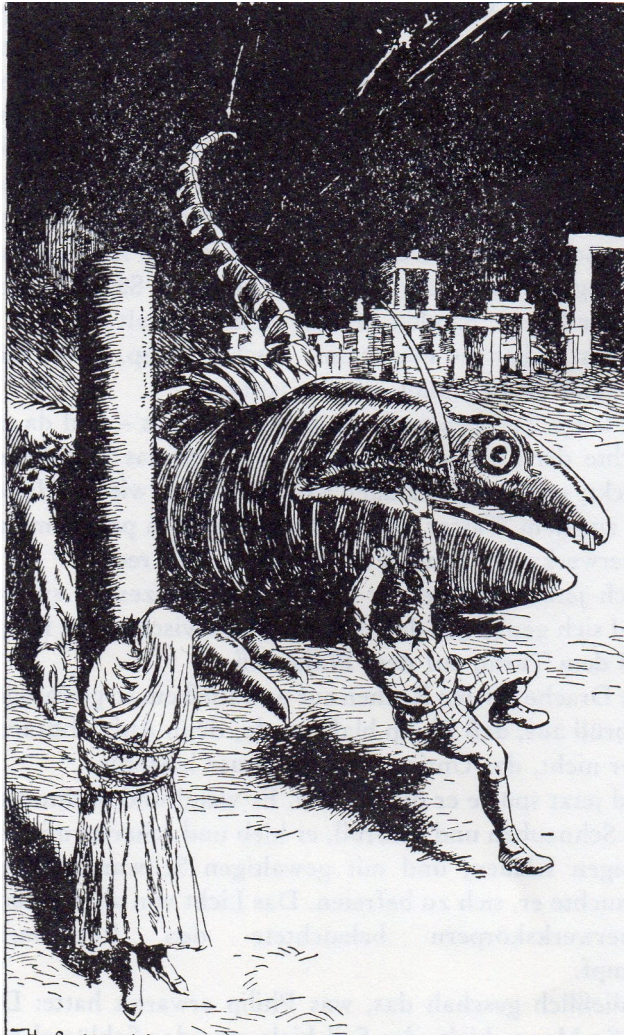
Philip wurde gewahr, daß nahe bei ihm eine Gestalt mit einem weißen Schleier stand; um ihre Füße lagen Stücke durchgeschnittener Stricke.

„Die Prinzessin gehört dir,“ sagte Mr. Noah mit großmütiger Freundlichkeit.

„Aber ich möchte sie nicht,“ sagte Philip und fügte als Nachsatz hinzu: „Danke.“

„Daran hättest du vorher denken sollen,“ sagte Mr. Noah. „Du kannst nämlich keine Heldentaten begehen und dich dann vor der Belohnung drücken. Nimm sie, sie ist dein.“





*Dann warf ihn etwas Hartes und Schweres nieder.*

„Jeder, der möchte, kann sie haben,“ sagte Philip verzweifelt. „Wenn sie mir gehört, kann ich sie weggeben, nicht wahr? Sie müssen doch einsehen, daß ich nicht mit Prinzessinnen behelligt werden kann, wenn ich alle diese anderen Taten vollbringen muß.“

„Das ist nicht meine Sache,“ sagte Mr. Noah. „Vielleicht kannst du sie in Kost geben, während du deine Taten vollbringst. Aber im Moment wartet sie darauf, daß du sie bei der Hand nimmst und ihren Schleier hebst.“

„Muß ich?“ sagte Philip kläglich. „Na schön, also dann.“

Er ergriff eine kleine kalte Hand mit einer von seinen und hob mit der anderen ganz behutsam eine Ecke des Schleiers. Die andere Hand der Prinzessin zog den Schleier zurück und der Drachentöter und die Prinzessin standen sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

„Nanu!“ rief Philip zwischen Erleichterung und Abscheu, „das ist ja nur Lucy!“

## Kapitel V

### Auf dem Teppich

Die Prinzessin war nur Lucy.

„Das ist zu schlimm,“ sagte Philip. „Finde ich.“ Dann hielt er inne und schaute mürrisch drein.

„Die Prinzessin und der Held werden jetzt den Tee zu sich nehmen,“ sagte Mr. Noah. „Rechtsum kehrt, bitte alle, und Abmarsch.“

Philip und Lucy fanden sich Seite an Seite wieder, wie sie durch die Nacht marschierten, die vom fortwährenden Feuerwerk gelb war.

Ihr müßt sie euch vorstellen, wie sie über eine große Ebene aus Gras marschierten, wo viele farbige Blumen wuchsen. Viele der Bauwerke Philips waren nämlich auf dem Wohnzimmerteppich zu Hause errichtet worden, der grün mit rosa und blauen und gelben und weißen Blumen war. Und dieser Teppich war zu Gras und sprießenden Blumen geworden, wobei er dem seltsamen Gesetz folgte, das Dinge zu anderen Dingen werden läßt, Dinge wie sie selbst, aber größer und wirklich zu einer lebendigen Welt gehörend.

Niemand sprach. Philip sagte nichts, weil er schlechte Laune hatte. Und wenn man schlechte Laune hat, ist nichts etwas Gutes, es zu sagen. Einen Drachen zu überlisten und dann zu töten und solch ein Abenteuer beim Tee mit Lucy beenden zu müssen, war zu viel. Und er hatte auch andere Gründe zu schweigen. Und Lucy schwieg, weil sie so viel zu sagen hatte, daß sie nicht wußte, wo sie anfangen sollte, und außerdem konnte sie spüren, wie verärgert Philip war. Die Menge redete nicht, weil die Etiquette verlangte, daß man nicht sprach, wenn man an einer Prozession teilnahm. Mr. Noah sprach nicht, weil gleichzeitig gehen und sprechen – zwei Tätigkeiten, für die er nicht konzipiert war – ihn außer Atem brachte. So daß es eine sehr stille Gesellschaft war, die schließlich durch das Tor der Stadt und die Straßen entlang ging.

Philip fragte sich, wo es den Tee geben würde – natürlich nicht im Gefängnis. Es war auch sehr spät für Tee, denn es schien gegen Mitternacht zu sein. Aber alle Straßen waren hell erleuchtet und Fahnen und Blumengirlanden hingen an allen Fenstern und über den Straßen.

Es war vor einem großen Gebäude auf einem der weiten Plätze der Stadt, daß eine besondere Installation farbiger Lampen offene Türen und mit roten Läufern belegte Stufen sehen ließ. Mr. Noah eilte sie hoch und drehte sich um, Philip und Lucy zu empfangen.

„Die Stadt Polistopolis,“ sagte er, „deren unwürdiger Repräsentant ich bin, begrüßt in meiner Person den höchst edlen Sir Philip, Ritter und Bezwinger des Drachen. Auch die Prinzessin, die er gerettet hat. Tretet gefälligst ein.“

Sie gingen die rot belegten Stufen hoch und in einen Flur, der sehr prächtig mit Silber und Elfenbein verziert war. Mr. Noah beugte sich vor für eine vertrauliche Frage.

„Vielleicht möchtest du dich waschen?“ sagte er, „und auch deine Prinzessin. Und vielleicht möchtet ihr euch ein bißchen fein machen? Nämlich vor dem Bankett.“

„Bankett?“ sagte Philip. „Ich dachte, es gibt Tee.“

„Erst die Arbeit und dann das Vergnügen,“ sagte Mr. Noah, „erst das Bankett, dann der Tee. Hier entlang zu den Ankleidezimmern.“

Es gab zwei Türen nebeneinander. An eine Tür war „Ankleidezimmer des Ritters“ und an die andere „Ankleidezimmer der Prinzessin“ gemalt.

„Paßt auf,“ sagte Mr. Noah, „die Farbe ist frisch. Viel Zeit war nämlich nicht.“

Philip fand sein Ankleidezimmer sehr interessant. Die Wände bestanden vollständig aus Spiegeln und auf Tischen mitten im Zimmer lagen alle Arten von Kleidung in schönen Farben und mit seltsamen Formen. Schuhe, Strümpfe, Hüte, Kronen, Rüstungen, Schwerter, Umhänge. Kniehosen, Westen, Wämser, Beutelhosen. Eine offene Tür ließ ein marmornes Badezimmer sehen. Die Wanne war in den Fußboden eingelassen, wie es in den Bädern verschwenderischer römischer Kaiserinnen üblich gewesen war und wie es heutzutage manchmal Wannen in Musterwohnungen sind. (Aber mir ist erzählt worden, daß manche Leute ihre Kohlen in der Wanne lagern – was völlig nutzlos ist, weil Kohlen immer schwarz sind, egal wie oft man sie wäscht.)

Philip zog sich aus und stieg in das warme klare Wasser, grünlich zwischen Luft und Marmor. Warum ist es so angenehm zu baden und so lästig, sich Gesicht und Hände in einem Waschbecken zu waschen? Er zog sein Hemd und seine Knickerbocker wieder an und wanderte im Zimmer herum, wobei er die dort ausgelegten Kleidungsstücke anschaute und sich fragte, welches der wundervollen Kostüme für einen Ritter wirklich passend war, um es bei einem Bankett zu tragen. Nach beträchtlichem Zögern entschied er sich für ein kleines weiches Kettenhemd, das gerade eine doppelte Handvoll winziger Stahlglieder war, als er es hielt. Aber es erhob sich eine Schwierigkeit.

„Ich weiß nicht, wie man es anzieht,“ sagte Philip, „und ich vermute, das Bankett wartet. Wie verärgert es sein wird.“

Er stand unentschlossen da und hielt das Kettenhemd in den Händen, als sein Blick auf den Griff einer Klingel fiel. Über ihm befand sich eine Elfenbeinplatte und auf ihr stand in schwarzen Buchstaben das Wort „Kammerdiener“. Philip läutete: Sofort meldete ein leises Klopfen an der Tür den Eintritt einer Person, die Philip auf den ersten Blick für einen Sandwich-Mann hielt. Aber der zweite Blick zeigte, daß die rechteckigen flachen Dinger, die er trug, keine Reklametafeln waren, sondern Dominosteine. Die Person zwischen ihnen verneigte sich tief.

„Oh!“ sagte Philip. „Ich habe nach dem Kammerdiener geläutet.“

„Ich bin nicht der Kammerdiener,“ sagte die dominoumschlossene Person, die unter ihren Dominos in hautenger schwarzer Kleidung zu stecken schien, „ich bin der Oberstgewandkammerer. Ich warte nur wirklich bedeutenden Personen auf. Doppelsechs, zu Diensten, Sir. Habt Ihr schon Euer Gewand gewählt?“

„Ich möchte das Kettenhemd anziehen,“ sagte Philip und hielt es hin. „Es scheint das Richtige für einen Ritter zu sein.“

„Ganz recht, Sir. Ich bestätige Eure Meinung.“

Er ging daran, Philip in eine weiße Tunika zu kleiden und darüber das Kettenhemd zu befestigen. „Ich habe sehr viel Erfahrung,“ sagte er, „Ihr hättet keine bessere Wahl treffen können. Ich bin nämlich Meister des Fachgebiets Kleidung. Ich kann ihm meinen ganzen Sinn widmen; da meine eigene Kleidung vom Gesetz festgelegt und nicht den Wechseln der Mode unterworfen ist, läßt mir dies die Freiheit, für andere zu denken. Und ich denke tief. Aber ich sehe, daß Ihr für Euch selbst denken könnt.“

Ihr habt keine Vorstellung, wie toll Philip in dem Kettenhemd und der Kettenhaube aussah – genau wie ein Kreuzritter.

Vor der Tür des Ankleidezimmers traf er auf Lucy in einem kurzen weißen Kleid und mit einem Kranz aus Perlen um die Stirn. „Ich wollte immer eine Elfe sein,“ sagte sie.

„Hattest du jemanden, um dich anzukleiden?“ fragte er.

„Oh nein!“ sagte Lucy gelassen. „Ich ziehe mich immer selbst an.“

„Hier haben Damen etwas voraus,“ sagte Doppelsechs, wobei er sich verneigte und rückwärts ging. „Das Bankett ist aufgetragen.“

Es stellte sich als auf drei Tische aufgetragen heraus, einer an jeder Seite eines großen Raumes und einer quer am Ende auf einem Podium – ein Tisch wie der erhöhte, an dem Dozenten und distinguire Fremde in den Sälen der Colleges sitzen.

Mr. Noah saß bereits an seinem Platz in der Mitte des erhöhten Tisches und Lucy und Philip nahmen ihre Plätze an seinen Seiten ein. Der Tisch war mit allen Arten von schön aussehenden Speisen und mit Tellern gedeckt, die ein Philip sehr vertrautes rosa und weißes Muster hatten. Sie waren tatsächlich, wie ihm bald klar wurde, die bemalten hölzernen Teller aus dem alten Puppenhaus seiner Schwester. Direkt vor den Kindern stand kein Essen, sondern nur eine große leere Silberschale.

Philip befüngerte sein Besteck; auch dessen Muster war ihm vertraut. Es waren tatsächlich die kleinen bleiernen Messer und Gabeln aus dem Besteckkorb des Puppenhauses mit grünem und weißem Filigran. Er wartete hungrig. Diener in geraden gelben Kleidern und roten Masken und Kappen fingen an, mit den Schüsseln zu hantieren. Ein Gericht wurde ihm gereicht. Es sah wie schönes Gelee aus. Er nahm seinen Löffel und wollte sich gerade bedienen, als Mr. Noah dringend flüsterte: „Nicht!“ und als Philip ihn erstaunt ansah, fügte er hinzu, immer noch flüsternd: „Tu nur so, ja? Hast du noch nie ein Als-ob-Bankett gehabt?“ Aber ehe Philip das Flüstern verstanden hatte, hatte er versucht, den Rand des Löffels in das Gelee zu drücken. Und er spürte, daß es ganz hart war. Er tat so, als würde er sich etwas auf tun, aber es war nichts, was er auf seinen Teller tat. Und er sah, daß Mr. Noah und Lucy und alle anderen Gäste dasselbe machten. Bald wurde ihm ein anderes Gericht serviert. Es gab keinen Wechsel der Teller. „Das *brauchen* sie nicht,“ dachte Philip bitter. Diesmal war es eine fette Ente, nicht tranchiert, und jetzt sah Philip, daß sie mit Leim an ihrer Schüssel befestigt war. Da verstand er.

(Kennt ihr die schönen, aber ungenießbaren Festessen, die einem in einer weißen Pappschachtel mit blauer Borte und feinen Hobelspänen zum Einpacken der Schüsseln und zum Schutz vor Zerschlagen geschenkt werden? Ich selbst, als ich klein war, hatte solch ein Bankett in einer Schachtel. Es gab zwölf Gerichte: einen

Schinken, braun und wohlgeformt; ein Paar gebratene Hühner, auch braun und anatomischer als der Schinken; eine glasierte Zunge, richtig zungenförmig, keine eurer runden Rätselhaftigkeiten in Konservendosen; eine Schüssel mit Würsten; zwei hübsche Fische, vielleicht ein bißchen blau; einen Rinderbraten; Rippen, glaube ich, sehr rot bei den mageren und sehr weiß bei den fetten Teilen; eine Schweinefleischpastete, zart bronziert wie ein Reisender in Zentralafrika. Als Nachtisch hatte ich Gebilde, Gebilde von Schönheit, ein Gelee und eine Creme, auch eine Biskuitrolle und einen Plumpudding; es gab auch Spargel und Blumenkohl und eine Schüssel mit den grünsten Erbsen auf der ganzen Welt. Das war meine Bankettausstattung. Ich erinnere mich, daß die Hölzernheit des Ganzen uns wundervoll deprimierte; die Einheit von Schüssel und Speise durchkreuzte alles So-tun-als-ob. Mit der Spitze der Schere unserer Kinderfrau brachen wir die Speisen von den Platten. Aber ihre hölzerne Natur war unbesiegbar. Man konnte nicht besser so tun, als ob man ein ganzes Huhn aß, wenn es von seiner Schüssel gelöst war, und die Würste waren ein fester Block. Und wenn man an dem Gelee leckte, schmeckte es nur nach Leim und Farbe. Und wenn wir versuchten, die Hühner auf dem Kaminrost des Kinderzimmers nochmals zu braten, fing sie Feuer und dann rochen sie nach Gaswerken und Gummi. Aber ich schweife ab. Wenn ihr euch an die Dinge erinnert, die geschahen, als ihr ein Kind wart, könnt ihr auf ewig über sie weiterschreiben. Ich setze dies alles in Klammern und dann braucht ihr es nicht zu lesen, wenn ihr nicht wollt.)



*Mr. Noah flüsterte dringend: „Nicht!“*

Aber diese bemalten hölzernen Speisen, die fest an ihren Schüsseln hafteten, waren die Art von Essen, aus der das jetzt Philip und Lucy dargebotene Bankett zusammengesetzt war. Sie hatten nur mehr Gerichte als ich damals. Sie hatten noch einen Truthahn, acht Himbeermarmeladentörtchen, eine Ananas, eine Melone, eine Schüssel mit Austern in der Schale, ein Stück gekochten Schinken und eine Hammelkeule. Aber alles war gleichermaßen aus Holz und ungenießbar.

Philip und Lucy, die immer hungriger wurden, taten mit nachlassendem Eifer so, als äßen und genössen sie die hölzernen Speisen. Wein wurde in diesen kleinen Kelchen serviert, die sie so gut kannten – wo die doppelwandigen Gläser eine rote Flüssigkeit einschlossen und enthielten, die aussah wie Wein. Sie wollten keinen Wein, aber sie waren so durstig, wie sie hungrig waren.

Philip fragte sich, was die Diener wohl waren. Er hatte reichlich Zeit, sich zu fragen, während das Bankett andauerte. Erst als er eine Gruppe von ihnen am Ende des Saals steif zusammenstehen sah, erkannte er, daß sie die Streichhölzer sein mußten, mit denen er einst eine Stadt bevölkert hatte, weil keine anderen Einwohner zur Hand waren.

Als alle Gerichte serviert waren, gab es Reden.

„Freunde und Mitbürger,“ begann Mr. Noah und fuhr fort zu sagen, wie tapfer und klug Sir Philip war und wie wahrscheinlich es war, daß er sich als der Retter herausstellen werde. Philip hörte nicht die ganze Rede. Er dachte an Sachen zu essen.

Dann standen alle im Saal auf und riefen und Philip stellte fest, daß jetzt von ihm erwartet wurde, eine Rede zu halten. Er stand zitternd und unglücklich auf.

„Freunde und Mitbürger,“ sagt er, „vielen herzlichen Dank. Ich möchte der Retter sein, aber ich weiß nicht, ob ich es kann,“ und setzte sich unter dröhnendem Applaus wieder hin.

Dann gab es Musik von einer vergitterten Galerie herab. Und dann – ich kann gar nicht sagen, wie froh Lucy und Philip waren – sagte Mr. Noah wieder flüsternd: „Kopf hoch! Das Bankett ist vorbei. Jetzt wird es Tee geben.“

„Tee“ stellte sich als Brot-und-Milch in einem sehr gemütlichen, mit blauer Seide ausgekleideten Raum neben dem Bankettsaal heraus. Nur Lucy, Philip und Mr. Noah waren anwesend. Brot-und-Milch ist sehr gut, selbst wenn man es mit bleiernen Löffeln aus dem Puppenhauskorb essen muß. Als es viel später war, sagte Mr. Noah plötzlich „gute Nacht“ und in einem Gewirr schläfriger Sättigung gingen die Kinder ins Bett. Philips Bett war aus Gold mit gelben Satinvorhängen und Lucys war aus Silber mit weißen Seidenvorhängen. Aber die Metalle und Farben machten bei ihrem tiefen und traumlosen Schlaf keinen Unterschied.

Und am Morgen gab es wieder Brot-und-Milch und die beiden aßen es in dem blauen Zimmer ohne Mr. Noah.

„So,“ sagte Lucy und schaute von der Schale mit weißen schwimmenden Würfeln hoch, „meinst du, du schaffst es, mich besser zu mögen?“

„Nein,“ sagt Philip kurz und streng wie der Skipper im Lied.

„Ich wünschte, du würdest es,“ sagte Lucy.

„Tja, ich kann's nicht,“ sagte Philip, „aber ich möchte eines sagen. Es tut mir leid, daß ich abgehauen bin und dich zurückgelassen habe. Und ich bin wiedergekommen.“

„Das weiß ich,“ sagte Lucy.

„Ich bin zurückgekommen, um dich zu holen,“ sagte Philip, „und jetzt sollten wir beide nach Hause gehen.“

„Du mußt sieben Heldentaten vollbringen, ehe du nach Hause kannst,“ sagte Lucy.

„Ach, ich erinnere mich; Perrin hat's mir erzählt,“ sagte Philip.

„Und,“ fuhr Lucy fort, „das wird ewig dauern. Niemand kann von hier *zweimal* weg, es sei denn, er ist ein König-Retter. Du bist einmal rausgekommen – ohne *mich*. Ehe du wieder gehen kannst, mußt du sieben edle Taten tun.“

„Ich habe den Drachen getötet,“ sagte Philip bescheiden stolz.

„Das ist nur eine,“ sagte sie, „es gibt sechs weitere.“ Und sie aß Brot-und-Milch mit Nachdruck.

„Gefällt dir dieses Abenteuer?“ fragte er abrupt.

„Es ist interessanter als alles, was mir jemals passiert ist,“ sagte sie. „Wenn du nett wärst, würde es mir ungeheuer gut gefallen. Aber wie die Dinge liegen –“

„Es tut mir leid, daß du nicht findest, ich sei nett,“ sagte er.

„Nun, was findest denn *du*?“ sagte sie.

Philip überlegte. Er wollte nicht nett sein. Keiner von uns will das. Obwohl man das nicht findet, wenn man sieht, wie sich manche von uns verhalten. Wahre Höflichkeit, erinnerte er sich gehört zu haben, besteht darin, Interesse an den Angelegenheiten anderer Leute zu zeigen.

„Erzähl mir,“ sagte er, wobei er sehr wünschte, höflich und nett zu sein „erzähl mir, was passiert ist, nachdem ich – nachdem ich – nachdem du nicht mit mir die Leiter heruntergekommen bist.“

„Allein und im Stich gelassen,“ antwortete Lucy prompt, „als mein geschworener Freund getürmt und mich zurückgelassen hatte, fiel ich hin und beide Hände waren voll mit Kies und die grimmigen Soldaten umringten mich.“

„Ich dachte, du würdest gleich hinter mir kommen,“ sagte Philip stirnrunzelnd.

„Tja, ich machte es nicht.“ „Und dann?“

„Tja, dann – du warst dumm, nicht da zu bleiben. Sie umringten mich – die Soldaten meine ich – und der Hauptmann sagte: ‚Sag mir die Wahrheit. Bist du ein Zerstörer oder ein Retter?‘ So sagte ich natürlich, daß ich kein Zerstörer war, was immer ich auch war, und dann brachten sie mich zum Palast und sagten, ich könne eine Prinzessin sein, bis der Retter-König auftaucht. Sie sagten,“ kicherte sie fröhlich, „daß mein Haar das von einem Retter sei und nicht von einem Zerstörer, und ich bin seither ganz furchtbar glücklich gewesen. Du auch?“

„Nein,“ sagte Philip und dachte an das jämmerliche Gefühl, ein Feigling und Duckmäuser gewesen zu sein, das ihn überkommen hatte, als er fand, daß er seine eigene Haut gerettet und Lucy allein in einer unbekanntenen und gefährlichen Welt zurückgelassen hatte; „nicht gerade glücklich, würde ich es nennen.“

„Es ist schön, eine Prinzessin zu sein,“ sagte Lucy. „Ich bin gespannt, was deine nächste edle Tat sein wird. Ich wüßte gern, ob ich dir dabei helfen kann?“

„Wenn ich edle Taten begehe, tue ich sie. Ich brauche keine Hilfe, vielen Dank, besonders nicht von Mädchen,“ antwortete er.

„Ich wünschte, du würdest es,“ sagte Lucy und aß ihr Brot-und-Milch zu Ende. Auch Philips Schale war leer. Er streckte Arme, Beine und Nacken.

„Es ist komisch,“ sagte er, „bevor das hier anfing, habe ich nie gedacht, so etwas *könne* anfangen, du etwa?“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, „alles ist so wundervoll. Ich habe immer erwartet, daß Dinge wundervoller sind, als sie es jemals waren. Man kriegt nämlich gewisse Hinweise und Stupser. Märchen – ja, und Träume; man kann nicht anders als spüren, daß sie *etwas* bedeuten müssen. Und deine Schwester und mein Papa: die beiden waren solche Freunde, als sie klein waren, und dann gingen sie auseinander und dann wurden sie wieder Freunde – das ist wie eine Geschichte in einem Traum, nicht wahr? Und dein Bauen der Stadt und meine Hilfe dabei. Und mein Papa solch ein lieber Schatz und deine Schwester solch eine schatzige Liebe. Es hat mich glauben lassen, daß schöne Dinge mehr oder weniger wahrscheinlich sind. Dich nicht auch?“

„Nein,“ sagte Philip; „ich meine ja,“ sagte er und war in diesem Moment näher daran, Lucy zu mögen, als er es jemals zuvor gewesen war; „alles ist ganz wundervoll, nicht wahr?“

„Ahem!“ sagte ein respektvolles Hüsteln hinter ihnen.

Sie wandten sich um und trafen auf den ruhigen Blick von Doppelsechs.

„Wenn Ihr Euer Frühstück vollständig beendet habt, Sir Philip,“ sagte er, „wäre Mr. Noah erfreut, Euch in seinem Büro zu sehen.“

„Mich auch?“ sagte Lucy, ehe Philip sagen konnte. „Nur mich, nehme ich an?“

„Ihr könnt auch kommen, wenn Ihr es wünscht, Hoheit,“ sagte Doppelsechs, indem er sich steif verneigte.

Sie fanden Mr. Noah sehr beschäftigt in einem kleinen Zimmer, das mit Papieren übersät war, an einem Tisch sitzen und schreiben. „Guten Morgen, Prinzessin,“ sagte er, „guten Morgen, Sir Philip. Ihr seht mich sehr beschäftigt. Ich versuche, deine nächste Arbeit zu arrangieren.“

„Meinen Sie meine nächste Heldentat?“ fragte Philip.

„Wir haben beschlossen, daß alle deine Taten keine Heldentaten zu sein brauchen,“ sagte Mr. Noah und fummelte mit einem Stift herum. „Von den außergewöhnlichen Arbeiten des Herkules, erinnerst du dich, waren manche gefährlich und manche nur schwierig. Ich habe entschieden, daß schwierige Sachen zählen sollen. Es gibt mehrere Sachen, die es wirklich *nötig* haben, gemacht zu werden,“ fuhr er halb zu sich fort.

„Da sind die Obstbelieferung und die Küstenbewohner und – – Aber das muß warten. Wir versuchen, dir soviel Abwechslung wie nur möglich zu bieten. Gestern war es ein Draußen-Abenteuer. Heute soll es ein Drinnen-Amusement sein. Ich sage ‚heute‘, aber ich gestehe, daß ich es nicht für unwahrscheinlich halte, die Aufgabe, die ich jetzt dem Kandidaten für die Stellung eines König-Rettlers stelle, die Aufgabe, sage ich, die ich jetzt dir stelle, werde möglicherweise mehrere Tage, wenn nicht Wochen deiner wertvollen Zeit in Anspruch nehmen.“



„Aber unsere Leute zu Hause,“ sagte Philip. „Es ist ja nicht so, daß ich Angst habe, wirklich und wahrhaftig nicht, aber sie werden völlig durchdrehen, weil sie nicht wissen, was aus uns geworden ist. Ach, Mr. Noah, lassen Sie uns doch zurückgehen.“

„Es geht schon in Ordnung,“ sagte Mr. Noah. „Wie lange ihr auch immer hierbleibt: die Zeit vergeht bei ihnen nicht. Ich dachte, ich hätte es dir erklärt.“

„Aber Sie haben gesagt –“

„Ich habe gesagt, daß du unsere Uhren auf die *Zeit deiner Welt* gestellt hast, als du deine kleine Freundin im Stich gelassen hast. Aber als du für sie zurückgekommen bist und sie vor dem Drachen gerettet hast, gingen die Uhren wieder nach ihrer eigenen Zeit. Es fehlt nur gerade die Zeit, die zwischen deiner zweiten Ankunft hier und deinem Sieg über den Drachen verstrichen ist.“

„Verstehe,“ sagte Philip. Aber er verstand es nicht. Ich hoffe nur, *ihr* versteht es.

„Du kannst dir mit dieser neuen Aufgabe Zeit lassen,“ sagte Mr. Noah, „und du kannst alle Hilfe bekommen, die du möchtest. Ich werde dich nicht für gescheitert erachten, bis du drei Monate damit zugebracht hast. Danach wäre die Prätendesse zu *ihrer* Chance berechtigt.“

„Wenn Sie ganz sicher sind, daß die *Zeit* hier zu Hause nicht zählt,“ sagte Philip, „was bitte ist es, das wir machen sollen?“

„Die klügsten Köpfe unseres Landes haben sich viele Zeitalter hindurch mit dem Problem beschäftigt, das zu lösen du nun gebeten wirst,“ sagte Mr. Noah. „Euer ehemaliger Gefängniswärter, Mr. Bacon-Shakespeare, hat nicht weniger als siebenundzwanzig Bände, alle in Chiffre, über dieses Thema geschrieben. Aber da er vergessen hat, welche Chiffre er verwendet hat und niemand sonst sie kennt, sind seine Bücher nur von wenig Nutzen für uns.“

„Verstehe,“ sagte Philip. Und wieder verstand er es nicht.

Mr. Noah erhob sich zu seiner vollen Größe und als er stand, sahen neben ihm die Kinder sehr klein aus.

„Jetzt,“ sagte er, „werde ich dir sagen, was du machen muß. Ich würde gern anordnen, daß diese zweite Arbeit das Aufräumen dieses Zimmers sein soll – alle diese Papiere sind Prophezeiungen mit Bezug auf den Retter –, aber eines unserer Gesetze besagt, daß der Richter keine öffentliche Angelegenheit zu seinem eigenen persönlichen Vorteil ausnutzen darf. Deshalb habe ich entschieden, daß die nächste Arbeit das Entwirren des Labyrinthischen Teppichs sein soll. Er befindet sich in der Halle der Öffentlichen Amusements. Ich hole meinen Hut und wir gehen sofort los. Ich kann euch darüber beim Gehen erzählen.“

Und während sie die Straßen entlang und vorbei an den Häusern und Palästen gingen, die irgendwann gebaut zu haben Philip sich nur schwach erinnern konnte, fuhr Mr. Noah fort: „Es ist eine sehr schöne Halle, aber wir haben sie nie für öffentliche Amusements oder sonst etwas nutzen können. Der Riese, der die Stadt ursprünglich gebaut hat, legte in diesen Saal einen so dicken Teppich, daß er einem bis zu den Knien reicht, und der so kompliziert gewebt ist, daß niemand ihn entwirren kann. Er ist viel zu dick, um durch irgendeine Tür zu passen. Es ist deine Aufgabe, ihn zu entfernen.“

„Na, das ist doch kinderleicht,“ sagte Philip. „Ich werde ihn zerschneiden und ein Stück nach dem anderen hinaus schaffen.“

„Das wäre höchst bedauerlich für dich,“ sagte Mr. Noah. „ich habe erst heute morgen eine sehr alte Prophezeiung abgelegt:

*Der, der den Teppich will entfernen  
mit Feuer, Flintstein, Messerschneiden,  
muß sich ernähren von Orangenkernen  
und in Orangenschalen kleiden.*

Das würde dir wohl nicht gefallen.“

„Nein,“ sagte Philip grimmig, „ganz gewiß nicht.“

„Der Teppich muß aufgeräufelt, ungewebt sein, so daß kein Strang kaputt ist. Hier ist die Halle.“

Sie gingen Stufen hoch – manchmal wünschte Philip, er hätte nicht so gern Treppen gebaut – und durch einen dunklen Vorraum zu einer gewölbten Tür. Als sie hindurchblickten, sahen sie eine große Halle und an ihrem Ende einen erhöhten Platz, weitere Stufen und zwei enorme Säulen aus Bronze mit Reliefs von Figuren fliegender Vögel.

„Vaters japanische Vasen,“ flüsterte Lucy.

Der Fußboden des Raumes war mit dem Teppich bedeckt. Der war locker, aber schwierig gewebt aus sehr dickem, weichem Seil von roter Farbe. Wenn ich „schwierig“ sage, meine ich, daß er nicht geradeaus gewebt war, sondern die Stränge liefen über- und untereinander und rund herum auf solche bestimmte und verwirrende Weise, daß Philip meinte – und sagte –, er würde lieber die Schnur von hundert der schwierigsten Pakete aufknoten als den Teppich in Angriff nehmen.

„Nun,“ sagte Mr. Noah, „ich überlasse es dir. Verpflegung und Unterkunft werden vom Provisorischen Palast beigestellt, wo ihr die letzte Nacht geschlafen habt. Alle Bürger sind verpflichtet zu assistieren, wenn sie dazu aufgerufen werden. Mittagessen ist um eins. Guten Morgen.“

Philip setzte sich in dem dunklen Torbogen hin und starrte hilflos auf die verdrehten Stränge des Teppichs. Nach einem Moment des Zögerns setzte sich auch Lucy nieder, umklammerte die Knie mit den Armen und starrte ebenfalls auf den Teppich. Sie boten ganz das Bild schiffbrüchiger Seeleute, die über ein weites Meer schauen und sich nach einem Segel sehnen.

„Ha, ha – hi, hi!“ sagte eine lachende Stimme hinter ihnen. Sie wandten sich um. Und es war die Autoschleier-Dame, die hassenswerte Prätendesse, die dicht hinter sie geschlichen war und durch ihren Schleier auf sie herabsah.

„Was wollen Sie?“ sagte Philip streng.

„Ich will lachen,“ sagte die Auto-Dame. „Ich will über *euch* lachen. Und ich mache es.“

„Nun, dann gehen Sie weg und lachen woanders,“ schlug Philip vor.

„Ah! Aber es ist hier, wo ich lachen will. Ihr und euer Teppich! Ihr werdet es nie schaffen. Ihr wißt nicht, wie. Aber *ich*.“

„Komm weg,“ flüsterte Lucy und sie gingen. Die Prätendesse folgte langsam. Draußen kam ein Paar holländische Holzpuppen in Pepitakleidung Arm in Arm vorbei.

„Hilfe!“ rief Lucy plötzlich und die Puppen blieben stehen und nahmen die Hüte ab.

„Was ist?“ fragte die größere Puppe und strich über ihren aufgemalten schwarzen Bart.

„Mr. Noah hat gesagt, daß alle Bürger verpflichtet sind, uns zu helfen,“ sagte Lucy etwas atemlos.

„Aber natürlich,“ sagt die kleinere Puppe und verneigte sich mit steifer Höflichkeit.

„Dann,“ sagte Lucy, „würden Sie *bitte* diese Auto-Person wegbringen und sie irgendwo hintun, wo sie uns nicht weiter belästigen kann, ehe wir den Teppich geschafft haben?“

„Mit Vergnügen!“ riefen die liebenswürdigen holländischen Fremden, flitzten die Treppe hoch und kamen im nächsten Moment mit der Gestalt der Prätendesse hervor, die sich zwar wehrte, aber vergebens.

„Ihr braucht nicht weiter Angst zu haben,“ sagte der größere Holländer, „werft den Vorfall ganz aus eurem Kopf. Wir werden sie zum Justizgebäude bringen. Ihr Vergehen ist das Behelligen von Leuten bei Ausübung ihrer Pflicht. Das Urteil ist Gefängnis von der Dauer, die der Behelligte beschließt. Guten Morgen.“

„Oh, *danke schön!*“ sagten beide Kinder gleichzeitig.

Als sie allein waren, sagte Philip – und es zu sagen, war nicht leicht: „Das war mächtig schlau von dir, Lucy. Mir wäre das nie eingefallen.“

„Ach, das ist nichts,“ sagte Lucy und schaute nach unten. „Ich könnte mehr als das machen.“

„Was?“ fragte er.

„Ich könnte den Teppich aufdröseln,“ sagte Lucy feierlich.

„Aber ich bin es, der es machen muß,“ mahnte Philip.

„Jeder Bürger ist verpflichtet zu helfen, wenn er dazu aufgefordert wird,“ erinnerte ihn Lucy. „Und ich nehme an, daß eine Prinzessin eine Bürgerin ist.“

„Vielleicht kann ich es selber machen,“ sagte Philip.

„Versuch’s,“ sagte Lucy und setzte sich auf die Stufen, wobei sich ihr Elfenrock wie eine weiße Malve um sie ausbreitete.

Er versuchte es. Er ging zurück und schaute auf die großen derben Seile des Teppichs. Er konnte kein Ende der Seile sehen, keinen Anfang für seine Aufgabe. Und Lucy fuhr einfach fort, dort zu sitzen wie eine weiße Malve. Und die Zeit lief weiter und wurde bald, recht dringend, Essenszeit.

Also ging er zurück zu Lucy und sagte: „Na gut, du kannst mir zeigen, wie man es macht, wenn du willst.“

Aber Lucy erwiderte: „Nicht besonders! Wenn du möchtest, daß ich dir bei *dem* hier helfe, mußt du versprechen, mich dir bei all den anderen Sachen helfen zu lassen. Und du wirst mich *bitten* müssen zu helfen – und auch höflich bitten.“

„Dann will ich es nicht,“ sagte Philip. Aber am Ende mußte er es – noch dazu höflich.

„Mit Vergnügen,“ sagte Lucy, sobald er sie gebeten hatte, und er konnte sehen, daß sie sich überlegt hatte, was sie antworten würde, während er sich entschloß zu bitten. „Ich werde mich freuen, dir bei dieser und bei allen anderen Aufgaben zu helfen. Sag ja.“

„Ja,“ sagte Philip, der sehr hungrig war.

„Sag: ‚Bei dieser und bei allen anderen Aufgaben‘.“

„Bei dieser und bei allen anderen Aufgaben,“ sagte er. „Sprich weiter. Wie können wir es machen?“

„Er ist *gehäkelt*,“ kicherte Lucy. „Er ist eine kleine Häkelmatte, die ich aus roter Wolle gemacht und in der Nacht in die Diele gelegt habe. Man muß nur das Ende finden und daran ziehen und alles löst sich auf. Du brauchst nur das Ende zu finden und zu ziehen.“

„Er ist zu schwer für uns zu ziehen.“

„Nun,“ sagte Lucy, die gewiß Zeit gehabt hatte, alles zu überlegen, „du besorgst eines dieser runden Drehdinger, mit denen man Boote aus dem Meer zieht, und ich finde das Ende, während du das Ding beschaffst.“

Sie rannte die Stufen hoch und Philip schaute ringsum die Gebäude an den drei anderen Seiten des Platzes an, um zu sehen, ob eines von ihnen wie ein Ankerwindengeschäft aussah, denn er verstand, wie ihr es natürlich verstanden habt, was Lucy meinte.

An einem Gebäude fast gegenüber las er: „Maritime Bedarfsartikel Beschaffungsgesellschaft“, und er rannte hinüber.

„Na klar,“ sagte der Sekretär der Gesellschaft, eine plumpe Matrosenpuppe, als Philip seinen Bedarf erklärt hatte, „ich schicke sofort ein Dutzend Männer hinüber. Nichts als stolz zu helfen, Sir Philip. Die Marine ist immer scharf darauf, der Tapferkeit und Schönheit zu helfen.“

„Ich möchte tapfer sein,“ sagte Philip, „aber schön bin ich lieber nicht.“

„Natürlich nicht,“ sagt der Sekretär und fügte überraschend hinzu: „Ich meinte Lady Lucy.“

„Oh!“ sagte Philip.

So waren zwölf Blaujacken und eine Ankerwinde bald außerhalb der Halle der Öffentlichen Amusements der Mittelpunkt einer jubelnden Menge. Lucy hatte das Ende des Seils gefunden und zwei Seeleute zerrten es heraus und befestigten es an der Ankerwinde und dann – herum und herum mit Feuereifer und einem atemlosen Seemannslied – wurde der Teppich schnell entwirrt. Dutzende eifriger Helfer standen auf den Teilen des Teppichs, die nicht aufgeräufelt wurden, um ihn festzuhalten, während das Ziehen vor sich ging.

Die Nachricht von Philips Erfolg verbreitete sich in der Stadt wie ein Buschbrand und die Menge kam immer dichter zusammen. Die großen Türen hinter den Säulen mit den Vögeln wurden aufgerissen und Mr. Noah und die bedeutendsten Bürger standen dort, um das Ende der Entwirrung zu sehen.

„Bravo!“ sagte jeder mit gewaltigem Enthusiasmus. „Bravo, Sir Philip.“

„Ich war es nicht,“ sagte Philip mühsam, als die Menge innehielt, um Atem zu schöpfen; „Lucy ist es eingefallen.“

„Bravo! Bravo!“ rief die Menge lauter als zuvor. „Bravo für die Lady Lucy! Bravo für Sir Philip, den bescheidenen Sprecher der Wahrheit!“

„Bravo, meine Liebe,“ sagte Mr. Noah, indem er seinen Hut schwenkte und Lucy auf den Rücken schlug.

„Ich bin schrecklich froh, daß es mir eingefallen ist,“ sagte sie, „das macht zwei Taten, die Sir Philip geschafft hat, stimmt’s? Zwei von sieben.“

„Ja, in der Tat,“ sagte Mr. Noah enthusiastisch. „Ich muß ihn jetzt zum Baronet machen. Mit jeder Tat wird sein Titel großartiger. Es gibt eine alte Prophezeiung, daß die Person, die herausfindet, wie man den Teppich aufräufelt, die erste sein muß, die in der Halle der Öffentlichen Amüsements tanzt.“

*Wer edel ist und wer auch klug  
den Teppich auflöst Zug um Zug,  
der tanzt als erster für uns alle  
in unsrer Volksvergnügungshalle.*

Ich vermute, ‚Öffentliche Amüsements‘ war selbst für diese hochqualifizierten Poeten, unsere Astrologen, ein zu schwieriger Reim. Du, mein Kind, scheinst bei der Wahl deines Kostüms gut inspiriert worden zu sein. Also tanze, meine Lady Lucy, und laß die Prophezeiung in Erfüllung gehen.“

So tanzte Lucy über den weiten freien Boden der Halle der Öffentlichen Amüsements. Und die Leute der Stadt schauten zu und applaudierten, Philip mit den übrigen.



*So tanzte Lucy über den weiten freien Boden der Halle.*

## Kapitel VI

### Die Löwen in der Wüste

„Aber warum?“ fragte Philip beim Mittagessen, das kein bemaltes Wunder aus hölzernem Tun-als-ob war, sondern richtiges gebratenes Perlhuhn und ein Pudding. „Warum habt ihr bei euren Banketten nur hölzerne Sachen zu essen?“

„Bankette sind äußerst wichtige Ereignisse,“ sagte Mr. Noah, „und richtiges Essen – Gerichte, die du essen und genießen kannst – dient nur dazu, den Geist von den ernstesten Angelegenheiten des Lebens abzulenken. Viele der erfolgreichsten Gastronomen in eurer Welt haben diese großartige Wahrheit begriffen.“

„Aber warum,“ fragte Lucy, „habt ihr die großen silbernen Schalen mit nichts darin?“

Mr. Noah seufzte. „Die Schalen sind für Dessert,“ sagte er.

„Aber da ist kein Dessert drin,“ wandte Lucy ein.

„Nein,“ sagte Mr. Noah und seufzte wieder. „Das ist es ja gerade. Es hat niemals ein Dessert gegeben. Möchtet ihr noch ein bißchen Pudding?“

Es war Lucy und Philip vollkommen klar, daß Mr. Noah das Thema wechseln wollte, das aus irgendeinem Grund ein trauriges Thema war, und mit echter Höflichkeit sagte sie „ja, bitte“ zum Puddingangebot, obwohl sie bereits schon soviel davon hatten, wie sie wirklich brauchten.

Nach dem Essen nahm Mr. Noah sie zu einem Spaziergang durch die Stadt mit, „um die Fabriken zu sehen,“ sagte er. Dies überraschte Philip, dem beigebracht worden war, mit seinen Bausteinen keine Fabriken zu bauen, weil sie so häßlich waren, aber die Fabriken stellten sich als schöne lange, niedrige Häuser heraus, mit hohen französischen Fenstern, die sich zu Gärten mit Rosen hin öffneten, und wo Leute aller Nationen schöne und nützliche Dinge herstellten und es gern taten. Und alle Leute, die sie herstellten, sahen sauber und glücklich aus.

„Ich wünschte, wir hätten solche Fabriken,“ sagte Philip. „Unsere sind so häßlich. Sagt Helen.“

„Das liegt daran, daß alle eure Fabriken *Geldfabriken* sind,“ sagte Mr. Noah, „obwohl sie alle lauter verschiedene Namen haben. Hier muß jeder etwas herstellen, das nicht nur Geld oder *für* Geld ist – etwas Nützliches und Schönes.“

„Selbst Sie?“ sagt Lucy. „Selbst ich,“ sagte Mr. Noah.

„Was machen Sie denn?“ Diese Frage mußte kommen.

„Gesetze natürlich,“ antwortete Mr. Noah ziemlich überrascht. „Wußtet ihr nicht, daß ich der Oberrichter bin?“

„Aber Gesetze können doch nicht nützlich und schön sein, oder?“

„Sie können gewiß nützlich sein,“ sagte Mr. Noah, „und,“ fügte er mit bescheidenem Stolz hinzu, „meine Gesetze sind schön. Was haltet ihr hiervon? Jeder muß versuchen, zu jedem anderen freundlich zu sein. Jeder, der unfreundlich gewesen ist, muß es bedauern und dies auch sagen.“

„Es scheint in Ordnung zu sein,“ sagte Philip, „aber es ist nicht gerade schön.“

„Ach, findest du?“ sagte Mr. Noah ein bißchen gekränkt; „es *klings* vielleicht nicht schön – ich könnte niemals Gedichte schreiben –, aber es ist recht schön, wenn die Leute es befolgen.“

„Ach, Sie meinen, Ihre Gesetze seien schön, wenn sie eingehalten werden,“ sagte Philip.

„Schöne Dinge können natürlich nicht schön sein, wenn man sie entzweibricht,“ erklärte Mr. Noah. „Nicht einmal Gesetze. Aber häßliche Gesetze sind nur schön, wenn sie gebrochen werden. Das ist seltsam, nicht wahr? Gesetze sind sehr verzwickte Dinge.“

„Hören Sie,“ sagte Philip plötzlich, als sie eine der steilen Treppen zwischen Bäumen in Kübeln hochstiegen, „könnten wir nicht jetzt eine weitere der Taten vollbringen? Mir kommt es nicht so vor, als hätte ich heute wirklich irgend etwas getan. Es war Lucy, die den Teppich geschafft hat. Verraten Sie uns doch die nächste Tat.“

„Die nächste Tat,“ antwortete Mr. Noah, „wird wahrscheinlich einige Zeit benötigen. Es gibt keinen Grund, weshalb ihr nicht schon heute damit anfangen sollt, wenn ihr wollt. Es ist eine Tat, die besonders zu einem Baronet paßt. Ich weiß nicht, warum,“ fügte er hastig hinzu, „es mag sein, daß es die einzige Sache ist, bei der Baronets gut sind. Ich würde mich nicht wundern. Der Existenz von Baronets,“ fuhr er sinnend fort, „schien es für die Nachdenklichen immer an Berechtigung zu fehlen. Vielleicht ist diese Tat, die ihr heute beginnen werdet, der weise Zweck, für den Baronets geschaffen wurden.“

„Ja, könnte ich mir denken,“ sagte Philip, „aber was ist denn der Zweck?“

„Ich weiß es nicht,“ räumte Mr. Noah ein, „aber ich will dir sagen, was die *Tat* ist. Ihr müßt in das Land der Küstenbewohner reisen und mit allen Mitteln, die sich euch darbieten, ihre Furcht töten.“

Natürlich fragte Philip, wovor sich die Küstenbewohner fürchteten.

„Das werdet ihr von ihnen erfahren,“ sagt Mr. Noah, „aber es ist eine sehr große Furcht.“

„Ist es etwas, wovor auch wir Angst haben werden?“ fragte Lucy. Und sofort sagte Philip: „Ach, vorhin wollte sie wirklich mitkommen, nicht wahr? Aber sie wird nicht, wenn sie Angst hat. Von Mädchen wird nicht erwartet, mutig zu sein.“

„*Hier* sind sie es,“ sagte Mr. Noah; „von den Mädchen wird erwartet, mutig zu sein, und von den Jungen, nett zu sein.“

„Ach,“ sagte Philip zweifelnd. Und Lucy sagte: „Natürlich wollte ich mitkommen. Du weißt, daß du es versprochen hast.“

Somit war das geklärt.

„Und jetzt,“ sagte Mr. Noah und rieb sich die Hände wie jemand, der eine Menge zu tun hat und sich darauf freut, „müssen wir euch für eine richtige Expedition ausrüsten, denn die Küstenbewohner leben weit weg. Womit würdet ihr gern die Reise machen?“

„Mit einem Pferd,“ sagte Philip wahrhaft erfreut. Er sagte „Pferd“, weil er nicht auf einem Esel reiten wollte, und er hatte nie jemanden gesehen, der auf einem anderen Tier als diese beiden ritt.

„Das ist recht,“ sagte Mr. Noah und schlug Philip auf den Rücken. „Ich hatte *solche* Angst, du würdest um ein Fahrrad bitten. Denn es gibt hier ein schreckliches Gesetz – es wurde aus Versehen gemacht, aber da ist es nun –, wonach jeder, der sich eine Maschine wünscht, sie bekommen und dauerhaft benutzen muß. Aber was das Pferd betrifft – nun, da bin ich mir nicht sicher. Ihr müßt nämlich über die steinige Wüste reiten und es ist eine Reise von gut drei Tagen. Aber kommt mit zu den Ställen.“

Ihr kennt die Art von Ställen, die sie sein würden? Den langen Schuppen mit Boxen, wie ihr sie hattet, als ihr klein wart, für eure kleinen hölzernen Pferde und Wagen? Nur daß es hier nicht nur Pferde gab, sondern jede Art von Tieren, auf denen jemals geritten worden ist. Elefanten, Kamele, Stiere, Ziegen, Zebras, Schildkröten, Strauße, Bisons und Schweine. Und in der allerletzten Box, die nicht aus gewöhnlichem Holz war, sondern aus gehämmertem Silber, stand das wahrhaftige Flügelroß selbst mit seiner langen weißen Mähne und seinem langen weißen Schwanz und seinen sanften schönen Augen. Seine langen weißen Flügel waren ordentlich auf seinem sattinglatten Rücken gefaltet und wie es und seine Box hier hergekommen waren, konnte Philip nicht erraten. Alle anderen Tiere gehörten zu Noahs Arche, natürlich lebendig, aber dennoch Arche ohne Möglichkeit des Irrtums. Doch das Flügelroß gehörte überhaupt nicht zur Arche.

„Es kam,“ erklärte Mr. Noah, „aus einem Buch. Aus einem der Bücher, die du zum Bauen deiner Stadt benutzt hast.“

„Können wir das nicht haben?“ sagte Lucy; „es sieht so lieb aus.“ Und das Flügelroß drehte die weiße samtige Nase und rieb sie an Lucy in zärtlicher Anerkennung des Kompliments.

„Nicht, wenn ihr beide geht,“ erklärte Mr. Noah. „Es kann nicht mehr als eine Person auf einmal tragen, es sei denn, eine ist ein Graf. Nein, wenn ich einen Rat geben darf, würde ich sagen, nehmt ein Kamel.“

„Kann das Kamel zwei tragen?“

„Natürlich. Es wird das Schiff der Wüste genannt,“ informierte sie Mr. Noah, „und ein Schiff, das nicht mehr als einen tragen kann, wäre einfach lächerlich.“

Somit war *das* geklärt. Mr. Noah selbst sattelte und zäumte eigenhändig das Kamel auf, das sehr groß war.

„Laßt sehen,“ sagte er und stand nachdenklich mit dem Führungsseil in der Hand da, „ihr werdet Hunde brauchen –“

„Ich wollte immer Hunde,“ sagte Philip eifrig.

„– für Notfälle.“ Er pfiß und zwei Arche-Hunde sprangen aus ihren Hütten bis zum Ende ihrer Ketten. Es waren Dachshunde, sehr lang und niedrig und sich sehr ähnlich, außer daß der eine ein bißchen größer und ein bißchen brauner war als der andere.

„Dies sind euer Herr und eure Herrin,“ erklärte Mr. Noah den Hunden und sie schwänzelten um die Kinder herum.

„Dann werdet ihr Sachen zu essen und Sachen zu trinken brauchen und Zelte und Regenschirme im Fall von schlechtem Wetter und – – Aber gehen wir doch die Straße hinunter; gleich an der Ecke werden wir genau das finden, was wir brauchen.“



Es war ein Geschäft, das sich „*Universeller Ausstatter. Expeditionen schnellstens ausgerüstet. Pünktlichkeit und Versand*“. Der Inhaber kam höflich nach vorn. Er sah so genau wie Mr. Noah aus, daß die Kinder wußten, wer er war, ehe er noch sagte: „Na, Vater,“ und Mr. Noah sagte: „Das ist mein Sohn. Er hat Erfahrung mit Ausrüstungen.“

„Was habt ihr denn bis jetzt?“ fragte der Sohn gleich zur Sache kommend.

„Zwei Hunde, zwei Kinder und ein Kamel,“ sagte Mr. Noah. „Ja, ich weiß, es ist üblich, von allem zwei zu haben, aber ich versichere dir, mein lieber Junge, daß ein Kamel gerade soviel ist, wie Sir Philip bewältigen kann. Wirklich.“

Der Sohn ging brav davon aus, daß sein Vater es am besten wußte, und sagte mit Freuden zu, alles, was für die Expedition erforderlich war, bereitzustellen, einschließlich eines sprechenden Papageis von bester Qualität, und es sorgfältig verpackt innerhalb einer halben Stunde zu liefern.

. . . . .

So seht ihr jetzt Philip und Lucy, die immer noch ihr Elfenkleid trug, mit allen ihren Habseligkeiten oben auf ein sehr großes und wackliges Kamel gepackt und von der üblichen Prozession aus der Stadt geleitet, mit sieben Musikkapellen, die alle „Seht den siegreichen Helden gehn“ spielten, ein ganz anderes Lied als das, das ihr kennt und das einen recht ähnlichen Namen hat.



*Oben auf einem sehr großen und wackligen Kamel.*

Das Kamel und seine Ladung paßten nur knapp durch den besonderen Torweg, durch den sie zufällig hindurchgingen, und die Kinder mußten sich bücken, um zu vermeiden, daß sie sich an dem Bogen die Köpfe zerschrammten. Aber sie kamen gut durch und jetzt waren sie auf der Straße, die tatsächlich kaum mehr als ein Feldweg war, der durch das Blumenwiesenland verlief, wo der Drache getötet worden war. Sie sahen zur Linken weit entfernt die Stonehenge-Ruinen und den großen Turm und vor ihnen lag die gewaltige Ausdehnung des Absolut Unbekannten.

Die Sonne schien – es gab eine Sonne und Mr. Noah hatte den Kindern erzählt, daß sie aus einem der Poesiebücher stammte, zusammen mit Regen und Blumen und den wechselnden Jahreszeiten – und trotz der merkwürdigen Beinahe-hingefallen-nein-das-ist-schon-in-Ordnung-aber-du-paßt-besser-auf-Weise, mit der das Kamel lief, waren die beiden Reisenden sehr glücklich. Die Hunde sprangen in der besten Laune dahin und selbst das Kamel schien weniger als üblich die Beute dieser stolzen Melancholie zu sein, die ihr bei euren Besuchen im Zoo als seine auffallendste Eigenschaft bemerkt haben müßt.

Es war gewiß sehr großartig, auf einem Kamel zu reiten, und Lucy versuchte, nicht daran zu denken, wie schwierig es sein würde, auf- und abzustiegen. Der Papagei war auch interessant. Er sprach außerordentlich gut. Natürlich versteht ihr, daß wenn man nur einen Papagei zum Verstehen bringt, er einem alles erzählen kann, was man von anderen Tieren wissen möchte, denn er versteht *ihre* Sprache ganz natürlich und ohne extra dazu gebracht zu werden. Der Papagei hier lehnte gewöhnliche Unterhaltungen ab und wenn er befragt wurde, rezitierte er Poesie von ziemlich langweiliger Art, die nicht aufhören wollte. „Kriegstaten will ich besingen, den Helden dazu,“ fing sie an und dann kam etwas von hassender Juno. Seine Stimme war beruhigend und auf dem Kamel zu reiten war so ähnlich wie in einer sehr holperigen Wiege geschaukelt zu werden. Die Kinder saßen sicher in einer Art gepolsterter Gepäcktaschen und hatten einen aufregenden Tag erlebt. Als die Sonne unterging, was sie recht bald machte, rief der Papagei dem nächstlaufenden Hund zu: „Hör mal, Max, sie schlafen.“

„Kein Wunder,“ sagte Max. „Aber das geht in Ordnung. Buckel kennt den Weg.“

„Sei gefälligst höflich, du Welp, ja?“ sagte das Kamel mürrisch.

„Sei nicht böse, Schätzchen,“ sagte der andere Hund, der Brenda hieß, „und halte für die Nacht an einer wirklich erstklassigen Oase an. Aber ich weiß, daß wir *dir* vertrauen können, Liebes.“

Das Kamel murmelte, das alles sei ja schön und gut, aber seine Stimme war nicht mehr ganz so verärgert wie zuvor.

Danach ging die Expedition schweigend weiter durch das dunkler werdende Zwielflicht.

Ein taumelndes, schüttelndes, kippendes Gefühl, mehr wie ein sanftes Eisenbahnunglück als irgend etwas anderes, weckte unsere Reisenden auf und sie fanden, daß das Kamel niederkniete.

„Herunter mit euch,“ sagte der Papagei, „und macht Feuer und bringt den Kessel zum Kochen.“

„Polly, setz den Kessel auf,“ sagte Lucy geistesabwesend, während sie auf den Boden rutschte, worauf der Papagei erwiderte: „Ganz gewiß nicht. Ich wünschte, du würdest diese alte Geschichte nicht aufwärmen. Sie ist ganz falsch. Ich habe niemals einen Kessel aufgesetzt und ich werde es auch niemals tun.“

Warum soll ich euch das Abenteuer des Campings in einer Oase in der Wüste beschreiben? Ihr alle müßt es viele Male gemacht haben oder wenn nicht, habt ihr darüber gelesen. Ihr wißt alles über den Brunnen und die Palmen und die Datteln und Zeugs. Sie hatten Kakao als Abendbrot. Es machte großen Spaß und sie schliefen fest und erwachten am Morgen für jedes Geschehen gewappnet, wie es ein ehrenwerter Dichter ausdrückt.

Der nächste Tag war genau der gleiche wie der erste, nur führte der Weg statt durch frische grüne Felder durch trockene gelbe Wüste. Und wieder schliefen die Kinder und wieder wählte das Kamel mit bemerkenswertem Geschmack und Urteil eine Oase. Aber die zweite Nacht glich überhaupt nicht der ersten. Denn mittendrin weckte der Papagei Philip, indem er ihm ins Ohr biß und dann in sichere Entfernung von den erwachenden Fäusten hüpfte und rief: „Schür das Lagerfeuer – sieh lebendig aus. Es sind Löwen.“ Die Hunde winselten und bellten und Brenda versuchte ernsthaft, auf eine Palme zu klettern. Max trotzte der Gefahr, das stimmt schon, aber er schien einen Kampf nicht wirklich zu lieben.

Philip sprang auf und häufte tote Palmwedel und Blätter auf das erlöschende Feuer. Es loderte auf und etwas bewegte sich hinter den Büschen. Philip fragte sich, ob diese Paare leuchtender Punkte, wie abgeirrte Sterne, die er in der Dunkelheit sah, wirklich die Augen von Löwen sein konnten.

„Was für eine Plage diese Löwen doch sind,“ sagte der Papagei. „Nein, sie wollen uns nicht nahe kommen, solange das Feuer brennt, aber wirklich, sie sollten gesetzlich unterdrückt werden.“

„Warum tötet sie nicht jemand?“ fragte Lucy. Sie war mit Philip wachgeworden und hatte nach einer meditativen Minute mit den Palmwedeln und Zeugs geholfen.

„Das ist nicht so leicht,“ sagte der Papagei, „niemand weiß, wie man es macht. Wie würdet *ihr* einen Löwen töten?“

„*Ich* weiß es nicht,“ sagte Philip, aber Lucy sagte: „Sind sie Noahs Arche-Löwen?“

„Natürlich,“ sagte Polly; „alle Bücher mit Löwen darin werden eingeschlossen gehalten.“

„Ich weiß, wie man Noahs Arche-Löwen töten könnte, wenn man sie fangen kann,“ sagte Lucy.

„Es ist leicht genug, sie zu fangen,“ sagte Polly; „eine Stunde nach Tagesanbruch gehen sie schlafen, aber es ist unsportlich, Wild zu töten, wenn es schläft.“

„Ich werde jetzt nachdenken, wenn’s recht ist,“ verkündete Lucy und setzte sich ganz dicht ans Feuer. Nach einer Minute sagte sie: „Es ist das genaue Gegenstück zum Drachen.“ Der Papagei nickte und es herrschte ein langes Schweigen. Dann sprang Lucy plötzlich auf.

„Ich weiß es,“ rief sie, „oh – ich weiß es wirklich. Und es wird ihnen auch nicht weh tun. Ich habe nichts dagegen, etwas zu töten, aber ich hasse es, weh zu tun. Wie ich weiß, haben wir reichlich Seile.“

Hatten sie. „Wenn der Tag anbricht, fesseln wir sie und dann wirst du sehen.“

„Ich finde, du könntest es *mir* sagen,“ meinte Philip gekränkt.

„Nein – sie verstehen vielleicht, was wir sagen. Polly versteht es.“

Philip machte einen naheliegenden Vorschlag. Aber Lucy erwiderte, daß Flüstern schlechtes Benehmen sei, und der Papagei sagte, man sollte wirklich nicht.

So saßen sie beim Feuer und alle Gesichter wandten sich dort hin, wo diese merkwürdigen Zwillingsterne schienen und diese merkwürdigen heimlichen Bewegungen und das Geraschel sich regten, und die Expedition wartete auf die Morgendämmerung. Brenda hatte die Idee des Auf-den-Baum-Kletterns aufgegeben und kuschelte sich so dicht wie möglich an Lucy. Das Kamel, das die ganze Zeit vor Furcht gezittert hatte, versuchte, sich an Philip zu kuscheln, was hätte einfacher sein können, wenn es von kleinerer Art statt – wie Mr. Noahs Sohn, der Universelle Ausstatter, gesagt hatte – einer „Übergröße von Kamel“ gewesen wäre. Und bald kam die Dämmerung, nicht langsam und silbern, wie es Dämmerungen hier sein können, sondern plötzlich und rot, mit starkem horizontalen Licht und den Schatten der Palmen, die sich über die ganze Wüste erstreckten.

Im hellen Tageslicht schien es nicht so schwer zu sein, nach den Löwen Ausschau zu halten. Alle gingen – sogar das Kamel riß sich zusammen, um bei der Löwenjagd mitzumachen, und selbst Brenda beschloß, lieber mitzumachen als allein zu bleiben.

Die Löwen wurden schnell gefunden. Es waren natürlich nur zwei und sie lagen dicht beieinander, jeder auf seiner lohfarbenen Seite am Rand der Oase im Sand der Wüste.

Sehr behutsam wurden ihnen die Seile mit Laufknoten über die Köpfe gezogen und das andere Ende der Seile wurde um eine Palme gebunden. Andere an den Bäumen befestigte Seile wurden dort umgebunden, wo die Taille der Löwen gewesen wäre, hätten sie so etwas wie eine Taille gehabt.

„Jetzt!“ flüsterte Lucy und sofort wurden alle vier Seile straff gespannt. Die Löwen wehrten sich, aber nur im Schlaf. Und bald lagen sie still. Dann wurden mit weiteren Seilen ihre Beine und Schwänze festgebunden.

„Und so ist es gut,“ sagte Lucy, ziemlich außer Atem. „Wo ist Polly?“

„Hier,“ erwiderte der Vogel von einem benachbarten Busch. „Ich dachte, ich wäre im Weg, wenn ich dicht bei euch geblieben wäre. Aber ich wollte so gern eine Krallen zu solch guter Arbeit reichen. Kann ich *jetzt* helfen?“

„Würdest du bitte den Hunden erklären, daß sie jetzt an der Reihe sind?“ sagte Lucy. „Die einzige mir bekannte Möglichkeit, Noahs Arche-Löwen zu töten, ist, *die Farbe von ihren Beinen zu lecken* und diese dann zu brechen. Und wenn die Hunde die ganze Farbe von den Beinen lecken, werden sie es nicht spüren, wenn wir sie brechen.“

Polly beeilte sich, dies den Hunden zu erklären, und wandte sich wieder an Lucy.

„Sie fragten, ob du sicher bist, daß die Seile halten, und ich habe ihnen gesagt ‚natürlich‘. Also werden sie anfangen. Ich hoffe nur, daß die Farbe sie nicht krank macht.“

„Mich nie,“ sagte Lucy. „Ich habe an einem Sonntag die Taube ganz sauber gelutscht und es war gar nicht so übel. Schmeckte ein bißchen nach Zucker und Eukalyptusöl wie das, das man kriegt, wenn man erkältet ist. Sag ihnen das, Polly.“ Polly sagte es ihnen und meinte dann: „Ich werde Gedichte für sie rezitieren, um sie bei ihrer Aufgabe zu ermuntern.“

„Tu das,“ sagte Philip herzlich, „vielleicht läßt das sie schneller machen. Aber vielleicht sagst du ihnen lieber, daß wir sie in den Schwanz kneifen werden, falls sie einschlafen sollten.“

Dann verzehrten die Kinder ein Kakao-und-Datteln-Frühstück. (Alle Expeditionen scheinen meistens von Kakao zu leben und wenn sie zurückkommen, schreiben sie oft an die Kakao-Hersteller, wie gut er war und daß sie nicht wissen, was sie ohne ihn gemacht hätten.) Und die edlen und ergebenen Hunde leckten und leckten und leckten und die Farbe begann, wie toll von den Beinen der Löwen abzugehen. Es war schwere Arbeit, die Löwen umzuwenden, um an die andere oder ungeleckte Seite zu gelangen, aber die Expedition arbeitete mit Feuereifer und die Löwen widerstrebten nur schwach, weil sie noch schliefen und überdies vom Verlust der Farbe geschwächt waren.



*Es war schwere Arbeit, die Löwen umzuwenden . . .*

Und die Hunde bekamen zu trinken und wurden getätschelt und gelobt und machten sich wieder an die Arbeit. Und sie leckten und leckten Stunden um Stunden. Und am Ende war die gesamte Farbe von den Beinen der Löwen entfernt und Philip hackte sie mit der Erforscheraxt ab, die der erfahrene Ausstatter, Mr. Noahs Sohn, fürsorglich der Expeditionsausrüstung beigelegt hatte. Und als er hackte, flogen die Späne

und Lucy hob einen auf und es war Holz, nur Holz und sonst nichts, obwohl es ein richtiges, widerstrebendes Löwenbein war, als sie es festbanden, soviel steht fest. Und als alle Beine abgehackt waren, legte Philip seine Hand auf einen Löwenkörper und der war auch Holz. Also waren die Löwen tatsächlich tot.

„Es ist doch schade,“ sagte er. „Löwen sind so tolle Tiere, wenn sie lebendig sind.“

„Ich habe mir nie etwas aus Löwen gemacht,“ sagte Polly und Lucy meinte: „Laß gut sein, Phil. Es hat ihnen jedenfalls nicht weh getan.“ Und das war das erste Mal, daß sie ihn Phil nannte.“

„In Ordnung, Lu,“ sagt Philip. „es war jedenfalls mächtig schlau von dir, daran zu denken.“ Und das war das erste Mal, daß er sie Lu nannte.

. . . . .

Sie sahen die gerade helle Linie des Meeres eine lange Zeit, ehe sie zu den Küstenbewohnern kamen. Denn diese Leute hatten ihre Burg direkt an den Rand des Meeres gebaut und die Steinige Wüste stieg zu einem Berg an, der ihre Burg vor den Augen der Kamelreiter verbarg, die sich jetzt dem Schauplatz ihrer nächsten Tat näherten. Die Steinige Wüste bestand aus kleinen rutschigen Steinen und die Kinder verstanden, wie gräßlich ein Pferd sie gefunden hätte. Selbst das Kamel ging sehr langsam und die Hunde tollten und sprangen nicht mehr umher, sondern gingen im Schrittempo mit hängenden Ohren und Schwänzen.

„Ich würde anhalten, wenn ich ihr wäre,“ sagte Polly. „Wir sollten alle eine Tasse Kakao überwältigen. Und außerdem –“

Polly lehnte es ab, diesen dunklen Hinweis zu erklären, und fügte hinzu: „Haltet Ausschau nach Überraschungen.“

„Ich dachte,“ sagte Philip und leerte den Rest seines zweiten Bechers Kakao, „Ich dachte, es gebe in der Wüste keine Vögel außer dir und du bist eher eine Person als ein Vogel. Aber schaut dort hin.“

Weit entfernt war über der Wüste ein sich bewegender Fleck zu sehen, hoch oben in der blauen Luft. Er wurde immer größer und kam deutlich auf das Lager zu. Er war jetzt so groß wie eine Motte, jetzt so groß wie eine Teetasse, jetzt so groß wie ein Adler –

„Aber er hat vier Beine,“ sagte Lucy.

„Ja,“ sagte der Papagei, „die sollte es auch haben. Es ist das Flügelroß.“

Es war tatsächlich das herrliche Wunder. Es flog mit langen Schwüngen seiner großen weißen Flügel durch die Luft, kam immer näher und trug auf dem Rücken – was?

„Es ist die Prätendesse,“ rief Lucy und im selben Moment sagte Philip: „Es ist dieses gemeine Autoding.“

Sie war es. Das Flügelroß fiel vom Himmel zur Wüste herunter so sanft, wie ein Schmetterling auf einer Blume landet, und stand dort in seiner ganzen anmutigen Weiße. Und auf seinem Rücken saß die verschleierte Autodame.

„So froh, daß ich euch eingeholt habe,“ sagte sie mit ihrer hassenswerten Stimme, „jetzt können wir zusammen weitergehen.“

„Ich sehe nicht, wozu Sie überhaupt kommen wollten,“ sagte Philip unverblümt.

„Ach *nein*?“ sagte sie und saß dort hoch oben auf dem Flügelroß mit ihrem scheußlichen Autoschleier, der in der Brise vom jetzt verborgenen Meer flatterte. „Nun, ich habe natürlich das Recht, bei allen Experimenten anwesend zu sein. Es sollte eine vertrauenswürdige Person sein, die zusieht, daß du wirklich machst, von dem du sicher sagen wirst, du hättest es gemacht.“

„Wollen Sie sagen, daß wir Lügner sind?“ fragte Philip hitzig.

„Ich will gar nichts darüber *sagen*,“ antwortete die Prätendesse mit einem unangenehmen Kichern, „aber eine erwachsene Person sollte dabeisein.“ Sie fügte etwas über einen Haufen von Vögeln und Kindern hinzu. Und der Papagei sträubte die Federn, bis er doppelt so groß aussah.

Philip sagte, das sehe er nicht.

„Oh, aber ich,“ sagte die Prätendesse; „wenn du scheiterst, bin ich an der Reihe und mir wird es vielleicht in der nächsten Minute, nachdem du gescheitert bist, gelingen. Deshalb werden wir alle behaglich zusammen weitergehen. Wäre das nicht schön?“

Sprachlose Verzweiflung schien die Gruppe ergriffen zu haben. Niemand sprach. Die Kinder schauten verwirrt drein, die Hunde winselten, das Kamel setzte sein hochmütigstes Hohnlächeln auf und der Papagei wetzte in seinem aufgeplusterten Federkleid hin und her.

„Brechen wir auf,“ sagte die Autodame. „Hüh, Pony!“ Ein Schauer durchlief alle Anwesenden. Daß eine Prätendesse es wagte, so mit einem Flügelroß zu sprechen!

Plötzlich breitete der Papagei die Flügel aus und flog auf Philips Schulter. Er flüsterte in dessen Ohr.

„Flüstern ist kein Benehmen, ich weiß,“ sagte er, „aber dein edelmütiges Herz wird mir verzeihen. ‚Haufen von Vögeln und Kindern‘. Kocht dir nicht das Blut?“

Philip meinte, das täte es.

„Na also,“ sagte der Vogel ungeduldig, „worauf warten wir noch? Du mußt nur das Wort aussprechen und ich bringe sie am Ohr zurück.“

„Ich wünschte, du würdest es,“ sagte Philip aus ganzem Herzen.

„Nichts leichter als das,“ sagte der Papagei; „diese elende Außenseiterin! Drängt sich in unsere Expedition! Ich empfehle euch, hier auf meine Rückkehr zu warten. Oder wenn ich nicht bis zum Morgen zurück bin, gibt es keine Einwände gegen euren Besuch um die Mittagszeit bei den Bewohnern. Ich kann mich euch dort wieder anschließen. Ade!“

Er streichelte Philips Ohr mit einem sanften und freundlichen Schnabel, flog hoch und kreiste dreimal um den Kopf der verhaßten Autodame.

„Geh weg!“ schrie sie und fuchtelte wütend mit den Händen; „ruft euren blöden Poll-Papagei zurück, ja?“ Und dann kreischte sie: „Ach! Er hat mein Ohr gepackt!“

„Ach, tu ihr nicht weh,“ sagte Lucy.

„Ich werde ihr nicht weh tun.“ Um dies zu sagen, ließ der Papagei das Ohr los und die Prätendesse bedeckte beide Ohren mit den Händen. „Du Person mit dem Schleier, ich werde jeden Moment wieder zupacken. Und

es wird dir viel weniger weh tun, wenn das Flügelroß und ich zufällig in die gleiche Richtung fliegen. Verstehst du? Wenn ich du wäre, würde ich zu dem Flügelroß nur sagen ‚flieg auf demselben Weg zurück, auf dem du gekommen bist, bitte,‘ und dann werde ich dir fast gar nicht weh tun. Denk nicht daran abzusteigen. Wenn du das machst, kriegen dich die Hunde. Halte die Hände weiter über die Ohren, wenn du willst. Ich weiß, daß du mich gut genug hören kannst. Jetzt werde ich dich wieder festhalten. Laß die Hände dort, wo sie jetzt sind. Ich bin nicht unbedingt auf ein Ohr aus oder so. Eine Nase ist dafür genau so gut.“

Die Person auf dem Flügelroß legte beide Hände an die Nase. Sofort hatte sie der Papagei wieder beim Ohr. „Flieg auf demselben Weg zurück, auf dem du gekommen bist,“ schrie sie, „aber ich werde mit euch Kindern noch quitt werden.“

Das Flügelroß rührte sich nicht.

„Laß mein Ohr los,“ kreischte die Dame.

„Sie müssen natürlich ‚bitte‘ sagen“, sagte Philip, „nicht zu dem Vogel, das meine ich nicht, das hat keinen Zweck. Sondern zu dem Flügelroß.“

„Also *bitte*,“ sagte die Dame in einem Wutanfall und sofort spreizten sich die weißen Schwingen und breiteten sich aus und das Flügelroß stieg in die Luft. Polly ließ für einen Moment das Ohr los, um zu sagen:

„Ich werde ihr nicht weh tun, solange sie sich anständig benimmt,“ und dann packte er wieder zu und seine kleinen grauen Flügel und die großen weißen Flügel des Rosses segelten hinweg über die Wüste.

„Was für ein Schatz von Papagei,“ sagte Philip. Aber Lucy sagte:

„Wer ist diese Prätendesse? Warum ist sie so scheußlich zu uns, wenn alle anderen so nett sind?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Philip, „hassenswerte olle Ziege.“

„Ich habe immer das Gefühl, ich würde sie recht gut kennen, wenn ich mich nur erinnern könnte, wer sie ist.“

„Ja?“ sagte Philip. „Hör mal, laß uns Tic Tac Toe spielen. Ich habe ein Notizbuch und ein Stück Bleistift in der Tasche. Vielleicht können wir spielen, bis es Zeit zum Schlafengehen ist.“

So spielten sie Tic Tac Toe in der Steinigen Wüste und hinter ihnen brachten der Papagei und das Flügelroß die Lästige weg und vor ihnen lag der hohe, steinige Kamm, der wie ein Berg war, und dahinter lagen das Unbekannte und das Abenteuer und die Bewohner und die zu erledigende Tat.



## Kapitel VII

### Die Küstenbewohner

Man gewöhnt sich schnell an Dinge. Philip kam es ganz natürlich und heimelig vor, am hellen Morgen unter freiem Himmel von dem sanften Schnabel des Papageis an seinem Ohr geweckt zu werden.

„Also bist du wieder zurück,“ sagte er verschlafen.

„Es war eine ziemlich weite Reise,“ sagte der Papagei, „aber ich hielt es für besser, fliegend zurückzukommen. Das Flügelroß bot an, mich herzubringen; es ist die Seele höflicher Freundlichkeit. Aber es war auch müde. Die Prätendesse ist zur Zeit im Gefängnis, aber ich befürchte, sie wird wieder herauskommen; wir sind es nämlich so wenig gewohnt, Gefangene zu haben. Und es hat keinen Zweck, ihr das Ehrenwort abzunehmen, weil –

„– sie keine Ehre hat,“ vollendete Philip.

„Das würde ich nicht sagen,“ meinte der Papagei; „von niemandem. Ich wollte nur sagen, daß wir noch keine bemerkt haben. Was ist mit Frühstück?“

„Wie dauernd Mahlzeiten stattfinden,“ sagte Lucy gähmend; „es scheinen seit dem Abendessen nur ein paar Minuten vergangen zu sein. Und doch sind wir wieder hungrig!“

„Ah!“ sagte der Papagei, „dieses Gefühl haben die Leute immer, wenn sie für ihre Mahlzeiten selber sorgen müssen!“

Als das Kamel und die Hunde Frühstück serviert bekommen hatten, setzten sich die Kinder und der Papagei zum Essen hin. Und es gab viele Fragen. Manche beantwortete der Papagei und manche nicht.

„Aber da ist eine Sache,“ sagte Lucy, „die ich ganz schrecklich wissen möchte. Über das Flügelroß. Wie ist es aus dem Buch gekommen?“

„Das ist eine lange Geschichte,“ sagte der Papagei, „deshalb will ich es kurz machen. Das ist eine sehr gute Regel. Erzählt kurze Geschichten lang und lange kurz. Vor vielen Jahren, beim Reparieren eines der Gebäude, entfernten die Maurer die Stützen eines der Bücher, die Teil der Konstruktion sind. Es klappte auf und heraus kam das Flügelroß. Dann sahen sie etwas unter der nächsten Seite zappeln und schlugen sie auf und heraus kam ein Megatherium. Deshalb machten sie das Buch zu und fügten es wieder in die Mauer.“

„Aber wie sind das Megadingsbums und das Flügelroß zu ihrer richtigen Größe gekommen?“

„Ah! Das ist eines der elf Mysterien. Manche Weisen vermuten, daß das Land sich selbst eine Art Ruck gab und alles kam wieder mit den Größen zur Ruhe, die es haben sollte. Ich selbst glaube, daß es die Luft ist. In dem Moment, in dem du diese verzauberte Luft einatmest, bekommst du die richtige Größe. *Ihr* habt sie ja.“

„Aber warum hat man das Buch zugeklappt?“

„Es war ein Tierbuch. Wer weiß, was als nächstes herausgekommen wäre? Vielleicht ein Tiger. Und höchstwahrscheinlich beutegierig.“

„Verstehe,“ sagte Philip. „Und natürlich wurden Tiere nicht wirklich *gebraucht*, weil es alle die von Noahs Arche gab.“

„Ja,“ sagte der Papagei, „deshalb haben sie das Buch zugemacht.“

„Aber das Wetter kam aus Büchern?“

„Das war ein anderes Buch, ein Gedichtbuch. Es hatte nur einen Deckel, so daß alles, das auf der letzten Seite stand, natürlich herauskam. Wir bekamen eine Menge von dieser Seite – Regen und Sonne und Himmel und Wolken, Berge, Gärten, Rosen, Lilien, Blumen schlechthin, ‚Blüten des Entzückens‘ hießen sie in dem Buch, und Bäume und das Meer und die Wüste und Silber und Eisen – so viel von all dem, wie man sich nur wünschen konnte. Es gibt natürlich keine Grenzen der Vorstellungskraft von Dichtern.“

„Verstehe,“ sagte Lucy und nahm einen großen Mundvoll Kuchen. „Und von wo bist du hergekommen, liebe Polly?“

„Ich,“ sagte der Papagei bescheiden, „bin aus demselben Buch wie das Flügelroß gekommen. Wir waren auf derselben Seite. Meine Flügel gaben mir natürlich das Recht, mich ihm anzuschließen, aber manchmal habe ich gedacht, man habe mich nur als Kontrast dort hingetan. Mein Kleinheit, seine Größe, mein Rot und Grün, sein Weiß.“

„Verstehe,“ sagte Lucy wieder, „und würdest du uns bitte erzählen –“

„Genug davon,“ sagte der Papagei, „erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Ihr habt den Tag mit dem Vergnügen meiner Unterhaltung begonnen; ihr werdet schwer arbeiten müssen, um für dieses Privileg zu bezahlen.“ Also wuschen sie das Frühstücksgeschirr mit warmem Wasser ab, das von dem Kamel zuvorkommend zur Verfügung gestellt wurde.

„Und jetzt,“ sagte der Papagei, „müssen wir zusammenpacken und uns auf den Weg machen, um die Furcht der Küstenbewohner zu beseitigen.“

„Ich frage mich,“ sagte Brenda halblaut zu Max, „ich frage mich, ob es für liebe kleine Hunde nicht am besten wäre, wenn sie sich verlieren? Wir könnten später wieder auftauchen und so *sehr* froh sein, daß man uns gefunden hat.“

„Aber warum?“ fragte Max.

„Ich habe bemerkt,“ sagte Brenda, wobei sie sich mit eifriger Zuneigung an ihn schmiegte, „daß wo immer Furcht herrscht, es etwas zu fürchten gibt, selbst wenn es nur eingebildet ist. Es wäre für liebe Hunde schrecklich, Angst zu haben, nicht wahr, Max? So würdelos.“

„Meine Liebe,“ sagte Max stark, „ich könnte sieben edle Gründe nennen, um unseren Herren treu zu sein. Aber ich will dir nur einen nennen. Es gibt in der Wüste nichts zu essen und nichts zu trinken.“

„Du warst immer so nobel, Liebster,“ sagte Brenda, „so anders als ich arme Kleine. Ich habe nur meine liebevolle Natur. Ich weiß, ich bin ein dummes kleines Ding.“

Als nun das Kamel vorwärts schwankte und der Papagei losflog, folgten die Hunde dichtauf.

„Liebe treue Dinger,“ sagte Lucy. „Brenda! Max! Feine Hunde!“

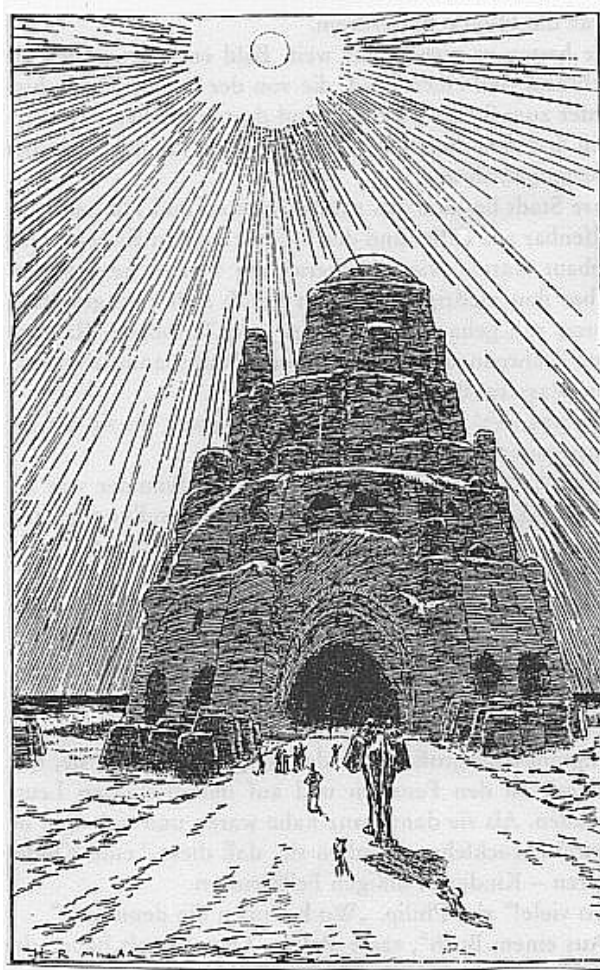
Und die Hunde antworteten höflich, indem sie enthusiastisch dahinsprangen.

Die Reise dauerte nicht lange. Recht bald fanden sie eine Art Schlucht oder Klamm in der Klippe und einen Weg, der hindurch führte. Und dann waren sie am Strand, sehr kieselig mit kleinen Steinen, und dort war das Zuhause der Küstenbewohner, und dahinter, breit und blau, das Meer, an dem sie wohnten.

Die Wohnstätte schien eine Art Stadt aus runden Gebäuden zu sein, mehr wie Kalkbrennöfen als alles andere, mit gewölbten Türen, die ins dunkle Innere führten. Sie waren alle aus winzigen Steinen errichtet, wie sie auf dem Strand lagen. Hinter den Hütten oder Häusern ragte die Burg auf, ein gewaltiges grobes Bauwerk mit Türmen und Bogen und Pfeilern und Bastionen und Glacis und Brücken und einem großen breiten Graben ringsherum.

„Aber ich habe nie solch eine Stadt gebaut, du vielleicht?“ fragte Lucy, als sie sich näherten.

„Nein,“ antwortete Philip; „wenigstens – weißt du, ich glaube, es ist die Sandburg, die Helen und ich letzten Sommer in Dymchurch gebaut haben. Und diese Hütten sind die Formen, die ich mit meinem Eimer gemacht habe – dem mit den abgenutzten Rändern.“



*Langsam kamen sie zu dem großen Tor der Burg.*

Der Burg entgegen rückten die Reisenden vor, das Kamel schwankte wie ein Boot auf rauher See und die Hunde liefen mit katzenartiger Behutsamkeit über die Steine. Sie umgingen große T eiche und hohe Felsen, die mit Seetang bedeckt waren. Auf einer Straße,, die breit genug war, daß auf ihr zwölf Wagen nebeneinander fahren konnten, kamen sie langsam zu dem großen Tor der Burg. Als sie näher kamen, sahen sie an jedem Fenster Köpfe sich hinauslehnen; jede Zinne, jede Terrasse war mit Gestalten bevölkert. Und als sie ganz nahe waren und die Köpfe sehr weit zurückbogen, so daß sich hinterher ihre Hälse für eine recht lange Zeit ganz steif anfühlten, konnten die Kinder sehen, daß alle diese Leute sehr jung zu sein schienen und sehr seltsame und entzückende Kleidung zu tragen schienen – nur ein Stück von den Schultern bis zu den Knien aus, wie es schien, dunklem Fell.

„Wie viele sie sind,“ sagte Philip, „von wo sind sie hergekommen?“

„Aus einem Buch,“ sagte der Papagei, „aber die Obrigkeit war diesmal sehr prompt. Nur anderthalb Zeilen kamen heraus:

*„Glückliche Scharen  
freundlicher Insulaner.“*

Das sind die Insulaner.“

Natürlich fragte Philip: „Warum sind sie dann nicht auf einer Insel?“

„Es gibt nur eine Insel und niemand darf auf sie außer zwei Leuten, die niemals dort sind. Aber die Insulaner sind glücklich, obwohl sie nicht auf einer Insel leben – immer glücklich, abgesehen von der großen Furcht.“

Hier begannen die Reisenden, eine der Brücken über den Graben zu überqueren, und zwar die Brücke, die zu dem größten Torbogen führte. Es war ein sehr grob gebauter Torbogen, wie der Eingang zu einer Höhle.

Und aus seinem dunklen Schlund kam eine kleine Menge von Leuten.

„Das sind ja Wilde,“ sagte Lucy und schrumpfte zusammen, bis sie wie ein zusätzlicher Buckel auf dem Kamelrücken zu sein schien.

Sie hatten wirklich eine dunkle Gesichtsfarbe, tatsächlich nur sonnengebräunt, aber ihre Gesichter sahen gut und nett aus. Sie winkten freundlich mit den Händen und lächelten auf die liebenswerteste und einladendste Weise.

Der größte Insulaner trat aus der Menge vor. Er war ungefähr so groß wie Philip.

„Das sind keine Wilden,“ sagte Philip. „Sei kein Esel. Es sind nur Kinder.“

„Pst!“ sagte der Papagei. „Der LordOberInsulaner wird jetzt mit der Staatsansprache der Begrüßung beginnen.“

Er tat es. Und dies war die Ansprache:

„Wie toll von euch zu kommen. Geht von dem Kamel runter und kommt hier rein; es gibt was zu füttern. Jim, bring doch das Kamel rum zum Stall und reib es ein bißchen ab. Ihr wollt natürlich gern die Hunde bei euch behalten. Und was ist mit dem Papagei?“

„Vielen herzlichen Dank,“ sagte Philip und rutschte vom Kamel, gefolgt von Lucy; „der Papagei wird das selber entscheiden – das macht er immer.“

Sie gingen alle in den Vorsaal der Burg, der mehr eine Höhle als ein Saal und sehr dunkel war, denn die Fenster waren klein und hoch angebracht. Als sich Lucys Augen an das Licht gewöhnt hatten, sah sie, daß die Kleidung der Insulaner nicht aus Häuten bestand, sondern aus Seegras.

„Ich habe euch aus Höflichkeit hereingebeten,“ sagte der LordOberInsulaner, ein fröhlich aussehender Junge ungefähr in Philips Alter. „Aber es ist noch nicht wirklich Essenszeit und die Jagd fängt in einer halben Stunde an. Also, falls ihr nicht wirklich hungrig seid –“

„Überhaupt nicht!“ sagten die Kinder.

„Ihr jagt natürlich?“ sagte der LordOberInsulaner; „es ist wirklich der einzige Sport, den wir hier außer Fischen haben. Natürlich machen wir Spiele und sowas. Ich hoffe, ihr seid nicht langweilig.“

„Wir sind geschäftlich hier,“ bemerkte der Papagei – und die glücklichen Insulaner drängten sich herbei, um ihn bemerken zu sehen – „dies sind Philip und Lucy, Prätendenten auf die Retterschaft. Sie tun nämlich ihre Taten,“ schloß der Papagei.

Lucy flüsterte: „In Wirklichkeit ist Philip der Prätendent, nicht ich, der Papagei ist nur höflich.“ Der LordOberInsulaner runzelte die Stirn. „Darüber können wir später sprechen,“ sagte er; „es wäre schade, jetzt Zeit zu verschwenden.“



*„Wenn euer Kamel nicht ganz frisch ist, kann ich euch beritten machen.“*

„Was jagt ihr?“ fragte Philip.

„Alle verschiedenen Arten von Graubiestern und die Weißwendler und den Graublauwinz, wenn wir ihn finden können,“ sagte der LordOberInsulaner. „Aber er ist sehr selten. Rotschubser kommen häufiger vor und sind natürlich viel größer. Nun, ihr werdet bald sehen. Wenn euer Kamel nicht ganz frisch ist, kann ich euch beide beritten machen. Welches Tier zieht ihr vor?“

„Worauf reitet Ihr?“ fragte Philip.

Es stellte sich heraus, daß der LordOberInsulaner auf einer Giraffe ritt, und Philip begehrte auch eine. Aber Lucy sagte, sie würde lieber auf etwas reiten, an das sie gewöhnt war, vielen Dank.

Als sie auf den Hof der Burg kamen, fanden sie ihn voll mit einer Menge Tiere, die ihr alle vielleicht im Zoo findet oder in eurer alten Arche Noah, wenn es eine ausreichend teure war und ihr nicht zu viele der Bewohner kaputt gemacht oder verloren habt. Jedes Tier hatte seinen Reiter und alle ritten hinaus zum Strand.

„Was *ist* es, das sie jagen?“ fragte Philip den Papagei, der auf seiner Schulter saß.

„Alle die kleinen Tiere in der Arche Noah, die keinen Namen haben,“ erzählte ihm der Papagei. „Die gelten alle als jagdbares Wild. Hallo! Blaugrauwinz!“ rief er, als ein kleines graues Tier mit blauen Tupfen aus dem Schutz eines Felsens hervorrante und auf die Deckung eines Buschens Riesenseegrass zusteuerte. Dann sprangen alle Arten kleiner Tiere auf und huschten zu sicheren Orten davon.

„Da läuft ein Weißwendler,“ sagte der Papagei und zeigte auf ein hellgrünes Tier von ungewisser Gestalt, dessen Brust und Pfoten weiß waren, „und da ist ein Graubiest.“

Das Graubiest war ungefähr so groß wie ein Fuchs und hatte Kaninchenohren und die ungewöhnliche Ausprägung eines Schwanzes, der auf halbem Weg zwischen dem einen Ende des Tieres und dem anderen aus dem Rücken wuchs. Aber es gibt Graubiester in allen Arten und Formen.

Wenn nämlich Leute die Tiere für die Arche Noah herstellen, machen sie zuerst die großen, Elefanten, Löwen, Tiger und so weiter, und bemalen sie so gut sie können mit den richtigen Farben. Dann haben sie genug davon, die Natur zu kopieren, und fangen an, die Tiere rosa und grün und schokoladenfarben zu bemalen, was in der Natur nicht vorkommt. Dies sind die Pfropfhörnchen und Weißwendler und Rosagrabbler. Und bald haben die Macher genug von der ganzen Sache und erschaffen Tiere in jeder Gestalt und bemalen sie alle grau – das sind die Graubiester. Und ganz zum Schluß überkommt die Macher der Arche Noah ein Schuldgefühl, daß sie Faulpelze gewesen sind, und sie malen blaue Tupfen auf das letzte und kleinste der Graubiester, um ihr Gewissen zu erleichtern. Dies ist der Graublauwinz.

„Holla ho! Vorwärts voran! Hussa!“ waren einige der Bemerkungen, die auf jeder Seite zu hören waren, als die Jagd dahinsauste, der Blaugrauwinz vornweg. Hunde kläfften, Tiere galoppierten, Reiter riefen, die Sonne schien, das Meer funkelte und weit vorn rannte der Blaugrauwinz, zu seiner vollen Länge ausgestreckt wie eine graue gerade Linie. Er wurde nach einem großartigen Rennen über acht Kilometer erlegt. Und als noch ein Rosagrabbler und ein halbes Dutzend Graubiester zur Strecke gebracht waren, ritt die Jagdgesellschaft langsam nach Hause.

„Wir jagen nur, um zu töten, und wir töten nur fürs Essen,“ sagte der LordOberInsulaner.

„Aber ich dachte,“ sagte Philip, „Noahs Arche-Tiere werden zu Holz, wenn sie tot sind.“

„Nicht, wenn man tötet, um sie zu essen. Die Absicht macht den ganzen Unterschied. Ich hatte eine Rosinenkuchen-Absicht, als wir den Blaugrauwinz jagten; beim Rosagrabbler hatte ich eine Butterbrot-Absicht und bei den Graubiestern dachte ich an Reispudding, Backpflaumen, Toffee und Eiscreme und alles mögliche. Deshalb werden sie natürlich sein, was ich beabsichtigt habe, wenn wir sie zerlegen.“

„Verstehe.“ sagte Philip, indem er auf seinem Kamel einhertrabte. „Hört mal,“ fügte er hinzu, „Ihr habt doch nichts dagegen, wenn ich frage – wie kommt es, daß ihr hier alle Kinder seid?“

„Tja,“ sagte der LordOberInsulaner, „das ist alte Geschichte, deshalb nehme ich nicht an, daß es wahr ist. Aber man sagt, als die Regierung sicherstellen mußte, daß wir immer *glückliche* Scharen freundlicher Insulaner sein würden, beschloß sie, die einzige Möglichkeit für uns wäre es, Kinder zu sein. Und uns geht es prächtig. Wir jagen selbst und kochen und waschen unsere Teller und so weiter ab und für die schwere Arbeit haben wir die Magister. Das sind Männer, die am College so hart mit Rechnen und Geschichte und solchem Zeug arbeiten mußten, daß sie einen Urlaub wollen. Deshalb kommen sie her und arbeiten für uns und wenn jemand von uns etwas lernen möchte, sind die Magister vor Ort nützlich. Es gefällt ihnen, alles zu lehren, arme Dinger. Sie wohnen in den Hütten. Es gibt immer eine lange Warteliste für sie, um an die Reihe zu kommen. Oh ja, sie tragen die gleiche Seegraskleidung wie wir. Und sie jagen dienstags, donnerstags und samstags. Sie jagen Großwild, den grimmigen Gelbgraulig, der grau mit einem gelben Bauch ist, und die größeren Graubiester. Jetzt werden wir essen, sobald wir drin sind, und dann müssen wir über Es reden.“

Das Wild wurde im Hof gehäutet und zerlegt und die Absichten des LordOberInsulaners wurden richtig erfüllt. Denn der Blaugrauwinz war Rosinenkuchen und die anderen Tiere waren genau das, was gebraucht wurde.

Und nach dem Essen nahm der LordOberInsulaner Lucy und Philip mit nach oben auf den höchsten Turm und die drei lagen in der Sonne und aßen Toffee und schauten hinaus über das Meer zu dem schwachen fernen Blau der Insel.

„Die Insel, auf die wir nicht gehen dürfen,“ wie der LordOberInsulaner betonte.

„Nun,“ sagte Lucy sanft, „wollt Ihr uns nicht erzählen, wovor ihr Angst habt? Erzählt es uns ruhig. *Wir* haben auch Angst; wir haben ganz oft Angst vor allem Möglichen.“

„Sprich für dich selbst,“ sagte Philip, aber nicht unfreundlich. „Ich habe nicht so mächtig oft Angst, wie du zu denken scheinst. Sprecht weiter, Mylord.“

„Du kannst mich auch Billy nennen,“ sagte der LordOberInsulaner, „so heiße ich.“

„Also dann Billy. Wovor habt ihr Angst?“

„Ich hasse es, Angst zu haben,“ sagte Billy zornig. „Natürlich weiß ich, daß kein richtiger Junge vor irgend etwas Angst hat, außer etwas Unrechtes zu tun. Das hat mir einer der Magister gesagt. Aber die Magister haben auch Angst.“

„Wovor?“ fragte Lucy und schaute auf die Terrasse unten, wo bereits die Schatten länger wurden; „es wird bald dunkel. Ich möchte lieber wissen, wovor ihr Angst habt, während noch Tageslicht ist.“

„Wovor wir Angst haben,“ sagte Billy schroff, „ist das Meer. Angenommen, eine große Welle kommt und spült die Burg, die Hütten, die Magister und uns alle fort?“

„Aber sie *ist* nie gekommen, nicht wahr?“ sagte Lucy.

„Nein, aber alles muß einen Anfang haben. Ich weiß, daß es wahr ist, weil es mir ein anderer Magister gesagt hat.“

„Aber warum lebt ihr nicht irgendwo weiter im Landesinneren?“

„Weil wir nicht vom Meer entfernt leben könnten. Wir sind nämlich Insulaner; wir könnten es nicht ertragen, nicht nahe am Meer zu sein. Und wir haben lieber Angst vor ihm, als nicht bei ihm zu sein. Aber es verstimmt die Regierung, weil wir *glückliche* Scharen freundlicher Insulaner sein sollen und man kann nicht ganz glücklich sein, wenn man Angst hat. Deshalb ist es eine deiner Taten, uns die Angst zu nehmen.“

„Das hört sich mächtig schwer an,“ sagte Philip; „ich werde nachdenken müssen,“ fügte er verzweifelt hinzu. Also lag er da und dachte nach, wobei Max und Brenda an seiner Seite schliefen und der Papagei auf der Brüstung des Turms seine leuchtenden Federn putzte, während Lucy und der LordOberInsulaner mit einem langen Faden aus Seetang Abnehmen spielten.

Schließlich sagte Billy: „Es ist Zeit zum Abendessen. Ist dir etwas eingefallen?“

„Kein bißchen,“ sagte Philip.

„Nun, plag dich nicht weiter damit,“ sagte Billy; „bleibt bei uns und habt eine tolle Zeit. Dir wird sicher etwas einfallen. Oder Lucy. Heute abend spielen wir Scharaden.“

Das machten sie. Die übrigen Insulaner waren ein äußerst fröhlicher Haufen und alle Magister kamen aus ihren Hütten, um das Publikum zu sein. Es war ein reizender Abend, der mit einem Versteckspiel in der ganzen Burg endete.

Am nächsten Morgen in einem Bett aus weichem, trockenem, süß riechendem Seegras aufzuwachen und zu wissen, daß der Tag damit verbracht würde, Spaß mit den fröhlichsten Kindern zu haben, denen sie jemals begegnet war, entzückte Lucy. Philips Entzücken war durch das Wissen zunichte gemacht, daß er früher oder später *nachdenken* mußte. Aber der Tag verlief höchst angenehm. Alle badeten in den Felsentümpeln, sammelten Schalentiere fürs Essen, spielten Schlagball am Nachmittag und tanzten am Abend zur Musik der Magister, die alle Flöten in den Taschen hatten und sehr geschmeichelt waren, daß man sie zu spielen bat.

So vergingen die schönen Tage. Jeden Morgen sagte sich Philip: „Also heute muß mir wirklich etwas einfallen,“ und jeden Abend sagte er: „Mir hätte wirklich etwas einfallen sollen.“ Aber ihm fiel nie etwas ein, um den lebenswürdigen Insulanern ihre Angst zu nehmen.

In der sechsten Nacht kam der Sturm. Der Wind blies und das Meer toste und die Burg bebte bis in die Fundamente. Philip wurde von dem Lärm und dem Beben wach, setzte sich im Bett auf und begriff, was die Furcht war, die den Küstenbewohnern das Glücklichein verdarb.

„Angenommen, das Meer hat uns alle weggespült,“ sagte er, „und sie haben nicht einmal ein Boot.“

Und dann, als er sehr weit davon entfernt war, es zu erwarten, fiel ihm doch etwas ein. Und er fuhr fort, darüber so fest nachzudenken, daß er nicht mehr schlafen konnte.



Und am Morgen sagte er zum Papagei: „Mir ist etwas eingefallen. Und ich werde es den anderen nicht erzählen. Aber ich kann es nicht ganz allein machen. Meinst du, du könntest Perrin für mich holen?“

„Ich will es mit Vergnügen versuchen,“ erwiderte der hilfsbereite Vogel und flog ohne ein weiteres Wort davon.

Am Nachmittag, gerade als ein Picknicktee beendet war, fiel ein großer Schatten auf die Gesellschaft und im nächsten Moment landete das Flügelroß mit Mr. Perrin und dem Papagei.

„Oh, *danke*,“ sagte Philip, führte Mr. Perrin zur Seite und begann, zu ihm flüsternd zu sprechen.

„Nein, nein,“ antwortete Mr. Perrin plötzlich und laut. „Es tut mir leid, aber ich könnte nicht einmal daran denken.“

„Wissen Sie nicht, *wie*?“ fragte Philip.

„Ich weiß alles, was es in meinem Beruf zu wissen gibt,“ sagte Mr. Perrin, „aber Tischlerei ist eine Sache und Anstand eine andere. Anstand kenne ich auch, deshalb will ich kein Teilnehmer an solch einer Sache sein.“

„Aber Sie verstehen nicht,“ sagte Philip und versuchte, mit Mr. Perrins langen Schritten mitzuhalten. „Was ich von Ihnen möchte, ist eine Arche Noah oben auf dem höchsten Turm zu bauen. Wenn dann das Meer rauh ist und der Wind bläst, können die Küstenbewohner einfach in ihre Arche gehen und in Sicherheit sein, egal was passiert.“

„Das hast du alles schon gesagt,“ erwiderte Mr. Perrin, „und ich wundere mich über dich, jawohl.“

„Ich dachte, das sei solch eine gute Idee,“ sagte der arme Philip trübsinnig.

„Oh, die *Idee* ist in Ordnung,“ sagte Mr. Perrin, „an der *Idee* gibt es nichts zu bemängeln.“

„Was *ist* denn falsch?“ fragte Philip ungeduldig.

„Du bist bei mir an der falschen Adresse,“ sagte Mr. Perrin langsam. „Ich bin nicht der Mann, der einem anderen den Job wegnimmt, nicht wenn er auch nur das bescheidenste Geschäft betreibt; aber wenn es dazu kommt, der Regierung eine reinzuhauen, also das, Master Philip, das hätte ich nicht von dir gedacht. Das ist so viel wie meine Stellung wert ist.“

„Hören Sie,“ sagte Philip und hielt verzweifelt inne; „würden Sie mir geradeheraus sagen, warum Sie mir nicht helfen wollen?“

„Ich werde in meinem Leben keine Arche bauen,“ sagte Mr. Perrin. „Mr. Noah würde es das Herz brechen, jawohl, sollte ich seinen Job über seinen Kopf hinweg machen.“

„Ach, Sie meinen, ich sollte ihn fragen?“

„Türlich sollst du ihn fragen. Ich habe nichts dagegen, unter seiner Anleitung zu helfen, etwa als Vorarbeiter, um ganze Arbeit zu leisten. Aber er ist es, dem du den Auftrag geben mußt.“

Zusammen gelang es dem Papagei und dem Flügelroß, Mr. Noah am Mittag des nächsten Tages zur Burg zu bringen.

„Hätte es Ihnen etwas ausgemacht,“ fragte ihn Philip sofort, „wenn ich eine Arche hätte bauen lassen, ohne Sie zu fragen?“

„Nun,“ sagte Mr. Noah mild, „ich wäre vielleicht ein bißchen gekränkt gewesen. Ich habe nämlich einige Erfahrung, Mylord.“

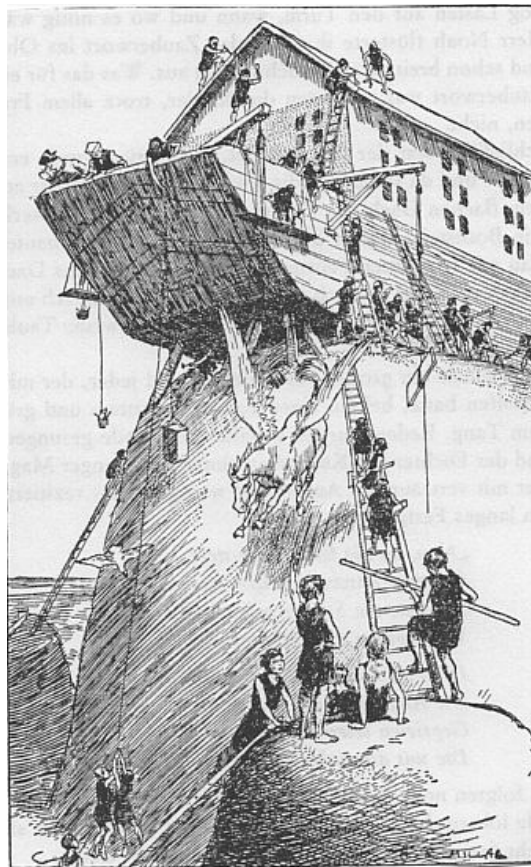
„Warum nennen Sie mich so?“ fragte Philip.

„Natürlich weil du es *bist*. Eure Tat, das Töten der Löwen, zählt für dich und auf Grund dessen bist du jetzt ein Baron. Ich gratuliere dir, Lord Leo,“ sagte Mr. Noah.

Er fand Philips Idee gut und war mit Perrin bald damit beschäftigt, Pläne zu machen, Belastungen zu berechnen und Materialien auszuwählen.

Dann hielt Philip eine Ansprache an die Insulaner und legte seine Idee dar. Es gab eine Menge Jubel und Rufe und jeder einzelne stimmte zu, daß eine Arche auf dem höchsten Turm einen lange empfundenen Mangel behob und daß Angst für immer etwas Fremdes für jedes freundliche Insulanerherz sein werde, wenn die Arche erst einmal da war.

Und jetzt begann die große Arbeit des Bauens. Mr. Perrin erklärte sich freundlich bereit, als Vorarbeiter zu agieren, und leitete eine ganze Armee von Arbeitern an – natürlich die Magister. Und bald vermischte sich der Lärm von Säge und Hammer mit dem Platschen der Wellen und den Schreien der Seevögel und Trupps von robusten Magistern in ihren Seegrastuniken widmeten sich der Aufgabe, große Balken zurechtzuzimmern und auf die Spitze des höchsten Turms hochzuwinden, wo andere Trupps unter den Augen Mr. Noahs ein Gerüst errichteten, um die Arche abzustützen, während der Bau voranging.



*Die Kinder schauten gern zu.*

Die Kinder durften nicht helfen, aber sie schauten gern zu und hatten beinahe das Gefühl, sie müßten, wenn sie ernsthaft genug zuschauten, auf eine seltsame geheimnisvolle Weise tatsächlich helfen. Ihr kennt das Gefühl, wage ich zu behaupten.

Das Flügelroß, das in der Burg untergebracht war, flog dorthin hoch, wo immer es gebraucht wurde, um beim Hochtransportieren zu helfen. Mr. Noah brauchte ihm nur das magische Wort ins Ohr zu flüstern und es flog hoch. Aber was das magische Wort war, erfuhren die Kinder nicht, obwohl sie oft genug danach fragten. Und jetzt war die Arche schließlich fertig, das Gerüst war entfernt und da stand die große Arche Noah, fest auf den höchsten Turm gepflanzt. Sie war ein perfektes Beispiel des Archenbauhandwerks. Ihr Bootsteil war mattrot gestrichen, die Seiten und Enden des Hausteils waren blau mit schwarzen Fensterrahmen und das Dach war hellrot in Reihen bemalt, um Dachziegel zu imitieren. Nicht das kleinste Detail wurde vernachlässigt. Nicht einmal der auf das Dach gemalte weiße Vogel, den ihr auf eurer eigenen Arche Noah bemerkt haben müßt.

Ein großes Fest wurde veranstaltet, Reden wurden gehalten, und jeder, der beim Bauen geholfen hatte, selbst der geringste Magister, wurde mit einem Kranz aus frischem rosa und grünen See gras gekrönt. Lieder wurden gesungen und der Hofdichter der Küstenbewohner, ein junger Magister mit hellblauen Augen und ohne Kinn, rezitierte eine Ode, die so begann:

*Die Arche steht in stolzer Pracht;  
wir zittern nicht mehr in der Nacht,  
weil beim Gebrüll von Meer und Wind  
wir ohne Zweifel sicher sind.*

*Wenn ungehörig steigt die Flut,  
die feste Arche schützt uns gut;  
wir preisen darum alle laut,  
die uns die Arche schön gebaut.*

Es gab dreihundertsiebzehn weitere Strophen, diesen sehr ähnlich, und jeder sagte, die Ode sei wundervoll und der Hofdichter sei ein Genie und wie er es nur gemacht habe und was für ein Grips, wie? und dergleichen.

Und Philip und Lucy bekamen auch Kronen. Der LordOberInsulaner machte eine Danksagung an Philip, der bescheiden erwiderte, daß es nichts war, wirklich, und jeder hätte es machen können. Und eine fröhliche Stimmung verbreitete sich unter der Truppe, so daß jeder lächelte und jedem anderen die Hand schüttelte und selbst die Magister machten kleine höfliche alte Witze und schlugen einander auf den Rücken und nannten einander „alter Knabe“, was im normalen Leben überhaupt nicht ihre Art war. Die ganze Burg war mit Girlanden aus dem gleichen rosa und grünem See gras dekoriert, aus dem auch die Kränze bestanden, die die Menschen trugen, und die ganze Szene war die fröhlichste und glücklichste, die man sich vorstellen kann. Und dann passierte das Schreckliche.

Philip und Lucy standen in ihren See grastuniken – natürlich hatten sie seit dem ersten Tag die Kleidung des Landes getragen – auf der Plattform im Hof. Mr. Noah hatte gerade gesagt: „Und nun wollen wir uns dieses

erfreulichen Tages bis zum Ende erfreuen und morgen zur Stadt zurückkehren,“ als ein Schatten auf die Gruppe fiel. Es war das Flügelroß und auf seinem Rücken saß – jemand. Bevor irgendeiner sehen konnte, wer dieser Jemand war, war das Flügelroß für diesen Jemand niedrig genug geflogen, um Philip an seiner Seegrastunika zu packen und ihn von den Füßen und auf den Rücken des Flügelrosses zu schwingen. Lucy schrie, Mr. Perrin sagte: „He, hör mal, laß das!“ und Mr. Noah sagte: „Du meine Güte!“ Und alle streckten die Hände aus, um Philip herunterzuziehen. Aber sie kamen alle zu spät.

„Ich will nicht weg! Setz mich ab!“ rief Philip. Alle hörten das. Und sie hörten auch die Antwort der Person auf dem Flügelroß – der Person, die Philip hoch auf dessen Rücken gerissen hatte.

„Ach, du willst nicht, Mylord? Darum werden wir uns bald kümmern,“ sagte die Person.

Drei Leute dort kannten diese Stimme, mit Philip vier, mit den Hunden sechs. Die Hunde bellten und knurrten, Mr. Noah sagte: „Aus!“ und Lucy schrie: „Ach nein! Ach nein! Das ist diese Prätendesse.“ Der Papagei flog mit großer Geistesgegenwart hoch und attackierte das Ohr der Prätendesse, denn, wie es in alten Büchern heißt, es war tatsächlich diese charakterlose Person, die aus dem Gefängnis ausgebrochen war und abermals das Flügelroß gestohlen hatte. Aber die Prätendesse sollte nicht zweimal vom selben Papagei erwischt werden. Diesmal war sie für den Vogel bereit und als er an ihr Ohr kam, fing sie ihn in ihrem Autoschleier, den sie vorher gelockert haben mußte, und schob ihn in einen Weidenkäfig, der am Sattel des Flügelrosses bereit hing, das auf seinen breiten weißen Schwingen über der hochschauenden Menge Gesichter schwebte.

„Jetzt werden wir ihr Gesicht sehen,“ dachte Lucy, denn sie konnte das Gefühl nicht loswerden, sie würde die Prätendesse erkennen, wenn sie nur ihr Gesicht sehen könnte. Aber die Prätendesse war zu gerissen, um unverschleiert nach unten zu blicken. Sie wandte das Gesicht nach oben und mußte das magische Wort geflüstert haben, denn das Flügelroß stieg hoch und begann, mit unglaublicher Geschwindigkeit davonzufliegen.

„Ach, was soll ich nur machen?“ rief Lucy und rang die Hände. Ihr habt oft von Leuten gehört, die die Hände ringen. Lucy, versichere ich euch, rang ihre tatsächlich. „Ach, Mr. Noah, was wird sie mit ihm anstellen? Wo wird sie ihn hinbringen? Was soll ich machen? Wie kann ich ihn wiederfinden?“

„Ich bedauere zutiefst, mein liebes Kind,“ sagte Mr. Noah, „daß ich mich völlig unfähig finde, auch nur eine einzige deiner Fragen zu beantworten.“

„Aber kann ich ihm nicht nach?“ beharrte Lucy.

„Ich muß leider sagen,“ sagte Mr. Noah, „daß wir keine Boote haben; die Prätendesse hat unser einziges Flügelroß gestohlen und keines unserer Kamele kann fliegen.“

„Aber was kann ich *machen*?“ In der Qual der Ungeduld stampfte Lucy mit dem Fuß auf.

„Nichts, mein Kind,“ erwiderte Mr. Noah und machte alles schlimmer, „außer ins Bett gehen und eine gute Nachtruhe pflegen. Morgen werden wir zur Stadt zurückkehren und sehen, was getan werden kann. Wir müssen das Orakel konsultieren.“

„Aber können wir nicht *jetzt* gehen,“ sagte Lucy weinend.

„Kein Orakel taugt dazu, konsultiert zu werden, ehe es seine Nachtruhe hatte,“ sagte Mr. Noah. „Es ist eine Drei-Tage-Reise. Wenn wir jetzt abreisten – sieh mal, es ist schon Dämmerung –, würden wir mitten in der Nacht ankommen. Wir werden am frühen Morgen aufbrechen.“

Aber am frühen Morgen fand kein Aufbruch von der Burg der Küstenbewohner statt. Da war tatsächlich niemand, der aufbrechen würde, und da war keine Burg, von der man aufbrechen konnte.

Ein junger Blaugrauwinz, der nach einer ziemlich unruhigen Nacht aus seinem Loch hervorlugte, um zu sehen, ob sich schon Menschen regten oder ob er sich hinauswagen konnte, um Strandschnecken zu suchen, die seine Lieblingsspeise sind, stutzte, spitzte die getüpfelten Ohren, schaute wieder und ging, den Schutz der Felsen verachtend, kühn über den Strand. Denn der Strand war verlassen. Niemand war da. Kein Mr. Noah, keine Lucy, keine freundlichen Insulaner, keine Magister – und mehr noch, es gab keine Hütten und es gab keine Burg. Alles war glatter, platter, meergebürsteter Strand.

Denn das Meer war schließlich angestiegen. Die Furcht der Bewohner war gerechtfertigt worden. Ob das Meer wegen der Arche neugierig gewesen war, weiß niemand und niemand wird es jemals wissen. Jedenfalls war das Meer gestiegen und hatte jede Spur von der Burg, den Hütten und den Leuten, die dort wohnten, weggespült.

Ein leuchtend bunter Papagei mit einem Fetzen Autoschleier an einer Kralle rief plötzlich aus der blauen Luft zu dem kleinen Blaugrauwinz hinunter:

„Was ist los?“ fragte der Papagei, „wo ist alles geblieben?“

„Weiß ich bestimmt nicht,“ sagte der kleine Blaugrauwinz; „diese Menschendinger gehen und kommen dauernd. Magst du ein paar Strandschnecken? Heute morgen sind sie nach dem Sturm besonders gut,“ sagte er.

## Kapitel VIII

### Hinauf und hinab

Wir verließen Lucy in Tränen und Philip im Griff der hassenswerten Prätendesse, die, auf dem Flügelroß sitzend, ihn über die glatte Bläue des weiten Meeres davontrug.

„Ach, Mr. Noah,“ sagte Lucy zwischen Schniefen und Schluchzen, „wie kann sie nur! Sie *haben* doch gesagt, das Flügelroß könne nur einen tragen!“

„Einen gewöhnlichen Menschen,“ sagte Mr. Noah sanft; „du vergißt, daß der liebe Philip jetzt ein Graf ist.“

„Aber glauben Sie wirklich, daß er in Sicherheit ist?“ fragte Lucy.

„Ja,“ sagte Mr. Noah. „Und jetzt, liebe Lucy, keine weiteren Fragen. Mit eurer Ankunft an unseren Küsten habe ich mich schrittweise daran gewöhnt, befragt zu werden, aber ich finde es immer noch unangenehm und ermüdend. Hör damit auf, bitte ich dich.“

Also hörte Lucy damit auf und ging wie alle ins Bett und, weil Weinen sehr müde macht, fiel in Schlaf. Aber nicht für lange.

In ihrem Bett aus weichem trockenem Seegras wurde Lucy von dem Geräusch der Alarmglocken der Burg und vom Geschmetter der Trompeten und den Rufen vieler Stimmen geweckt. Ein helles Licht schien durch das Fenster ihres Zimmers. Sie sprang auf, rannte zum Fenster und lehnte sich hinaus. Unten lag der große Hof der Burg, ein bewegtes Meer von Leuten, auf dem Hunderte von Fackeln zu schwimmen schienen, und der Lärm von Rufen stieg in die Luft wie Schaum im Wind.

„Die Furcht! Die Furcht!“ riefen Leute. „Zur Arche! Zur Arche!“ Und die schwarze Nacht, die sich um die Burg preßte, war laut vom wilden Brüllen der Wellen und dem Kreischen eines tobenden Windes.

Lucy rannte zur Tür ihres Zimmers. Aber plötzlich blieb sie stehen.

„Meine Kleider,“ sagte sie. Und zog sich hastig an. Denn ihr war klar, daß ihre eigenen Unterröcke und Schuhe wahrscheinlich bessere Trageeigenschaften hatten als Seegras haben konnte, und wenn alle in der Arche Zuflucht suchten, würde sie lieber ihre eigenen Kleider anhaben.

„Mr. Noah wir mich sicher holen,“ sagte sie sich höchst vernünftig. „Und ich werde so viele Kleider mitnehmen, wie ich kann.“ Ihr eigenes Kleid war natürlich in Polistopolis geblieben, aber das Ballettkleid würde besser sein als die Seegrastunika. Als sie angekleidet war, rannte sie in Philips Zimmer und rollte seine Kleider zu einem kleinem Bündel zusammen und trug es unter dem Arm, während sie die Treppe hinunterrannte. Auf halbem Wege traf sie Mr. Noah, der heraufkam.

„Ah! Du bist fertig,“ sagte er; „das ist gut. Hab keine Angst, meine Lucy. Die Flut steigt, aber langsam. Jeder hat genug Zeit zu entkommen. Alles ist in Gang gesetzt und die Einschiffung der Tiere geht bereits vor sich. Es hat eine kleine Verzögerung beim Ordnen der Tiere zu Paaren gegeben. Aber wir kommen voran. Der LordOberInsulaner zeigt bemerkenswerte Fähigkeiten. Alle großen Tiere sind an Bord; die Schweine wurden gerade überredet, als ich hochkam. Und die Ameisenbären essen ein spätes Abendbrot. Hab keine Angst.“

„Ich kann nicht anders als Angst haben,“ sagte Lucy und schob ihre freie Hand in die Mr. Noahs, „aber ich werde nicht weinen oder mich dumm verhalten. Ach, ich wünschte doch, Philip wäre hier.“

„Äußerst unvernünftiges Mädchen,“ sagte Mr. Noah; „wir sind in Gefahr und du wünschst, daß er hier ist, um sie mit uns zu teilen?“

„Ach, wir *sind* also in Gefahr, nicht wahr?“ sagte Lucy schnell. „Ich dachte, Sie sagten, ich solle keine Angst haben.“

„Sollst du auch nicht,“ sagte Mr. Noah kurz; „natürlich bist du in Gefahr. Aber ich bin da. Und die Arche ist da. Was willst du noch mehr?“

„Nichts,“ sagte Lucy ganz kleinlaut und die beiden gingen weiter zu einer erhöhten Plattform, von der man die lange, ansteigende Rampe überschauen konnte, die zu dem Turm hochführte, auf dem die Arche gebaut worden war. Eine lange Prozession von Tieren mühte sich paarweise auf ihr langsam hinauf, angetrieben von den Magistern und den Anweisungen des LordOberInsulaners.



*Eine lange Prozession von Tieren mühte sich auf ihr hinauf.*

Der wilde Wind blies die Flammen der Fackeln wie goldene Luftschlangen zur Seite und der Lärm der Wellen war wie Donner an der Küste.

Unten waren weitere Magister damit beschäftigt, in Seegras gewickelte Ballen zu tragen. Von oben sahen die emsigen Gestalten wie Ameisen aus, wenn man in einen Ameisenhaufen tritt und die kleinen Ameisenleute hierhin und dorthin und überall hin in ihren kleinen Ameisenangelegenheiten rennen.

Der LordOberInsulaner kam bleich und ernst herein mit der ganzen ruhigen Kompetenz Napoleons in einer Krise.

„Tut mir leid, Sie zu stören, Sir,“ sagte er zu Mr. Noah, „aber Ihre Erfahrung ist natürlich gerade jetzt unschätzbar. Ich kann mich nicht erinnern, was Bären essen. Ist es Heu oder Fleisch?“

„Es sind Brötchen,“ sagte Lucy. „Ich bitte um Verzeihung, Mr. Noah. Ich hätte natürlich warten sollen, bis Sie es sagen.“

„In meiner Arche,“ sagte Mr. Noah, „waren Brötchen unbekannt und Bären wurden ausschließlich mit Honig ernährt, den zu beschaffen unser Bienenpaar vollauf beschäftigt war. Aber wenn du sicher bist, daß Bären Brötchen mögen, müssen wir immer tiergerecht sein, liebe Lucy, und den natürlichen Geschmack der Tiere in meiner Obhut beachten.“

„Brötchen und Honig,“ sagte der LordOberInsulaner, „und was ist mit Fledermäusen?“

„Ich weiß nicht, was Fledermäuse essen,“ sagte Mr. Noah; „ich glaube, es war nach einer Diskussion geklärt, daß sie keine Katzen essen. Aber *was* sie essen, ist eines der elf Mysterien. Du läßt die Fledermäuse besser fasten.“

„Das *tun* sie ja, Sir,“ sagte der LordOberInsulaner.

„Und geht alles gut? Soll ich herunterkommen und selbst ein Auge darauf haben?“

„Ich glaube, ich komme gut zurecht, Sir,“ sagte der LordOberInsulaner bescheiden. „Es ist nämlich eine große Ehre für mich. Die Magister tragen die Vorräte hinein, die Jungs verstauen sie und treiben auch die Tiere. Sie sind sehr gute Arbeiter, Sir.“

„Hast du Angst?“ flüsterte Lucy, als er sich umwandte, um zu seiner Aufsehertätigkeit zurückzugehen.

„Ich nicht,“ sagte der LordOberInsulaner. „Weißt du nicht, daß ich zum LordVizeNoah von Polistarchia befördert worden bin? Und die Herzen aller VizeNoahs kennen natürlich keine Angst. Aber denke nur, wie schwierig es gewesen wäre, keine Angst zu haben, wenn du und Philip uns nicht hättet die Arche bauen lassen!“

„Das ist nur Philips Werk,“ sagte Lucy; „ach, glaubst du, daß es ihm gut geht?“

„Ich glaube natürlich, daß sein Herz keine Angst kennt,“ sagte der LordOberInsulaner, „deshalb wird es ihm sicherlich gut gehen.“

Als das letzte der Tiere seinen Weg in die Arche geschnieft und geschnüffelt hatte – es war ein Stachelschwein mit Erkältung –, folgten die Insulaner, die Magister, Lucy und Mr. Noah. Und als alle drin waren, wurde die Tür der Arche von innen durch eine raffinierte mechanische Vorrichtung verschlossen, die von einem mehr als gewöhnlich intelligenten Magister gebaut worden war.



Ihr dürft nicht annehmen, das Innere der Arche sei wie das eurer eigenen Arche Noah gewesen, wo alle Tiere irgendwie hineingestopft werden, wahrscheinlich alle durcheinander und verkehrt herum. Für lebende Tiere und lebende Menschen wäre das, wie ihr euch leicht vorstellen könnt, sehr unbequem. Das Innere der Arche, die unter Anleitung Mr. Noahs und Mr. Perrins gebaut worden war, glich dem überhaupt nicht. Es war mehr wie das Innere eines großen Ozeandampfers als irgend etwas anderes, das mir einfällt. Alle Tiere waren in geeigneten Boxen untergebracht und es gab entzückende Kabinen für alle, für die Kabinen geeignet waren. Die Insulaner und die Magister zogen sich in perfekter Ordnung in ihre Kabinen zurück und Lucy, Mr. Noah, Mr. Perrin und der LordOberInsulaner versammelten sich im Salon, der groß war und Wände und Türen aus intarsiertem Perlmutter und rosa Korallen hatte. Er wurde von Glaskugeln beleuchtet, die mit Phosphor gefüllt waren, gesammelt durch ein geniales Verfahren, das ein anderer Magister erfunden hatte.

„Und jetzt,“ sagte Mr. Noah, „bitte ich darum, daß Angst aus jedem Kopf vertrieben wird. Wenn das Wasser sinkt, läßt es uns in Sicherheit bleiben. Wenn es steigt, wie ich von ihm zuversichtlich erwarte, wird unsere Arche schwimmen und wir sind immer noch in Sicherheit. Am Morgen werde ich Lotmessungen vornehmen und anfangen, einen Kurs zu steuern. Wir werden eine passende Stelle an der Küste auswählen, landen und zu den Verborgenen Stätten gehen, wo wir das Orakel konsultieren. Eine kleine Erfrischung gefällig, bevor wir uns für das zurückziehen, das von der Nacht übrig ist? Ein Kapitänszwieback wäre vielleicht nicht unangebracht?“ Er nahm eine Büchse aus einem Spind und reichte sie herum.

„Das ist 1 A, Sir,“ sagte der LordOberInsulaner kauend. „Sie denken immer an das Richtige.“

„Alles Routine,“ sagte Mr. Noah bescheiden.

„Danke,“ sagte Lucy und nahm einen Zwieback, „Ich wünschte –“

Der Satz wurde nie beendet. Mit einer widerwärtigen Plötzlichkeit hob sich der Boden des Salons unter ihren Füßen, ein anschwellender brüllender, heftig hämmernder Krach ertönte um sie; der Salon kippte auf eine Seite und die ganze Gruppe wurde auf die rosa Kissen des langen Sofas geworfen. Ein Schauer schien die Arche von Ende zu Ende zu durchlaufen und „Was ist das? Ach, was ist das?“ schrie Lucy, als die Arche auf die andere Seite krängte und die unglücklichen Insassen auf die gegenüberliegenden Kissen geworfen wurden. (Es war wirklich jetzt ziemlich so, wie ihr euch das Innere eurer Arche vorstellen müßt, wenn ihr Mr. Noah und seine Familie und ein paar hastig ausgewählte Tiere hineinpackt und sie alle zusammenschüttelt.)

„Das ist das Meer!“ rief der LordOberInsulaner, „das ist die große Furcht, die über uns kommt! Und ich habe keine Angst!“ Er reckte und streckte sich, so gut er konnte, da Mr. Noahs Ellbogen seine Schulter festnagelte und Mr. Perrins Stiefel auf seinem Ohr ruhte.

Mit einem Schütteln und einem Schauer richtet sich die Arche auf und der Boden des Salons wurde wieder horizontal.

„Es ist in Ordnung,“ sagte Mr. Perrin und erlangte die Kontrolle über seinen Stiefel zurück; „hier zeigt sich gute Handwerksarbeit. Sie hat keinen Tropfen geladen, Mr. Noah, Sir.“

„Das ist gut,“ sagte Mr. Noah, nahm seinen Ellbogen wieder an sich und stellte sich recht unsicher auf seine gelbe Matte.

*„Wir schwimmen, wir schwimmen  
auf dunkler, brausender Flut;  
die Arche ist ganz wasserdicht,  
die Mannschaft fühlt sich gut.“*

*Hoch, hoch mit der Flagge,  
laßt sie wehn übers Meer;  
wir schwimmen, wir schwimmen –  
und wir schätzen es sehr.“*

„Ich weiß ja nicht,“ sagte Lucy, „aber es gibt gar keine Flagge, nicht wahr?“

„Das Prinzip ist dasselbe,“ sagte Mr. Noah, „aber ich fürchte, wir haben nicht an eine Flagge gedacht.“

„Ich schon,“ sagte Mr. Perrin; „es ist nur ein Jubiläumstaschentuch“ – er zog es langsam aus seiner Brusttasche, es war ein baumwollener Union Jack –, „aber es wird schon genug wehen. Aber nicht vor Tageslicht, denke ich, Sir. Diskretion ist besser als – meinen Sie nicht, Mr. Noah, Sir? Ginge nicht an, daß die Arche sich außerhalb der Dienstzeiten zeigt, sozusagen!“

„Genau so!“ sagte Mr. Noah. „Eins! Zwei! Drei! Bett!“

Die Arche schaukelte leichthin auf dem nicht zu rauhen Meer. Die Salonpassagiere wankten in ihre Kabinen. Und Stille herrschte in der Arche.

\* \* \* \* \*

Ich muß leider berichten, daß die Prätendesse den Weidenkäfig mit dem Papagei ins Wasser fallen ließ – ein unverzeihliches Stück von Grausamkeit und Rache; unverzeihlich, wenn man nicht bedenkt, daß ihr wirklich nichts Besseres einfiel. Die weißen Schwingen des Flügelrosses rauschten weiter; Philip, der jetzt quer über den Knien der Prätendesse lag (eine äußerst würdelose Stellung für jeden Jungen und ich hoffe, keiner von euch möge in solch eine Stellung gebracht werden), schrie, als der Käfig im Wasser aufschlug, und: „Ach, Polly!“ rief er.

„Schon gut,“ antwortete der Papagei, „halt die Ohren steif!“

„Was hat er gesagt?“ fragte die Prätendesse.

„Etwas von Ohren,“ sagte Philip kopfunter.

„Ah!“ sagte die Prätendesse mit Genugtuung, „er wird für einige Zeit in keine Ohren mehr beißen.“ Und die breiten Flügelroßschwingen rauschten weiter über das Meer.

Pollys Käfig fiel und trieb dahin. Und er trieb allein bis zur Dämmerung, als kreisend und schwebend die Möwen aus nah und fern kamen, um zu sehen, was dieses neue seltsame Ding sein mochte, das im Licht des neugeborenen Tages in ihrem Wasser auf und nieder tanzte.

„Hallo!“ sagte Polly in der Vogelsprache, wobei er sich kopfüber an die obersten Stangen des Käfigs klammerte.

„Selber hallo,“ erwiderte die älteste Möwe; „was gibt’s? Und was machst du in dieser unnatürlichen Hummerreuse?“

„Ich bitte dich inständig,“ sagte der Papagei ernst, „ich bitte dich inständig bei unserer gemeinsamen Vogelheit mir in meinem Mißgeschick zu helfen.“

„Keine Möwe, die eine Möwe ist, kann dieser Bitte widerstehen,“ sagte der Anführer der Seevögel; „was können wir tun, Vogelbruder?“

„Die Sache ist dringend,“ sagte Polly, aber ganz ruhig. „Ich werde sehr naß und ich mag kein Salzwasser. Es bekommt meinem Gefieder nicht. Darf ich deinem Gefolge eine Anweisung geben, Vogelbruder?“

„Mach's,“ sagte die Obermöwe mit einem graziösen Wedeln und Wirbeln ihrer prächtigen Flügel.

„Laß vier meiner Brüder diese abscheuliche Falle hoch über die Wellen ziehen,“ sagte der Papagei, „und laß andere von euch mit euren stattlichen starken Schnäbeln durch die Stangen brechen und mich freilassen.“

„Mit Vergnügen,“ sagte der Möwenanführer; „nur eine Kleinigkeit,“ und sein eigener Schnabel war der erste, den Käfig zu packen, den die Möwen sogleich in die Luft hoben und durchbrachen und den Papagei befreiten.

„Danke, Vogelbrüder,“ sagte der Papagei, schüttelte nasse Flügel und breitete sie aus, „eine Gefälligkeit ist die andere wert. Der Strand dort hinten war erst gestern weiß von Muscheln.“

„Danke, Vogelbruder,“ sagten alle und flogen flink muschelwärts.

Und so war es, wie der Papagei aus dem Käfig gelangte und zum Strand zurückflog, um das kurze Gespräch mit dem Blaugrauwinz zu führen, von dem ich euch im letzten Kapitel erzählt habe.

\* \* \* \* \*

Die Arche war bei Tageslicht wirklich sehr angenehm mit der Sonne, die durch die Fenster schien. Natürlich schien die Sonne auch draußen und der Union Jack flatterte fröhlich im Wind. Frühstück wurde auf der Terrasse am Ende der Arche serviert – ihr wißt schon, der Terrasse, wo sich der Bootsteil nach oben wölbt. Es war ein sehr schönes Frühstück und das Meer war recht glatt – ein ganz perfektes Meer. Das war recht günstig, denn es gab sonst nichts. Meer auf jeder Seite der Arche. Überhaupt kein Land.

„Wie sollen wir jemals den Weg finden?“ fragte Lucy den LordOberInsulaner, „mit nichts als Meer?“

„Oh,“ antwortete er, „das ist wirklich umso besser. Mr. Noah steuert viel besser, wenn kein Land in Sicht ist. Es ist nämlich alles Routine.“

„Und wenn Land in Sicht ist, wird er dann schlechter steuern?“

„Ach, dann kann jeder steuern,“ sagte Billy, „du, wen du möchtest.“ Deshalb war es Lucy, die unter Mr. Noahs Anweisungen die Arche in den Hafen steuerte. Archen sind sehr einfach zu steuern, wenn man nur weiß, wie. Natürlich sind Archen nicht wie andere Schiffe; sie erfordern weder Segel noch Dampfmaschinen noch Ruder, um sie fahren zu lassen. Die bloße Archigkeit der Arche läßt sie fahren ganz wie es der Steuermann wünscht. Er muß nur „Backbord“, „Steuerbord“, „geradeaus, „langsam“ und so weiter sagen und die Arche macht (anders als viele Leute, die ich kenne) sofort das, was man ihr sagt. So war Steuern einfach und angenehm; man mußte nur die Nase der Arche in Richtung der fernen Kuppeln und Turmspitzen einer Stadt halten, die ein paar Kilometer entfernt an der Küste glänzten und glitzerten. Und die Stadt kam immer näher und der schwarze Streifen, der aus den Leuten der Stadt bestand, begann weiße Flecken zu zeigen, die die

Gesichter der Leute waren. Und dann wurde die Arche an einer Kaiseite festgemacht und eine freundliche Bevölkerung jubelte, als Mr. Noah festes Land betrat, um von dem Gouverneur der Stadt und einer erlesenen Auswahl eminenter Bürger willkommen geheißen zu werden.

„Das ist ein großes Ereignis für sie,“ sagte Mr. Perrin. „Hier passiert sonst nicht viel. Ein ganz fauler Haufen sind sie, fast so schlimm wie Somnolentia.“

„Was macht sie denn faul?“ fragte Lucy.

„Das kommt von den Zwiebeln und Kartoffeln, die in dieser Gegend wild wachsen, glaube ich,“ sagte der LordOberInsulaner. „Sie kriegen genug zu essen, ohne zu arbeiten. Und die Zwiebeln machen sie schläfrig.“ Sie sprachen unter sich, während Mr. Noah Dinge mit dem Gouverneur der Stadt arrangierte, der herunter zum Hafen kam in Hast, doch gefaßt und empfing im Pelz den Gast.

„Ich habe alles arrangiert,“ sagte schließlich Mr. Noah. „Die Insulaner, Magister und Tiere dürfen im Volkspark kampieren, bis wir das Orakel konsultiert und beschlossen haben, was mit ihnen gemacht werden soll. Irgendwo müssen sie leben, nehme ich an. Für mich ist das Leben in letzter Zeit zu ereignisreich geworden. Es gibt jedoch drei weitere Taten für den Grafen von der Arche zu erledigen und dann werden wir vielleicht ein bißchen Frieden und Ruhe haben.“

„Graf von der Arche?“ wiederholte Lucy.

„Philip bekanntlich. Ich wünschte, du würdest versuchen, daran zu denken, daß er jetzt ein Graf ist. Und nun müssen du und ich aufs Kamel und los.“

Und nun kamen sieben lange Tage Kamelreiten, durch Wüste und Wald und über Berg und durch Tal, bis Lucy und Mr. Noah schließlich zu dem Verborgenen Ort gelangten, wo sich das Orakel befindet, und wo das ist, darf ich euch nicht verraten – weil es eines der Elf Mysterien ist. Und ich darf euch nicht verraten, was das Orakel ist, weil es ein anderes der Elf Mysterien ist. Aber ich darf euch verraten, daß ihr, wenn ihr das Orakel konsultieren wollt, einen langen Weg zwischen Reihen runder Säulen gehen müßt, ungefähr wie die in ägyptischen Gräbern. Und während ihr geht, wird es immer dunkler, und wenn es ganz dunkel ist, seht ihr ganz weit entfernt ein kleines, kleines Licht und ihr hört ganz weit entfernt schöne Musik und ihr riecht den Duft von Blumen, die in keinem Wald oder Feld oder Garten auf dieser Erde wachsen. Vermischt mit diesem Duft ist der von Weihrauch und alten Räumen mit Wandbehängen, wo lange Zeit niemand gelebt hat. Und ihr erinnert euch an alle traurigen und schönen Dinge, die ihr jemals gesehen oder gehört habt und ihr fallt nieder auf den Boden und verbergt das Gesicht in den Händen und ruft das Orakel an, und wenn ihr die richtige Art von Person seid, antwortet euch das Orakel.

Lucy und Mr. Noah warteten im Dunkel auf die Stimme des Orakels und schließlich sprach es. Lucy hörte keine Worte, nur die schönste Stimme auf der Welt leise sprechen, und so süß und fein und tapfer, daß sie sich sofort selbst tapfer genug fühlte, jeder Gefahr zu trotzen, und stark genug, um jede Tat zu vollbringen, die erforderlich war, um Philip aus den Klauen der niederträchtigen Prätendesse zu befreien. Alle Müdigkeit ihrer langen Reise verging, und wäre nicht der Gedanke dagewesen, daß Philip sie brauchte, wäre sie zufrieden gewesen, für immer dieser goldenen Stimme zu lauschen. Alles andere auf der Welt schwand dahin und

schien wert- und bedeutungslos zu werden. Nur die leise goldene Stimme blieb und die graue harte Stimme, die sagte: „Du weißt, du mußt dich um Philip kümmern!“ Und die beiden Stimmen zusammen ergaben eine Harmonie schöner, als man sie in jeder der Sonaten Beethovens finden wird. Weil Lucy wußte, daß sie der grauen Stimme folgen sollte und sich an die goldene Stimme erinnern würde, solange sie lebte.

Aber etwas zog sie lästig am Ärmel, zerrte sie weg von der wundervollen goldenen Stimme. Mr. Noah zog sie am Ärmel und sagte „Komm weg“ und sie wandte dem kleinen Licht und der Musik und den bezaubernden Düften den Rücken zu und sofort hörte die Stimme auf und sie gingen zwischen düsteren Säulen auf einen fernen grauen Fleck Sonnenlicht zu.

Erst als sie sich wieder unter dem kalten Himmel befanden, sagte Lucy: „Was hat es gesagt?“

„Du mußt es gehört haben,“ sagte Mr. Noah.

„Ich habe nur die Stimme gehört und was sie meinte. Die Worte habe ich nicht verstanden. Aber die Stimme war wie Träume und wie alles Schöne, an das ich jemals gedacht habe.“

„Ich hielt es für ein wundervoll unkompliziertes, geschäftsmäßiges Orakel,“ sagte Mr. Noah lebhaft, „und die Stimme war ganz deutlich und ich erinnere mich an jedes Wort, das sie sagte.“

(Was nur zeigt, wie unterschiedlich dieselbe Sache zwei Leuten vorkommt.)

„Was hat es gesagt?“ fragte Lucy und trottete neben ihm dahin, wobei sie immer noch Philips Bündel umklammerte, das sie durch alle diese Tage nie losgelassen hatte.

Und Mr. Noah rezitierte ernst die folgenden Zeilen. Ich stimme ihm zu, daß sie für ein Orakel äußerst unkompliziert sind.

*Du gehst besser sofort  
bei der Arche an Bord;  
sollst ohne Verweilen  
zur Insel hin eilen.*

„Hat es das *wirklich* gesagt?“ fragte Lucy.

„Natürlich,“ sagte Mr. Noah; „das ist eine spezielle Anweisung an mich, aber ich vermute, daß du etwas ganz anderes gehört hast. Das Orakel sagt natürlich nicht zu jedem dasselbe. Hast du keine spezielle Anweisung bekommen?“

„Nur zu versuchen, tapfer und gut zu sein,“ sagte Lucy scheu.

„Na dann,“ sagte Mr. Noah, „führst du deine Anweisungen aus und ich meine.“

„Aber wozu ist es gut, zur Insel zu fahren, wenn man nicht landen kann, wenn man dort ist?“ beharrte Lucy.

„Sie wissen doch, daß nur zwei Leute dort an Land gehen können, und die sind wir nicht, stimmt’s?“

„Oh, wenn du anfängst zu fragen, wozu es gut ist, werden wir nirgends hinkommen,“ sagte Mr. Noah. „Und mehr als die Hälfte dessen, was du sagst, sind Fragen.“

\* \* \* \* \*

Es tut mir leid, daß dieses Kapitel mit Sternchenreihen in Stücke geschnitten ist, aber Sternchen sind schwer zu vermeiden, wenn man eine Menge verschiedener Dinge erzählen muß, die alle gleichzeitig geschehen.

Deshalb ist es immer viel besser, seine handelnden Personen zusammenzuhalten, wenn man kann. Und ich habe meinen erlaubt, getrennt zu werden, so daß Philip, der Papagei und der Rest der Gesellschaft zur selben Zeit drei verschiedene Abenteuer erleben. Das ist sehr schwierig für mich und erklärt vollauf die Sternchen. Die ihr hoffentlich entschuldigt. Wie auch immer.

Wir kommen jetzt per Sternchen zu Philip, der sich falsch herum im Griff der Prätendesse befindet. Sie hatte das magische Wort ins Ohr des Flügelrosses geflüstert, aber sie hatte keinen besonderen Befehl hinzugefügt. So war das Flügelroß vollkommen sein eigener Herr, soweit es die Wahl betraf, wohin es fliegen wollte. Es schüttelte die weiße Mähne, nachdem es dreimal zwischen Meer und Himmel gekreist war, und flog geradewegs zu der Insel-auf-die-man-nicht-gehen-darf. Die Prätendesse wußte nicht, daß es die Insel-auf-die-man-nicht-gehen-darf war, und als sie näher kam und deutlich den regenbogenfarbenen Sand, die Palmen und Wasserfälle, die kühlen grünen Dickichte und viele bunte Blumen und leuchtende Früchte sah, erschien es ihr, sie könnte schlechter daran sein als dort zu landen und sich ein bißchen auszuruhen. Denn selbst die unerfreulichsten Leute werden manchmal müde und die Prätendesse hatte einen schweren Tag hinter sich. So versuchte sie nicht, das Flügelroß anzuhalten oder seinen Kurs zu ändern. Und als das Flügelroß nur wenige Zentimeter über dem Gras der schönsten der Insellichtungen schwebte, riß sie Philip grob von ihrem Knie und er fiel wie ein Sack zu Boden. Mit großer Geistesgegenwart rappelte sich unser Held auf – wenn er jetzt kein Held ist, wird er nie einer sein – und rannte in die Büsche. Kein Kaninchen hätte plötzlicher und schneller davonstürzen können.

„Dir werde ich's zeigen,“ sagte die wütende Prätendesse und schickte sich an abzustiegen. Sie schaute hinter, um eine weiche Stelle für den Absprung zu finden. Und da sah sie, daß jeder Grashalm ein winziger Speer aus Stahl und auf sie gerichtet war. Sie ließ das Flügelroß sie zu einer anderen Lichtung bringen – noch mehr kleine Stahlspeere. Zum Regenbogensand – als sie ihn aber anschaute, sah sie, daß es bebender Treibsand war. Wo immer Gras gewachsen war, wuchsen jetzt die Speere, und wo immer Sand war, befand sich eine schreckliche Falle aus Treibsand. Sie versuchte, in einem kleinen Teich abzustiegen, aber zu ihrem Glück bemerkte sie rechtzeitig, daß das, was in ihm so silbrig schimmerte, kein Wasser war, sondern weißglühendes geschmolzenes Metall.

„Was für ein scheußlicher Ort,“ sagte die Prätendesse. „Ich weiß nicht, ob ich einen scheußlicheren Ort hätte wählen können, um dieses ungezogene Kind dort zu lassen. Er wird wissen, wer das Sagen hat, wenn ich ihn zurück ins Gefängnis holen lasse. He du, zurück nach Polistopolis, so schnell du kannst. Verstehst du? Bitte, meine ich,“ fügte sie hinzu und dann sprach sie das magische Wort.

Philip lugt durch die nahen Büsche und hörte dieses magische Wort (ich wage es nicht, euch zu verraten, wie es lautet) und er sah zum erstenmal das Gesicht der Prätendesse. Und er zitterte und erschauerte in seinem Versteck. Denn die Prätendesse war die einzige wirklich unangenehme Person, der Philip jemals auf der Welt begegnet war. Es war Lucys Kinderfrau, die Kinderfrau mit dem grauen Kleid und den großen, dicken Füßen, die so böse zu ihm war und seine Stadt eingerissen hatte.

„Wie um alles auf der Welt,“ wunderte sich Philip, „ist sie *hier* hergekommen? Und wie um alles auf der Welt von hier wegkommen?“ Er hatte die Speere und den Treibsand und das geschmolzene Metall nicht gesehen und wartete unglücklich darauf, daß sie abstieg und ein Versteckspiel begann, das zu spielen er überhaupt nicht begierig war.

Während er sich noch wunderte, breitete das Flügelroß die Schwingen aus und flog davon. Und Philip war allein auf der Insel. Aber spielte das eine Rolle? Es war viel besser, allein zu sein als mit dieser Prätendesse zusammen. Und für Philip gab es kein weißglühendes Metall und Speere und Fallen aus Treibsand, nur betautes Gras und liebevolle Blumen und Bäume und Sicherheit und Entzücken.

„Wenn nur Lucy hier wäre,“ sagte er.

Als er ganz sicher war, daß die Prätendesse wirklich weg war, kam er heraus und erkundete die Insel. Sie wies jede Art von Blumen und Früchten auf, die einem nur einfallen; alles wuchs gleichzeitig. Da gab es goldene Orangen und weiße Orangenblüten, rosa Apfelblüten und rote Äpfel, Kirschen und Kirschblüten, Erdbeerblüten und Erdbeeren – alles wuchs gleichzeitig, wild und süß.

Im Hinterkopf erinnerte sich Philip, daß er zu irgendeiner Zeit von einer Insel gehört hatte, auf der Früchte und Blüten gleichzeitig wuchsen, aber das war alles, woran er sich erinnern konnte. Er ging durch die lieblichen Obstgärten und kam an einen See. Er war gefroren. Und Philip erinnerte sich, daß es auf der Insel, von der er gehört hatte, einen See gab, geeignet zum Schlittschuhlaufen, selbst wenn die Blüten und Früchte an den Bäumen waren. Dann kam er zu einem kleinen Sommerhaus, das gänzlich aus Stachelschweinstacheln gebaut war wie Helens Federkasten.

Und da wußte er. Alle diese Wunder befanden sich auf der Insel, die er und Helen vor langer Zeit erfunden hatten – die Insel, von der sie Karten zu zeichnen pflegte.

„Es ist unsere ureigene Insel,“ sagte er und ein wunderbares Gefühl, zu Hause zu sein, durchglühte ihn, warm und herrlich. „Wir haben gesagt, daß niemand sonst hier herkommen soll! Deshalb konnte die Prätendesse nicht landen. Und deshalb nennt man sie die Insel-auf-die-man-nicht-gehen-darf. Ich werde den Brötchenbaum finden und etwas zu essen haben und dann gehe ich zum Bootshaus und hole die *Geölter Blitz* heraus und fahre zurück zu Lucy. Ich wünschte, ich könnte sie herholen. Aber natürlich kann ich es nicht, ohne Helen zu fragen.“

Die *Geölter Blitz* war die magische Jacht, die Helen für die Insel erfunden hatte.

Er fand bald einen Busch, dessen Früchte Brötchen waren, und in der Nähe wuchs ein Marmeladentortebaum. Ihr habt keine Ahnung, wie schön Marmeladentorten schmecken können, wenn ihr sie nicht selbst gepflückt habt, frisch und klebrig vom Baum. Sie sind so klebrig wie Roßkastanienknospen und viel schöner zu essen.

Als er zum Bootshaus ging, wurde er immer glücklicher, indem er alle Orte, einen nach dem anderen, wiedererkannte, die er und Helen geplant und auf der Karte markiert hatten. Er kam an dem Haus aus Marmor und Gold vorbei, auf dessen Tor „Palast des Königs“ gemalt war. Er sehnte sich danach, es zu erkunden,

aber der Gedanke an Lucy trieb ihn weiter. Als er einen schmalen belaubten Waldweg hinunter zum Bootshaus ging, kam er an der Tür des lieben kleinen, strohgedeckten Häuschens vorbei (mit „Palast der Königin“ beschriftet), das das Haus war, von dem Helen beharrlich behauptet hatte, ihr gefalle es für sie selbst am besten.

„Wie hübsch es ist. Ich wünschte, Helen wäre hier,“ sagte er; „sie hat geholfen, es zu machen. Ich hätte ohne sie nie an es gedacht. Sie sollte hier sein,“ sagte er. Damit fühlte er sich plötzlich sehr einsam und sehr traurig. Und als er weiterging und sich fragte, ob in all dieser magischen Welt es nicht irgendwie eine Magie gebe, die stark genug wäre, Helen herzubringen, damit sie die Insel sah, die ihr Ureigenstes war, und ihr Einverständnis gab, daß er Lucy herbrachte, bog er um eine Ecke des Waldwegs und lief direkt in die Arme von – Helen.



*Er lief direkt in die Arme von Helen.*



## Kapitel IX

### *Auf der Geölter Blitz*

„Aber wie bist du hier hergekommen?“ sagte Philip in Helens Armen auf der Insel.

„Ich bin einfach auf der anderen Seite eines Traums hinausgegangen,“ sagte sie; „wie konnte ich nicht kommen, wenn die Tür offenstand und du mich so sehr wolltest?“

Und Philip sagte nur: „Ach, Helen!“ Er konnte keine anderen Worte finden, aber Helen verstand. Sie verstand immer.

„Komm,“ sagte sie, „sollen wir in deinen Palast gehen oder in meinen? Ich möchte Abendbrot und wir haben unser kleines blau-weißes Teeservice. Ja, ich weiß, daß du dein Abendessen hattest, aber es wäre ein Vergnügen, daß ich meines bekomme und vielleicht wirst du wieder hungrig sein, ehe wir es kriegen.“

Sie gingen in das strohgedeckte Häuschen, das Helens Palast war, weil Philip in so vielen großen Gebäuden gewesen war, daß es ihm für eine Weile reichte. Das Haus hatte einen weiten Schornstein und eine offene Feuerstelle und sie saßen an ihr und machten den Toast und Philip vergaß beinahe, daß er jemals Abenteuer erlebt hatte und daß der Toast auf einer Feuerstelle gemacht wurde, deren blauer Holzrauch sich zwischen den zauberhaften Baumwipfeln einer magischen Insel emporkräuselte.

Und bevor sie schlafen gingen, hatte er ihr alles über alles erzählt.

„Ach, ich bin so froh, daß du gekommen bist!“ sagte er immer wieder; „es ist so einfach, es dir *hier* zu erzählen, mit all der ständigen Magie. Ich glaube nicht, daß ich dir im Gutshaus jemals hätte etwas erzählen können mit all den Dienstboten ringsum und dem – ich meine Mr. Graham, und alles nicht so magisch, wie es vielleicht sein könnte. Ach, Helen! Wo ist Mr. Graham? Wird er es nicht hassen, daß du von ihm weggegangen bist?“

„Er ist auch durch eine Traumtür gegangen,“ sagte sie, „um Lucy zu sehen. Aber er weiß nicht, daß er wirklich gegangen ist. Er denkt, es sei ein Traum, und er wird mir davon erzählen, wenn wir beide aufwachen.“

„Wann seid ihr schlafen gegangen?“ sagte Philip.

„In Brüssel. Dieses Telegramm ist noch nicht angekommen.“

„Ich verstehe nichts von der Zeit,“ sagte Philip nachdrücklich, „und ich werde es niemals. Hör mal, Helen, ich war gerade dabei, nach der *Geölter Blitz* zu sehen, um mit ihr auf eine Entdeckungsreise zu gehen und Lucy zu finden.“

„Ich glaube nicht, daß du das brauchst,“ sagte sie; „ich bin, kurz bevor ich dich getroffen habe, auf der Insel einem Papagei begegnet und der hat sich selbst ein Gedicht aufgesagt.“

„Das würde er,“ sagte Philip, „wenn er lebt. Ich bin jedoch froh, *daß* er lebt. Was hat er gesagt?“

„Es war etwas wie das hier,“ sagte sie und legte ein Holzsplit auf's Feuer.

*Philip und Helen  
sind umschlossen von Wellen,  
hurra.*

*Sie sagen, die Insel soll sein  
nur für sie beide allein.  
Hurra, hurra, hurra.*

*Und bis irgendwann  
die Arche kommt an,  
für die beiden noch mag  
eine schöne Zeit sein  
auf der Insel allein  
bis zu dem Schenkungstag.  
Hurra.*

*Und wenn dann spricht das schenkende Wort,  
werden sie folgsam es hören,  
und wenn Leute kommen,  
denen das Heim war genommen,  
dann schenken die Insel sie fort.  
Hurra.*

*Die Insel voller Blüten,  
mit Früchten wie aus Mythen,  
ein waldiger, flußreicher Ort.  
Die Insel, die ihr Eigen,  
sie seufzen, lächeln, schweigen,  
die Insel, sie schenken sie fort.*

„Was für ein Unsinn!“ sagte Philip. „Das werde ich niemals machen.“

„Schon gut, mein Pipkin,“ sagte Helen fröhlich; „ich habe es dir nur erzählt, um zu zeigen daß von dir erwartet wird, hierzubleiben. ‚Philip und Helen sind umschlossen von Wellen.‘ Und jetzt, was ist mit Bett?“

Sie verbrachten eine ganze Woche auf der Insel. Sie war genau alles das, was sie sich von einer Insel wünschen konnten, natürlich, weil sie sie selbst geschaffen hatten, und sie wußten natürlich genau, was sie wollten. Ich kann diese Woche nicht beschreiben. Ich weiß nur, daß Philip sie niemals vergessen wird. Denkt einfach an all die Dinge, die ihr auf einer magischen Insel tun könnt, wenn ihr mit euren Liebsten dort seid, und ihr werdet wissen, wie Philip die Zeit verbrachte.

Er genoß jede Minute jeder Stunde jedes Tages und, das Beste von allem, diese Woche ließ ihn verstehen, wie nichts anderes es hätte machen können, daß Helen immer noch zu ihm gehörte und daß ihre Ehe mit Mr. Graham sie nicht weniger zu Philips ureigener Helen gemacht hatte.

Und dann kam ein Tag, an dem Philip, der an einem Magnolienbaum schaukelte, aufs Meer hinausschaute und rief: „Ein Segel! Ein Segel! Ach, Helen, hier kommt die Arche! Jetzt ist alles vorbei. Laß Lucy bei uns bleiben und die anderen Leute wegschicken,“ fügte er hinzu, indem er mit sehr ernstem Gesicht den Baumstamm herunterrutschte.

„Aber das können wir nicht, Lieber,“ erinnerte ihn Helen. „Die Insel gehört uns, wie du weißt, und solange sie uns gehört, kann niemand auf ihr landen. Wir haben es doch so eingerichtet.“

„Dann können sie nicht landen?“

„Nein,“ sagte Helen.

„Können wir nicht die Regelung ändern und sie landen lassen?“

„Nein,“ sagte Helen.

„Ach, das *ist* aber schade,“ sagte Philip, „weil die Insel *der* Ort für die Insulaner ist, nicht wahr?“

„Ja,“ sagte Helen, „und es gibt hier keine Angst vor dem Meer; erinnerst du dich, daß wir es so eingerichtet haben, als wir die Insel machten?“

„Ja,“ sagte Philip. „Ach, Helen, ich *möchte* es nicht.“

„Dann mach's nicht,“ sagte Helen.

„Ah, aber ich *möchte* es doch auch.“

„Dann mach's.“

„Aber verstehst du nicht, wenn du gleichzeitig willst und nicht willst, was sollst du machen? Es gibt so vieles zu bedenken.“

„Wenn es so ist, dann gibt es etwas, an das du nicht denken darfst,“ sagte sie.

„Was?“ fragte Philip.

„Dich selbst,“ sagte sie sanft.

Da herrschte Schweigen und dann umarmte Philip plötzlich seine Schwester und sie ihn.

„Ich werde sie ihnen geben,“ sagte er; „es hat keinen Zweck. Ich weiß, ich sollte es. Wenn ich es nicht mache, werde ich mich nur unbehaglich fühlen.“

Helen lachte. „Mein allerbesten Junge!“ sagte sie. Und sah ein wenig traurig aus. „Junge meines Herzens,“ sagte sie, „du weißt, daß es nicht nur das Aufgeben unserer Insel ist. Wenn wir sie weggeben, muß ich gehen. Sie ist der einzige Ort, zu dem es eine Tür in meinen Träumen gibt.“

„Ich kann dich nicht gehen lassen,“ sagte er.

„Aber du hast deine Taten zu vollbringen,“ sagte sie, „und ich kann dir dabei nicht helfen. Lucy kann dir helfen, aber nicht ich. Jetzt magst du Lucy, stimmt's?“

„Ach, ich habe nichts gegen sie,“ sagte Philip, „aber *du* bist es, die ich will, Helen.“

„Denke nicht daran,“ ermahnte sie ihn. „Denke an das, was die Insulaner wollen. Denke daran, was es für sie bedeutet, die Insel zu haben, hier immer zu leben, sicher vor der Furcht.“

„Es gibt noch drei weitere Taten,“ sagte Philip trübsinnig; „ich glaube nicht, daß ich jemals weitere Abenteuer haben möchte, solange ich lebe.“

„Du wirst sie immer haben wollen,“ sagte sie und lachte ihn sanft aus, „immer. Und jetzt laß uns die Sache anständig erledigen und ihnen ein prächtiges Willkommen bieten. Gib mir einen Kuß und dann wollen wir zusammen haufenweise Rosen sammeln.“

Also küßten sie sich. Aber Philip war wirklich sehr unglücklich, obwohl er das Gefühl hatte, ziemlich nobel zu sein und daß Helen es auch dachte, was natürlich ein großer Trost war.

Es gab von diesem Gespräch noch eine Menge mehr, als ich niedergeschrieben habe. Philip und Helen hatten kaum Zeit gehabt, Girlanden aus rosa Rosen an den Kaianlagen aufzuhängen, wo die *Geölter Blitz*, diese perfekte Jacht, vor Anker lag, ehe der stumpfe Bug der Arche schwer gegen den Kai stieß – und die beiden ließen die Reste der Rosen fallen und lächelten und winkten der Gruppe auf dem Deck der Arche zu.

Die erste Person, die sprach, war Mr. Perrin, der wie ein Clown rief: „Da sind wir wieder!“

Dann sagte Lucy: „Wir wissen, daß wir nicht landen können, aber das Orakel hat gesagt, wir sollten kommen und wir sind gekommen.“ Sie lehnte sich über die Reling, um zu flüstern: „Wer ist dieses perfekte Schätzchen neben dir?“

Philip antwortete laut: „Das ist meine Schwester Helen – Helen, das ist Lucy.“

Die beiden schauten einander an und dann streckte Helen die Hände aus und sie und Lucy küßten sich.

„Ich wußte, daß ich dich mögen würde,“ flüsterte Lucy, „aber ich wußte nicht, daß ich dich so sehr mögen würde.“

Mr. Noah und Mr. Perrin verneigten sich vor Helen, ein bißchen steif, aber trotzdem sehr herzlich und ganz überraschend ohne überrascht zu sein. Und der LordOberInsulaner schaute sie mit seinem freundlich fröhlichen Schuljungengesicht an.

„Wenn ihr an Bord kommen möchtet,“ sagte Mr. Noah höflich, „können wir zum Festland zurückkehren und ich würde dir die restlichen Taten erklären.“

„Sag’s ihnen, Pip,“ sagte Helen.

„Wir möchten nicht an Bord kommen – im Moment,“ sagte Philip schüchtern. „Wir möchten, daß ihr an Land kommt.“

„Niemand darf auf der Insel landen außer zwei,“ sagte Mr. Noah. „Ich bin froh, daß ihr die zwei seid. Ich befürchtete, daß einer der zwei die Prätendesse sein könnte.“

„Wohl kaum,“ sagte Philip. „Sie gehört Helen und mir. Wir haben sie gemacht und wir wollen sie den Insulanern geben, um sie zu behalten. Als ihr Ureigenes,“ fügte er im Gefühl hinzu, es wäre für jeden schwer zu glauben, daß solch ein herrliches Geschenk wirklich einfach so gemacht wurde, ohne Ansprachen, als ob es ein kleines Geschenk eines Bleistiftanspitzers oder eines Kreisels wäre. Er hatte recht.

„Um sie zu behalten?“ sagte der LordOberInsulaner; „als unser Ureigenes? Für immer?“

„Ja,“ sagte Philip. „Und es gibt hier keine Furcht. Ihr werdet jetzt wirklich ‚glückliche Scharen‘ sein.“

Für einen Moment sagte niemand etwas, obwohl alle Gesichter ausdrucksvoll waren. Dann sprach der LordOberInsulaner.

„Na,“ sagte er, „von allen pfundigsten Pfunds- –“ und konnte nicht weitersprechen.

„Es gibt eine Menge Häuser,“ sagte Philip, „und Platz für alle Tiere und die Insel hat einen Umfang von fast fünfzig Kilometern, so daß es viel Platz für die Tiere und alles gibt.“ Er fühlte sich glücklicher als jemals in seinem Leben.

Geschenke machen ist immer angenehm und dieses war solch ein großes und schönes Geschenk und er liebte es so.

„Ich habe immer gesagt, daß Master Pip ein Gentleman ist, und ich werde es immer sagen,“ bemerkte Mr. Perrin.

„Ich gratuliere dir,“ sagte Mr. Noah, „und ich bin glücklich, bekanntgeben zu können, daß deine fünfte Tat nun vollbracht ist. Erinnerst du dich an unsere leeren silbernen Obstschalen? Deine fünfte Tat bestand darin, Polistarchia mit Obst zu versorgen. Diese Insel ist der einzige Ort im Reich, wo Früchte wachsen. Die Arche wird dazu dienen, das Obst zum Festland zu transportieren, und die Vollbringung dieser Tat erhebt dich in den Rang eines Herzogs.“

„Philip, du bist ein Lieber,“ flüsterte Lucy.

„Halt den Mund,“ sagte Philip heftig.

„Dreimal Hoch,“ sagte eine vertraute Stimme, „auf den Herzog der Geber.“

„Dreimal Hoch,“ wiederholte der LordOberInsulaner, „auf den Herzog der Geber.“

Was für ein Jubel! Alle Insulaner riefen „Hoch!“ und die Magister und Lucy und Mr. Perrin und Mr. Noah und aus dem Inneren der Arche kamen enthusiastisches Gebell und Gegrünze und Gequieke – denn die Tiere machten mit, so gut sie konnten. Tausende Möwen, die auf weißen Flügeln oben in der Sonne kreisten, fügten ihre Schreie dem allgemeinen Chor hinzu. Und als das letzte Hoch verklang, sagte eine kleine vertraute Stimme: „Gut gemacht, Philip! Ich bin stolz auf dich.“

Es war der Papagei, der auf der Takelage der *Geölter Blitz* saß und mit den Hochrufen angefangen hatte.

„Somit ist alles in Ordnung,“ sagte er, flatterte auf Philips Schulter und fügte hinzu: „Ich habe gehört, daß du die ganze Woche auf der Insel nach mir gerufen hast. Aber ich spürte, daß ich Ruhe brauchte. Ich habe zuviel geredet. Und diese Prätendesse! Und dieser Käfig! Ich versichere dir, ich brauchte ein bißchen Zeit, um über meine Abenteuer hinwegzukommen.“

„Wir haben alle unsere Abenteuer gehabt,“ sagte Mr. Noah sanft. Und Helen sagte: „Wollt ihr nicht an Land kommen und von der Insel Besitz ergreifen? Wir wollen doch so gern unsere jeweiligen Abenteuer hören.“

„Du zuerst,“ sagte Mr. Noah zum LordOberInsulaner, der sehr feierlich an Land ging.

Als Helen ihn kommen sah, küßte sie plötzlich Philip, und als der Fuß des LordOberInsulaners das Ufer dieser verzauberten Insel berührte, verschwand Helen schlicht und einfach.

„Ach!“ rief Philip, „ich wünschte, ich hätte es nicht gemacht.“ Und sein Mund zitterte, wie es die Münder von Mädchen machen, wenn sie gleich anfangen zu weinen.

„Je mehr dich ein Geschenk kostet, desto mehr ist es wert,“ sagte Mr. Noah. „Das hier hat dich so viel gekostet, daß es das großartigste Geschenk auf der Welt ist.“

„Ich weiß,“ sagte Philip; „richtet euch häuslich ein, ja?“ gelang ihm nur zu sagen. Und dann fand er, daß er nichts mehr sagen konnte. Er drehte sich einfach um und ging in den Wald. Und als er allein auf einer grünen Lichtung war, warf er sich aufs Gesicht und lag lange Zeit da, ohne sich zu rühren. Es war solch eine glückliche Woche gewesen. Und er war der Abenteuer so überdrüssig.

Als er schließlich mit einer Miene der Endgültigkeit schniefte und den Kopf hob, war das erste, was er sah, Lucy, die ganz still mit dem Rücken zu ihm dasaß.

„Hallo!“ sagte er ziemlich verärgert, „was machst du hier?“

„Sage die Multiplikationstabelle auf,“ sagte Lucy prompt und wandte den Kopf, „um nicht einmal an dich zu denken. Und ich habe mich nicht einmal umgedreht. Ich wußte, daß du allein sein wolltest. Aber ich wollte hier sein, wenn du damit fertig bist, allein zu sein. Verstehst du? Ich habe dir etwas zu sagen.“

„Schieß los,“ sagte Philip immer noch mürrisch.

„Ich finde, daß du vollkommen großartig bist,“ sagte Lucy sehr ernst, „und ich möchte, daß echte Pax für immer herrscht. Und ich werde dir beim Rest der Abenteuer helfen. Und wenn du sauer bist, versuche ich, mir nichts daraus zu machen. Napoleon war manchmal sauer, glaube ich,“ fügte sie nachdenklich hinzu, „und Julius Caesar.“

„Ach, das ist schon in Ordnung,“ sagte Philip ganz linkisch.

„Dann werden wir richtige Kumpel sein?“

„Oh ja, wenn du möchtest. Nur – ich habe nichts gegen das hier gerade und ich finde es sehr anständig von dir, herzukommen und mit dem Rücken zu mir dazusitzen – ich hasse nur Geschmeichel.“

„Ja,“ sagte Lucy gehorsam, „ich weiß. Aber manchmal hat man das Gefühl, man müsse ein bißchen schmeicheln, sonst platzt man vor Bewunderung. Und ich habe deine richtigen Kleider in einem Bündel mitgebracht. Ich habe sie immer bei mir gehabt, seit die Burg der Insulaner weggespült worden ist. Hier sind sie.“

„Also *das* nenne ich ein Ding,“ sagte er. „Die Seegrastunika geht hier in Ordnung, aber man kann nie wissen, was man vielleicht durchmachen muß, wenn man auf Abenteuer geht. Da können Dornen oder Schlangen oder sonstwas sein. Ich bin auch mächtig froh, meine Stiefel wiederzuhaben. Hör mal, komm mit. Wir gehen zu Helens Palast und bereiten ein Bankett vor. Ich weiß, daß es ein Bankett geben muß. Hier gibt es immer eins. Ich kenne diesen erstklassigen Brötchenbaum ganz in der Nähe.“

„Die Kokoseispflanzen sahen schön aus, als ich vorbeikam,“ sagte Lucy. „Was für eine reizende Insel das ist. Und du hast sie gemacht!“

„Kein Geschmeichel,“ sagte Philip warnend. „Helen und ich haben sie gemacht.“

„Sie ist herzallerliebste,“ sagte Lucy.

„Na schön,“ sagte Philip resignierend, „wenn du schmeicheln muß, schmeichle ihr.“

Das Bankett bot alles, was ihr euch an Interessantem und Prächtigem vorstellen könnt. Und Philip war natürlich der Held der Stunde. Und als das Bankett beendet war und der letzte Gast zu seinem eigenen Haus gegangen war – denn die Häuser auf der Insel waren natürlich alle bezugsfertig, mit dem größten Komfort eingerichtet, mit Nadelkissen voller Nadeln in jedem Zimmer –, setzten sich Mr. Noah, Lucy und Philip auf die Terrassenstufen zwischen den rosa Rosen für ein letztes kleines Gespräch.

„Weil,“ sagte Philip, „wir gleich am frühen Morgen aufbrechen werden. Würden Sie mir deshalb bitte mitteilen, was die nächste Tat ist, die ich zu tun habe?“

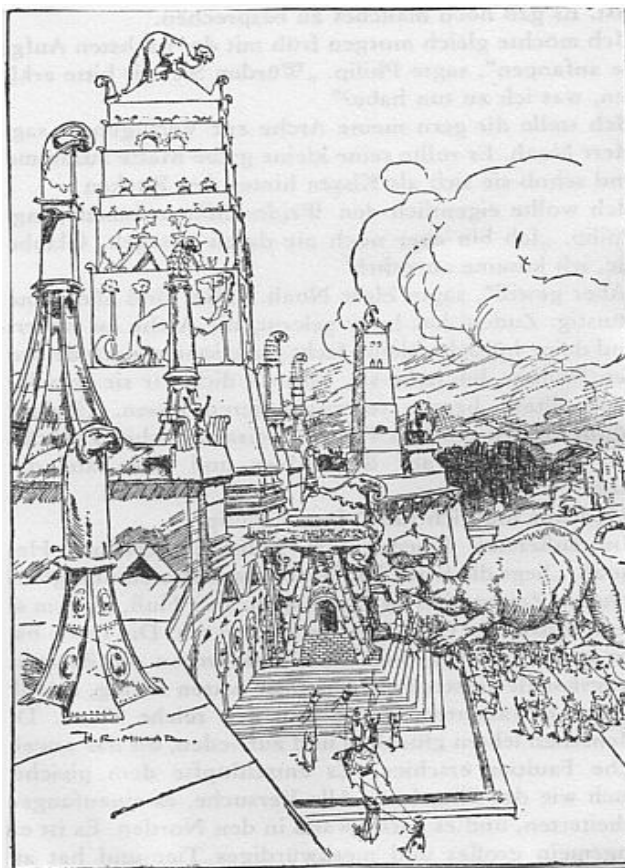
„Willst du mit der Arche fahren?“ fragte Mr. Noah und rollte seine gelbe Matte auf, um eine Ellbogenstütze zu haben und sich auf sie zu lehnen; „es würde mich freuen.“

„Ich dachte,“ sagte Philip, „wir könnten mit der *Geölter Blitz* fahren. Ich bin nämlich noch nie mit ihr gesegelt.. Glauben Sie, ich könnte es?“

„Natürlich kannst du,“ sagte Mr. Noah, „und wenn nicht, kann Lucy es dir zeigen. Deine bezaubernde Jacht wird nach genau demselben Prinzip gesteuert wie die Arche. Und in diesem Land sind alle Winde günstig. Du wirst die Jacht angemessen verproviantiert finden. Und ich darf hinzufügen, daß ihr den Weg zur nächsten Tat überwiegend zu Wasser zurücklegen könnt – zuerst auf dem Meer und dann auf dem Fluß.“

„Und was,“ fragte Philip, „ist die nächste Tat?“

„Im äußersten Norden Polistarchias,“ sagte Mr. Noah belehrend, „liegt eine Stadt namens Somnolentia. In glücklicheren Tagen hieß sie Munterbach. Damals strömte ein Fluß durch die Stadt; ein reißender Fluß, der viel Gold aus den Bergen mitbrachte. Die Leute arbeiteten sehr schwer, um das Flußbett von den Goldklumpen freizuhalten, die fortwährend drohten, es zu verstopfen. Ihre Felder waren damals gut bewässert und fruchtbar und die Einwohner waren fröhlich und glücklich. Als aber das Flügelroß aus dem Buch gelassen wurde, kam auch ein Großes Faultier heraus. Es entging allen Bemühungen, es in Gewahrsam zu nehmen, und reiste in den Norden. Es ist ein sehr großes und beeindruckendes Tier und durch irgendwelche Mittel, entweder Furcht oder Bewunderung, erreichte es die komplette Herrschaft über die Bewohner von Munterbach. Es brachte sie dazu, ihm einen Tempel aus massivem Gold zu bauen,



*Es brachte sie dazu, ihm einen Tempel aus massivem Gold zu bauen.*

und während sie das machten, verstopfte das Flußbett und der Fluß wurde in ein anderes Bett fern von der Stadt umgeleitet. Seither ist der Ort verfallen. Die Felder sind verdorrt und unbestellt. Wasser, das die Leute zum Trinken brauchen, wird mit großen Mühen aus einem Brunnen gepumpt. Waschen findet schockierend selten statt.“

„Sollen wir den dreckigen Burschen das Waschen beibringen?“ fragte Philip voller Abscheu.

„Unterbrich nicht,“ sagte Mr. Noah. „Du zerreißt den Faden meiner Erzählung. Wo war ich?“

„Beim seltenen Waschen,“ sagte Lucy; „aber wenn die Felder verdorrt sind, wovon leben sie denn?“

„Von Ananas,“ erwiderte Mr. Noah, „die frei wächst und nicht viel Wasser braucht. Sie zu ernten ist die einzige Tätigkeit dieses heruntergekommenen Volkes. Ananas wird nicht für Obst gehalten, sondern für Gemüse.“ fügte er schnell hinzu, als er auf Philips Lippen eine weitere Frage beben sah. „Was von ihrer wachen Zeit nach dem Ernten und Essen der Ananas übrig bleibt, verbringen sie mit Chorgesängen zu Ehren des Großen Faultiers. Und selbst diese Zeit ist kurz, denn sein Einfluß auf die Somnolentianer ist so groß, daß wenn es schläft, sie auch schlafen, und,“ fügte Mr. Noah ausdrücklich hinzu, „es schläft fast die ganze Zeit. Deine Tat besteht darin, ein Mittel zu ersinnen, das Große Faultier wach und beschäftigt zu halten. Und ich glaube, dieses Werk ist wie für dich geschaffen. Wenn ihr das Große Faultier unschädlich gemacht habt, könnt ihr euch hier bei mir melden. Ich werde hier ein bißchen Zeit verbringen. Ich brauche Urlaub. Der Papagei wird euch begleiten. Er kennt sich so gut aus wie jeder Vogel im Land. Gute Nacht. Und viel Glück! Ihr werdet entschuldigen, daß ich nicht zum Frühstück komme.“

Und am nächsten Morgen im Frühtau gingen Philip, Lucy und der Papagei an Bord der Jacht und lösten sie von ihrem Liegeplatz und Lucy zeigte Philip, wie man steuerte, und der Papagei saß auf dem Mast und rief Anweisungen herunter.

Sie fuhren auf die Mündung eines Flusses zu („Ich habe nie einen Fluß gebaut,“ sagte Philip. „Nein,“ sagte der Papagei, „er ist aus dem Gedichtbuch gekommen.“) Und als sie hungrig waren, ließen sie den Anker hinunter und gingen in die Kabine zum Frühstück. Und zwei Leute sprangen ihnen entgegen, wobei sie mit der Heftigkeit ihrer Begrüßung beinahe Lucy umwarfen. Die beiden Leute waren Max und Brenda.

„Ach, ihr lieben Hunde,“ rief Lucy und Philip tätschelte sie, mit jeder Hand einen, „wie seid ihr nur hergekommen?“

„Es war eine kleine Überraschung von Mr. Noah,“ sagte der Papagei.

Max und Brenda winselten und bellten und freuten sich überschwänglich.

„Ich wünschte, wir könnten verstehen, was sie sagen,“ meinte Lucy.

„Wenn ihr das magische Wort kennen würdet, dem das Flügelroß gehorcht,“ sagte der Papagei, „könntet ihr es sagen und dann würdet ihr alle tierischen Sprachen verstehen. Nur darf ich es euch natürlich nicht verraten. Es ist eines der elf Mysterien.“

„Aber ich kenne es,“ sagte Philip und flüsterte das Wort sofort in das winzige seidige Ohr Brendas und dann in das längere seidige Ohr von Max und sogleich –



„Oh, meine Lieben!“ hörten sie Brenda mit leiser, schrill aufgeregter Stimme sagte, „oh, meine Allerliebsten! Wir sind so entzückt, euch zu sehen. Ich bin nur ein armes, kleines, treues Hundchen; ich bin nicht klug, wißt ihr, aber meine liebevolle Natur macht mich beinahe verrückt vor Freude, meinen lieben Herrn und meine liebe Herrin wiederzusehen.“

„Sehr erfreut, Sie zu sehen, Sir,“ sagte Max mit ausgeprägter Höflichkeit. „Ich hoffe, Sie fühlen sich hier wohl. Es gibt keine solche Geborgenheit für einen Hund, wie bei seinem Herrn zu sein.“

Und damit ließ er sich nieder und schlief ein und die anderen frühstückten. Es macht ziemlichen Spaß, auf Jachten zu kochen. Und da war etwas Neues und Reizendes in Brendas zierlicher Art, sich aufzusetzen, zu betteln und gleichzeitig zu sagen: „Ich *hasse* es so, meine lieben Gebieter zu behelligen, aber wenn ihr noch ein *winziges* Stückchen Speck übrig hättet – oh, *danke*, wie gut und großzügig ihr seid!“

Sie steuerten die Jacht erfolgreich in den Fluß, der jetzt in den Schatten eines Tropenwaldes floß. Auch aus einem Buch.

„Ihr könntet in der Nacht weiterfahren,“ sagte der Papagei, „wenn die Hunde unter meiner Anleitung steuern. Ihr könntet ein Ende eines Seils an ihren Halsbändern festmachen und das andere am Steuerruder. Es ist einfacher als Bratspieße drehen.“

„Begeistert!“ sagte Max, „aber es versteht sich natürlich, daß wir durch den Tag schlafen?“

„Natürlich,“ sagten alle. Also war das geregelt. Und die Kinder gingen schlafen.

Es war mitten in der Nacht, als der Papagei Philip mit seiner üblichen sanften Schnabelberührung weckte. Dann –

„Wach auf,“ sagte er, „das ist nicht der richtige Fluß. Es ist nicht die richtige Richtung. Nichts ist richtig. Das Schiff ist ganz falsch. Ich fürchte sehr, daß jemand ein Buch aufgeschlagen hat und dieser Fluß herausgekommen ist.“

Philip eilte aufs Deck und starrte im Licht der Lampen in der Kabine auf die Flußufer. Zumindest hielt er nach ihnen Ausschau. Aber es gab keine Ufer. Stattdessen erhoben sich auf jeder Seite steile und zerklüftete Klippen und über ihnen befand sich an Stelle eines Sternenhimmels ein großes gewölbtes Dach einer Höhle, die von Feuchtigkeit glänzte und rabenschwarz war.

„Wir müssen umkehren,“ sagte Philip. „Das gefällt mir überhaupt nicht.“

„Unglücklicher Weise,“ sagte der Papagei, „gibt es keinen Platz zum Umkehren und die *Geölter Blitz* ist nicht fürs Rückwärtsfahren gebaut.“

„Oh je,“ flüsterte Brenda, „ich wünschte, wir wären nicht hergekommen. Liebe kleine Hunde sollten behaglich umsorgt und nicht auf einem garstigen Schiff losgeschickt werden, das nicht umkehren kann, wenn es gefährlich wird.“

„Meine Liebe,“ sagte Max mit bedächtiger Festigkeit, „liebe kleine Hunde können sich jetzt nicht helfen. Deshalb sollten sie lieber nach Möglichkeiten Ausschau halten, wie sie ihren Gebietern helfen können.“

„Aber was können wir denn *tun*?“ fragte Philip ungeduldig.

„Ich fürchte,“ sagte der Papagei, „daß wir nichts tun können als weiterfahren. Wenn dieser Fluß in einem Buch ist, wird er irgendwo hinauskommen. Kein Fluß in einem Buch fließt stets unterirdisch und bleibt dort.“

„Ich werde Lucy nicht aufwecken,“ sagte Philip, „sie könnte sich fürchten.“

„Brauchst du nicht,“ sagte Lucy; „sie ist wach und fürchtet sich nicht mehr als du.“

(„Hörst du das,“ sagte Max zu Brenda, „nimm dir ein Beispiel an ihr, meine Liebe!“)

„Aber wenn wir in die falsche Richtung fahren, werden wir nicht zu dem Großen Faultier kommen,“ fuhr Lucy fort.

„Früher oder später, auf die eine oder andere Art, werden wir zu ihm gelangen,“ sagte der Papagei, „und für ein Großes Faultier hat Zeit keine Bedeutung.“

Es war jetzt sehr kalt und unsere Reisenden waren froh, sich in die Flaggen alle Nationen wickeln zu können, mit denen die Jacht großzügig ausgestattet war. Philip machte eine Art Überwurf aus dem Union Jack und dem alten Wappen Englands mit den Lilien und Löwen und Lucy trug die japanische Flagge als Schal. Sie sagte, das Bild der Sonne auf ihr lasse sie sich warm fühlen. Aber Philip zitterte unter seinen komplizierten Kreuzen und Löwen, als die *Geölter Blitz* über die dunkle Strömung zwischen den dunklen Wänden und unter dem dunklen Dach der Höhle weitersauste.

„Kopf hoch,“ sagte der Papagei. „Denk daran, was für eine Menge Abenteuer du erlebst, die niemand sonst jemals erlebt hat; denk daran, was für eine Menge du den anderen Jungs zu erzählen haben wirst, wenn du zur Schule gehst.“

„Die anderen Jungs würden kein Wort davon glauben,“ sagte Philip trübsinnig. „Ich auch nicht, es sei denn, ich wüßte, daß es wahr ist.“

„Was ich denke,“ sagte Lucy, indem sie das gelbe Licht der Lampen beobachtete, das am Dach entlang voraneilte, „ist, daß wir Leuten das nicht werden erzählen wollen. Es wird uns einfach genügen, es selbst zu wissen und darüber zu sprechen, nur Philip und ich unter uns.“

„Nun, was das betrifft – “ begann zweifelnd der Papagei, als er abbrach, um zu rufen: „Täuschen sich meine Krallen oder gibt es eine merkwürdige Vibration und spürbare Akzeleration der Velocitas?“

„Was?“ sagte Philip, was kein Benehmen war, und er wußte es.

„Er meint,“ sagte Max gleichmütig, „ob wir nicht ziemlich schnell und zittrig fahren.“

Das machten wir gewiß. Die *Geölter Blitz* fuhr diesen unterirdischen Kanal immer schneller entlang und ruckte und erzitterte ab und zu.

„Ach,“ winselte Brenda, „das ist ein schrecklicher Platz für liebe kleine Hunde!“

„Philip!“ sagte Lucy leise, „ich weiß, daß etwas passiert. Etwas Schreckliches. Wir sind doch Freunde, stimmt’s?“

„Ja,“ sagte Philip fest.

„Dann wünsche ich mir, daß du mich küßt.“

„Ich kann dich genauso gern haben ohne das.“ sagte Philip unbehaglich. „Leute küssen – das ist albern, findest du nicht?“

„Niemand hat mich geküßt, seit Papa weggegangen ist,“ sagte sie, „außer Helen. Und dir macht es nichts aus, Helen zu küssen. Sie *hat* gesagt, du würdest mich als deine Schwester adoptieren.“

„Ach! Na gut,“ sagte Philip und legte den Arm um sie und küßte sie. Sie fühlte sich in seinem Arm so klein und hilflos und knochig an, daß sie ihm leid tat und er sie wieder freundlicher küßte und dann, indem er den Arm zurückzog, sie aufmunternd auf den Rücken schlug.

„Sei ein Mann,“ sagte er in kameradschaftlichem und ermutigendem Ton. „Ich bin absolut sicher, daß nichts passiert. Wir fahren nur durch einen Tunnel und bald werden wir wieder ins Freie kommen, wo Himmel und Sterne wie gewohnt da sind.“

Er sagte das, während er am Bug neben Lucy stand, und als er sprach, umklammerte sie seinen Arm.

„Oh, schau nur,“ flüsterte sie, „oh, hör nur!“

Er hörte. Und er hörte ein dumpfes, hallendes Brüllen, das immer lauter wurde. Und er schaute. Das Licht der Lampen schien voraus auf das dunkle, glänzende Wasser und dann ganz plötzlich schien es nicht auf das Wasser, weil kein Wasser da war, auf das es scheinen konnte. Nur große leere, schwarze Dunkelheit. Ein riesiges Loch voraus, in das sich der Fluß ergoß. Und jetzt befanden sie sich am Rand der Kluft. Die *Geölter Blitz* erzitterte und machte einen Satz und hing für einen lang erscheinenden Moment auf dem Rand des Abhangs, in den sich der unterirdische Fluß in einem glatten Strom stürzte, ganz so wie gegossener Sirup, über das, was sich wie der Rand von allem Festen anfühlte.



*Stürzte mit dem Bug voran über den Rand*

Der Moment endete und die kleine Jacht mit Philip, Lucy, dem Papagei und den beiden Hunden stürzte mit dem Bug voran über den Rand in den dunklen unbekanntem Abgrund.

„Es ist in Ordnung, Lu,“ sagte Philip in diesem Moment. „Ich passe auf dich auf.“

Und dann herrschte Stille in der Höhle – nur das rasende Brausen des großen Wasserfalls hallte in dem felsigen Gewölbe.

## Kapitel X

### Das Große Faultier

Habt ihr von Indianern gehört, die in ihren Kanus aus Birkenrinde durch Stromschnellen fahren? Und vielleicht habt ihr selbst ein Spielzeugboot in einem Bach fahren lassen und einen Damm aus Lehm gebaut und mit mehr oder weniger Geduld gewartet, bis das Wasser fast bis an die Oberkante stieg, und dann ein Stück aus dem Damm herausgebrochen und einen Wasserfall gemacht und euer Boot über den Rand treiben lassen. Ihr wißt, wie es zuerst langsam fährt, dann zögert und dann immer schneller saust. Manchmal kippt es um und manchmal zittert es und strengt sich an und bebt und schwankt von einer Seite zur anderen und schließlich richtet es sich auf und entschließt sich und eilt den Bach hinunter, um sich gewöhnlich in dem Büschel Binsen an der nächsten Biegung zu verheddern. Dies war es, was mit der guten Jacht *Geölter Blitz* geschah. Sie schoß über den Rand dieses dunklen, glatten unterirdischen Wasserfalls, hing einen langen atemlosen Moment zwischen ruhiger Luft und fallendem Wasser, glitt wie ein Blitz hinab, flitzte in den Strom unten, erzitterte, schwankte, richtete sich auf und eilte weiter. Seid ihr vielleicht die Wasserrutsche am Earl's Court hinuntergesaust? So ungefähr war es.

„Es ist – es ist alles gut,“ flüsterte Philip ziemlich zittrig. „Sie fährt ja weiter.“

„Ja,“ sagte Lucy und hielt seinen Arm sehr fest; „ja, ich bin sicher, daß sie weiterfährt.“

„Sind wir ertrunken?“ sagte ein bebendes Piepsen. „Ach, Max, sind wir wirklich ertrunken?“

„Ich glaube nicht,“ sagte Max vorsichtig. „Und wenn wir es sind, meine Liebe, können wir uns nicht durch Schreie unertrunken machen.“

„Weit entfernt,“ sagte der Papagei, der von dem Schock für einen Moment ganz sprachlos gemacht worden war. Und ihr wißt, daß ein Papagei nie durch irgendwelche Kleinigkeiten sprachlos wird. „Also können wir genauso gut versuchen, uns vernünftig zu verhalten!“ sagte er.

Die Lampen hatten sich gewiß vernünftig verhalten und verhielten sich erfreulich; durch die stürmische Luft des Falls, den wilden Platsch, als die *Geölter Blitz* unten auf den Fluß auftraf, schienen die Lampen weiter, offenbar ungestört.

„Ein Beispiel für uns alle,“ sagte der Papagei. „Ja, aber,“ sagte Lucy, „was sollen wir machen?“

„Wenn Abenteuer eine Wendung nehmen, die zu erwarten man weit entfernt ist, macht man, was man kann,“ sagte der Papagei.

„Und was ist das?“ „Nichts,“ sagte der Papagei. „Philip hat Max am Ruder abgelöst und steuert einen geraden Kurs zwischen den Ufern – wenn man sie Ufer nennen kann. Es gibt nichts anderes zu tun.“

Es gab wirklich nichts. Die *Geölter Blitz* sauste weiter durch die Dunkelheit. Lucy überlegte einen Moment und machte dann Kakao. Das war echtes Heldentum. Es munterte jeden auf einschließlich der Kakaozubereiterin selbst. Es war unmöglich zu glauben, daß etwas Schreckliches geschehen werde, wenn man dieses angenehm süße, alltägliche Getränk macht.

„Hör mal,“ bemerkte Philip, als sie ihm eine Tasse ans Ruder brachte, „ich habe nachgedacht. All das hier ist aus einem Buch. Jemand muß es herausgelassen haben. Ich weiß auch, aus welchem Buch es ist. Und wenn die ganze Geschichte aus dem Buch kommt, sind wir fein raus. Aber wir werden ewig lange weiterfahren und schließlich eine Drei-Tage-Reise von Triest entfernt herauskommen.“

„Verstehe,“ sagte Lucy und fügte hinzu, daß sie Geographie haßte. „Trink den Kakao, solange er heiß ist,“ sagte sie in mütterlichem Ton und: „Welches Buch ist das?“

„Es ist ‚Die letzte Reise der *Wildente*‘. Helen hat es mir geschenkt, kurz bevor sie wegging. Es ist ein herrliches Buch und ich habe es für das Dach des Vorhofs vom Gerichtsgebäude verwendet. Ich erinnere mich genau. Die Burschen auf der *Wildente* machten Fackeln aus Papier, das mit Paraffin getränkt war.“

„Wir haben keins,“ sagte Lucy; „außerdem beleuchten unsere Lampen alles gut. Ach! Da weint Brenda schon wieder. Sie hat keinen Funken Mut.“

Sie ging schnell zur Kabine, wo Max versuchte, Brenda mit Bemerkungen voll solider praktischer Vernunft aufzuheitern, denen Brenda keinerlei Beachtung schenkte..

„Ich wußte, wie es ein würde,“ sagte sie fortwährend mit jammernder Stimme; „ich habe es euch von Anfang an gesagt. Ich wünschte, wir wären nicht mitgekommen. Ich möchte nach Hause. Ach, was für eine schreckliche Sache, die lieben kleinen Hunden passiert.“

„Brenda,“ sagte Lucy fest, „wenn du nicht aufhörst zu jammern, kriegst du keinen Kakao.“

Brenda hörte sofort auf und wedelte bittend mit dem Schwanz.

„Kakao?“ sagte sie, „hat jemand Kakao gesagt? Meine Nerven sind so empfindlich. Ich weiß, ich bin eine Plage, lieber Max; es hat keinen Zweck, daß du so tust, als sei ich es nicht, aber es gibt nichts wie Kakao für die Nerven. Viel Zucker, bitte, liebe Lucy. Vielen herzlichen Dank! Ja, er ist genau so, wie ich ihn mag.“

„Es wird nach und nach andere Sachen zu essen geben,“ sagte Lucy. „Leute, die jammern, kriegen nichts.“

„Ich bin sicher, daß niemand auch nur davon *träumt* zu jammern,“ sagte Brenda. „Ich weiß, ich bin zu empfindlich, aber mit Freundlichkeit kann man alles mit lieben kleinen Hunden machen. Und was das Jammern betrifft – weißt du, das ist etwas, dem ich von Kindesbeinen an nie unterworfen war, niemals. Max wird dir dasselbe sagen.“

Max sagte nichts, sondern heftete nur seine schönen Augen hoffnungsvoll auf den Kakaokrug.

Und die ganze Zeit eilte die Jacht unter dem weiten Gewölbe der Untergrundhöhle den Untergrundfluß entlang.

„Das Schlimmste ist, daß wir uns so weit von dem entfernen, bei dem wir ankommen wollen,“ sagte Philip, als Max wieder das Steuern übernommen hatte.

„Alle Wege,“ bemerkte der Papagei, „führen nach Somnolentia. Und außerdem fährt das Schiff Richtung Norden – zumindest sagt das der Schiffskompaß und ich habe keinen Grund, sein Wort anzuzweifeln.“

„Hallo!“ riefen mehr als eine Stimme und das Schiff schoß aus der dunklen Höhle in eine Wasserfläche, die unter einer weißen Kuppel ausgebreitet lag. Der Strom, der sie hergebracht hatte, schien an einer Seite des

Sees zu fließen. Max, angeleitet vom Papagei, steuerte das Schiff in glattes Wasser, wo es schließlich genau in der Mitte dieses großen unterirdischen Sees zur Ruhe kam.

„Das ist nicht aus ‚Die letzte Reise der *Wildente*‘,“ sagte Philip. „Man muß dieses Buch zugemacht haben.“

„Ich glaube, es ist aus einem Buch über Mexiko oder Peru oder Ingots oder irgendeinen geographischen Ort,“ sagte Lucy; „es hatte einen grün-goldenen Einband. Ich glaube, du hast es für das andere Ende des Gerichtsvorhofs verwendet. Und wenn du das gemacht hast, besteht diese Kuppel aus massivem Silber und da ist ein Loch drin und unter der Kuppel liegt ein unermeßlicher Schatz von Goldinkas.“

„Was sind Inkas?“

„Goldbarren, glaube ich,“ sagte Lucy; „und Mexikaner kommen durch das Loch im Dach und holen sie heraus und wenn Feinde kommen, überfluten sie alles mit Wasser. Es ist jetzt überflutet,“ fügte sie unnötiger Weise hinzu.

„Ich wünschte, Abenteuer wären nie erfunden worden,“ sagte Brenda. „Nein, liebe Lucy, ich jammere nicht. Weit entfernt. Aber wenn ein lieber kleiner Hund es empfehlen darf, sollten wir alle besser zu Hause sein, nicht wahr?“

Alle Augen nahmen jetzt ein dunkles Loch im Dach wahr, ein rundes Loch genau in der Mitte der glänzenden Kuppel. Und als sie schauten, wurde das dunkle Loch hell. Und sie sahen über sich einen weißen leuchtenden Schein wie ein sehr großer und sehr heller Mond. Das war das Tageslicht.

„Jemand hat die Falltür geöffnet,“ sagte Lucy. „Die Ingots haben ihre Schatzgewölbe immer mit Falltüren verschlossen.“

Die helle Scheibe wurde verdunkelt; undeutliche Formen brachen ihre leuchtende Rundheit. Dann erschien eine andere Scheibe, klein und sehr schwarz, in der Mitte; Die schwarze Scheibe wurde größer und größer und größer. Sie kam zu ihnen herunter. Langsam und stetig kam sie; jetzt erreichte sie die Ansatzkante der Kuppel, jetzt hing sie unter ihr; herunter, herunter, herunter kam sie, an der Ebene ihrer gespannten Augen vorbei und platschte dicht beim Schiff ins Wasser. Es war ein großer leerer Eimer. An dem Seil, das ihn hielt, wurde von oben geruckelt; der Eimer kippte und füllte sich und wurde langsam und stetig wieder hochgezogen, bis er in dem Loch der Kuppel verschwand.

„Schnell,“ sagte der Papagei, „setzt das Schiff genau unter das Loch und wenn der Eimer das nächste Mal herunterkommt, könnt ihr in ihm hochgehen.“

„Das ist aus *Tausendundeiner Nacht*, glaube ich,“ sagte Lucy, als die Jacht direkt unter dem Loch im Dach lag. „Aber wer ist das, der immer die Bücher aufschlägt? Jemand muß Polistopolis abreißen.“

„Würde mich nicht wundern, wenn es die Prätendesse ist,“ sagte Philip trübsinnig. „Sie ist nicht der Retter, also muß sie der Zerstörer sein. Niemand sonst kann ja nach Polistopolis kommen.“

„Es gibt mich.“

„Oh, du bist auch Retter.“

„Danke,“ sagte Lucy dankbar. „Aber da ist Helen.“

„Sie war ja nur auf der Insel; sie konnte nicht nach Polistarchia kommen. Paß auf!“

Der Eimer kam wieder herunter und anstatt ins Wasser zu platschen, plumpste er auf das Deck.

„Du zuerst,“ sagte Philip zu Lucy.

„Und du,“ sagte Max zu Brenda.

„Oh, ich gehe zuerst, wenn du willst,“ sagte Philip.

„Ja,“ sagte Max. „Ich gehe zuerst, wenn du willst, Brenda.“

Ihr versteht, daß Philip empfand, er sollte Lucy die erste Chance einräumen, von der armen *Geölter Blitz* zu entkommen. Doch er konnte keineswegs sicher sein, was es war, zu dem sie entkommen würde. Und wenn da oben Gefahr bestand, sollte natürlich er derjenige sein, der als erster ging und ihr entgegentrat. Und der treffliche Max empfand dasselbe, Brenda betreffend.

Und Lucy empfand genau dasselbe wie die beiden. Ich weiß nicht, was Brenda empfand. Sie winselte ein bißchen. Dann standen Lucy und Philip für einen Moment auf dem Deck, ergriffen beide den Henkel des Eimers und schauten einander an und die Hunde schauten auf sie und der Papagei schaute einen nach dem anderen an. Ein ungeduldiges Rucken und Schütteln des Seils erinnerte sie daran, daß keine Zeit zu verlieren war.

In genau demselben Moment, in dem Lucy entschied, es sei gefährlicher zu gehen als zu bleiben, entschied Philip, es sei gefährlicher zu bleiben als zu gehen, so daß er, als Lucy in den Eimer stieg, ihr bereitwillig half. Max dachte dasselbe wie Philip und ich befürchte, daß Brenda mit ihm übereinstimmte. Jedenfalls sprang sie in Lucys Schoß und rollte ihre ganze Länge zusammen, gerade als sich das Seil spannte und der Eimer anfing hochzusteigen. Brenda schrie leise, aber ihr Schrei wurde sofort unterdrückt



*Der Eimer fing an hochzusteigen.*



„Ich schicke den Eimer wieder runter, sobald ich oben bin,“ rief Lucy, und einen Moment später: „Es ist furchtbar lustig, wie in einer Schaukel.“

Und indem sie dies sagte, wurde sie durch das Loch im Dach der Kuppel gezogen. Dann kam ein Geräusch von Stimmen den Schacht herunter, ein verworrenes Geräusch; die besorgte kleine Gruppe auf der *Geölter Blitz* konnte keine deutlichen Worte ausmachen. Sie standen alle da und starrten hoch, erwartungsvoll, und warteten darauf, daß der Eimer wieder herunterkam.

„Ich hasse es, das Schiff zu verlassen,“ sagte Philip.

„Du sollst der letzte sein, der es verläßt,“ sagte der Papagei tröstend; „das heißt, wenn wir mit Max klar- kommen, ohne daß du im Eimer auf ihm sitzen mußt, wenn er zuerst einsteigt.“

„Aber was ist mit dir?“ sagte Philip.

Ein bißchen arrogant entfaltete der Papagei einen halben leuchtenden Flügel.

„Oh!“ sagte Philip aufgeklärt und erinnert. „Natürlich! Und du hättest jederzeit wegfliegen können. Und doch bist du bei uns geblieben. Das war mächtig anständig von dir, weißt du.“

„Nichts zu danken!“ sagte der Papagei mit selbstbewußter Bescheidenheit.

„Doch, doch,“ beharrte Philip. „Du hättest – – hallo!“ rief Philip. Der Eimer kam in einem fürchterlichen Tempo wieder herunter. Sie hielten den Atem an und erwarteten, Lucys Gestalt durch die Luft sausen zu sehen. Aber nein, der Eimer schwang einen Moment lose mitten in der Luft, dann wurde er hastig hochgezogen und ein hohler metallischer Klang hallte durch die Höhle.

„Brenda!“ Der Ruf rang sich vom Herzen des vernünftigen, selbstbeherrschten Max.

„Meine Flügel und Krallen!“ rief der Papagei.

„Ach, Mist!“ sagte Philip.

Die Gefühlsausbrüche waren zu entschuldigen. Die weiße Scheibe oben war plötzlich verschwunden. Oben hatte jemand den Deckel zugeknallt. Und alle männlichen Herzen befanden sich unten in der Höhle und die tapfere Lucy und die hilflose Brenda waren oben an einem fremden Ort, dessen Gefahren die unten sich nur denken konnten.

„Ich wünschte, *ich* wäre gegangen,“ sagte Philip. „Ach, ich *wünschte*, ich wäre gegangen.“

„Ja, wirklich,“ sagte Max mit einem tiefen Seufzer.

„Ich fühle mich ein bißchen schwach,“ sagte der Papagei; „wenn nur jemand eine Tasse Kakao machen würde.“

So versuchte in diesem ersten Moment des Desasters der vortreffliche Vogel, ihren Geist zu beschäftigen. Und es war gut, daß Kapitän und Mannschaft derart vor Verzweiflung gerettet wurden. Denn ehe noch der Kessel kochte, öffnete sich der Deckel des Schafts um ungefähr dreißig Zentimeter und etwas ziemlich Großes, Rundes und Klumpiges fiel schwer herunter und prallte auf das Deck der *Geölter Blitz*.

Es war eine Ananas, frisch, reif und saftig. In ihre Seite war mit großen Buchstaben von unsicherer Form das eine Wort **WARTET** geschnitten.

Es war ein guter Rat und sie nahmen ihn an. Ich sehe wirklich nicht, was sie ohnehin sonst hätten tun können. Und sie aßen die Ananas. Und bald fühlte sich jeder äußerst schläfrig.

„Warten ist eine dieser Sachen, die man genauso gut schlafend als auch wach erledigen kann,“ sagte der Papagei. „Vierzig Augenblicke werden uns alles Gute auf der Welt tun.“ Auf dem Kompaßhäuschen sitzend steckte er den Kopf unter den Flügel.

„Darf ich mich neben Sie hinlegen, Sir?“ fragte Max. „Ich werde dann die schreckliche Einsamkeit nicht so sehr spüren.“ Also rollten sich Philip und Max gemeinsam auf dem Deck zusammen, mit den überzähligen Flaggen aller Nationen warm bedeckt, und die vierzig Augenblicke währten für die Dauer eines guten nächtlichen Schlafes – tatsächlich rund zehn Stunden. So wurden zehn Stunden Warten ganz einfach zugebracht. Aber das Warten ging weiter, nachdem sie wach wurden, und das war nicht so einfach.

. . . . .

Als Lucy mit Brenda auf dem Schoß spürte, wie der Eimer vom Deck gehoben wurde und lose in der Luft schaukelte, konnte sie sich gerade noch zurückhalten zu schreien. Brenda jedoch schrie, wie ihr wißt, aber Lucy erstickte den Schrei in den Falten ihres Kleides.

Lucy biß sich auf die Lippen, gab sich große Mühe und rief die Bemerkung über die Eimerschaukelei hinter, genau als ob sie es ganz behaglich fand. Es war sehr tapfer und half ihr, weiterhin tapfer zu sein.

Der Eimer stieg langsam hoch und hoch und hoch von der Silberkuppel in den dunklen Schacht darüber. Lucy schaute nach oben. Ja, es war Tageslicht, was sich dort am Ende des Schachts zeigte, und das Seil zog sie ihm entgegen. Angenommen, das Seil riß? Brenda war jetzt ganz still. Sie sagte hinterher, sie müsse ohnmächtig geworden sein. Und jetzt kam das Licht immer näher. Jetzt befand sich Lucy in ihm, denn der Eimer war gänzlich hochgezogen und Hände streckten sich aus, um ihn über die Seite dessen zu ziehen, das ein Brunnen zu sein schien. In diesem Moment sah Lucy sofort, was geschehen mußte, wenn die Besitzer der Hände vor Überraschung den Eimer und die Winde losließen. Sie packte Brenda und warf den Hund hinaus aufs Trockene und sich selbst auf die Brunnenbrüstung. Gerade rechtzeitig, denn ein Ruf der Überraschung ertönte und der Eimer sauste hinunter, wobei er gegen die Brunnenwände schepperte. Die Hände *hatten* losgelassen.

Lucy kletterte langsam über den Brunnenrand und als ihre Füße auf festem Grund standen, sah sie, daß die Hände den Eimer wieder hochzogen und das geschah sehr leicht.

„Ach, nicht doch!“ sagte sie. „Laßt ihn gleich wieder runter! Da sind ein paar weitere Leute unten.“

„Tut uns leid, aber das ist gegen die Vorschriften. Der Eimer geht in diesem Brunnen nur vierzigmal am Tag hinunter. Und das war das vierzigste Mal.“

Sie holten den Eimer herein und knallten den Deckel des Brunnens zu. Einer verschloß ihn mit einem Vorhängeschloß und steckte den Schlüssel in die Tasche. Und Lucy und er standen sich gegenüber. Er war ein kleiner rundköpfiger Mann in einer merkwürdigen steifen roten Tunika und da war etwas mit seiner allgemeinen Gestalt und der Tunika, das Lucy an etwas erinnerte, nur konnte sie sich nicht erinnern, woran. Hinter ihm standen zwei andere, ebenfalls mit roten Tuniken und runden Köpfen.



*Lucy warf sich über die Brunnenbrüstung.*

Brenda kauerte zu Lucys Füßen und winselte leise und Lucy wartete darauf, daß die Fremden sprachen.

„Das hättest du nicht machen sollen,“ sagte schließlich der Mann in der roten Tunika; „es war ein großer Schock für uns, dein plötzliches Auftauchen. Nur daran zu denken wird uns nachts wachhalten.“

„Entschuldigung,“ sagte Lucy.

„Du solltest in fremde Städte immer durch das Eingangstor kommen,“ sagte der Mann; „versuche, daran zu denken, ja? Gute Nacht.“

„Aber ihr werdet doch nicht einfach so gehen,“ sagte Lucy. „Laßt mich eine Nachricht schreiben und sie zu den anderen hinunterwerfen. Habt ihr ein Stück Bleistift und Papier?“

„Nein,“ sagten die seltsamen Leute und starrten sie an.

„Habt ihr irgend etwas, auf dem ich schreiben kann?“ fragte Lucy.

„Hier gibt es nichts als Ananas,“ sagte schließlich einer von ihnen.

Also schnitt sie eine von den hundertern ab, die zwischen den Felsen nahebei wuchsen, und ritzte *WARTET* mit ihrem Federmesser hinein.

„Jetzt,“ sagte sie, „macht den Brunnendeckel auf.“

„Das ist uns unser Leben nicht wert,“ sagte der Anführer.

„Ach was,“ sagte Lucy; „es gibt kein Gesetz, das verbietet, Ananas in den Brunnen zu werfen. Das wißt ihr. Es ist nicht dasselbe wie Wasser heraufzuholen. Und wenn ihr es nicht macht, hetze ich meine kleine Hündin auf euch. Sie ist sehr wild.“

Brenda fühlte sich so geschmeichelt, daß sie die Zähne fletschte und knurrte.

„Ach, na gut,“ sagte der Fremde, „alles, um Theater zu vermeiden.“

Als der Brunnendeckel wieder verschlossen war, sagte Lucy:

„Was für ein Land ist das hier?“, obwohl sie wegen der Ananas fast sicher war, daß es sich um Somnolentia handelte. Und als sie dieses Wort ausgesprochen hatten, sagte sie:

„Jetzt sage ich euch etwas. Das nächste Mal, wenn ihr Wasser schöpft, wird in diesem Brunnen der Retter heraufkommen. Er kommt, um euch aus der Knechtschaft des Großen Faultiers zu befreien.“

„Es stimmt,“ sagte der rundköpfige Anführer, „daß wir uns in Knechtschaft befinden. Und das Große Faultier ermüdet uns mit dem Singen von Chorliedern, wenn wir uns danach sehnen zu schlafen. Aber niemand kann uns befreien. Es gibt keine Hoffnung. Es gibt nichts Gutes außer Schlaf. Und davon kriegen wir nie genug.“

„Oh je,“ sagte Lucy verzweifelnd, „gibt es hier keine Frauen? Sie haben immer mehr Verstand als Männer.“

„Was du sagst, ist sowohl unhöflich als auch unwahr,“ sagte der rote Anführer, „aber um Theater zu vermeiden, werden wir dich und deinen wilden Hund zu den Hütten der Frauen führen. Und dann wirst du uns vielleicht erlauben, schlafen zu gehen.“

Die Hütten waren ärmlich und schäbig, kleine eingezäunte Winkel in den Ruinen einer Stadt, die einst großartig und schön gewesen war, mit Gärten und Bächen, aber jetzt waren die Bäche ausgetrocknet und in den Gärten wuchs nichts als Unkraut und Ananas.

Aber die Frauen – die alle grüne Tuniken von derselben steifen Form wie die der Männer trugen – warn nicht ganz so verschlafen wie ihre Männer. Sie brachten Lucy frische Ananas zu essen und waren träumerisch am Schnitt ihrer Kleidung und an der Bettelfähigkeit Brendas interessiert. Und von den Frauen erfuhr Lucy mehrere Dinge über die Somnolentianer. Sie trugen alle die gleichgeformten Tuniken, nur die Farben unterschieden sich. Die Wasserschöpfer trugen Rot, die Bediener des Großen Faultiers trugen Schwarz und die Ananaspflücker trugen Gelb.

Und als Lucy an der Tür der Hütte saß und die Leute in ihren vier Farben beobachtete, wie sie gemächlich zwischen den Ruinen herumgingen, wußte sie plötzlich, was sie waren, und rief:

„Ich weiß, was ihr seid; ihr seid Halmafiguren.“

Sofort beeilte sich jeder Mann wegzukommen und die Frauen flüsterten: „Psst! Es bedeutet Tod, diesen Namen auch nur zu hauchen.“

„Aber warum denn?“ fragte Lucy.

„Halma war der große Anführer unseres Volkes,“ sagte die Frau, „und das Große Faultier befürchtet, daß wenn wir seinen Namen hören, wird er uns wachrufen und wir werden aus der Knechtschaft ausbrechen und wieder ein freies Volk werden.“

Lucy beschloß, daß sie diesen Namen noch oft hören sollten, aber ehe sie ihn wieder aussprechen konnte, seufzte die Frau und indem sie bemerkte: „Das Große Faultier schläft“, schief sie dann und dort über der Ananas ein, die sie gerade schälte. Eine gewaltige Stille senkte sich über die Stadt und im nächsten Moment schlief auch Lucy. Sie schlief für Stunden.

. . . . .

Sie brauchte eine Weile, um den Hüter des Schlüssels für das Vorhängeschloß zu finden, und als sie ihn gefunden hatte, weigerte er sich, den Schlüssel zu benutzen. Nichts konnte ihn dazu bewegen, nicht einmal die Drohung mit der Wildheit Brendas.

Schließlich, nahezu verzweifelt, fiel Lucy plötzlich ein Machtwort ein.

„Ich befehle Ihnen, den Brunnen zu öffnen und den Eimer hinunterzulassen,“ sagte sie. „Ich befehle es Ihnen im Namen des Großen Halma.“

„Es bedeutet Tod, diesen Namen auszusprechen,“ sagte der Hüter des Schlüssels und schaute ängstlich über seine Schulter.

„Es bedeutet Leben, diesen Namen auszusprechen,“ sagte Lucy. „Halma! Halma! Halma! Wenn Sie diesen Brunnen nicht aufmachen, werde ich den Namen in eine Ananas schneiden und sie auf dem goldenen Tablett mit dem Abendessen des Großen Faultiers hineinschicken.“

„Das würde Hunderte das Leben kosten,“ sagte der Hüter entsetzt.

„Dann machen Sie den Brunnen auf,“ sagte Lucy.

. . . . .

Sobald Philip und Max sicher in dem Eimer hochgezogen worden waren, hielten sie alle einen Kriegsrat ab und Lucy erzählte alles, was sie wußte.

„Ich glaube, was immer wir machen, sollte schnell gehen,“ sagte sie; „dieses Große Faultier ist gefährlich. Da bin ich sicher. Es hat mir bereits sagen lassen, ich solle vor es gebracht werden, um Lieder zu singen, während es schlafen geht. Es nimmt mich nicht ernst, weil es weiß, daß ich nicht der Retter bin. Und wenn ihr mich laßt, glaube ich, daß ich alles richtig bewerkstelligen kann. Aber wenn es weiß, daß du hier bist, wird es viel schwerer.“

Die erniedrigten Halmaleute beobachteten sie von fern in flüsternden Gruppen.

„Ich werde hingehen und dem Großen Faultier vorsingen,“ sagte Lucy, „und du mußt herumgehen und den Namen der Macht zu jedem sagen, der dir begegnet, und ihnen erzählen, daß du der Retter bist. Falls meine Idee nicht klappt, müssen wir das Große Faultier durch zahlenmäßige Überlegenheit überwältigen und . . . du gehst einfach herum und sagst ‚Halma!‘ – verstehst du?“

„Während du den gefährlichen Teil ausführst? Ganz bestimmt!“ sagte Philip.

„Das ist nicht gefährlich. Es tut niemandem etwas, der singt – niemals,“ sagte Lucy; „ich gehe jetzt.“

Und sie ging, ehe Philip sie daran hindern konnte.

„Laß sie gehen,“ sagte der Papagei; „sie ist ein kluges Kind.“

Der Tempel des Großen Faultiers war aus massivem Gold errichtet. Er wies schöne Säulen und Tore und Fenster und Höfe auf, einer innerhalb des anderen, jeder mit goldenen Platten gepflastert. Und genau in der Mitte von allem befand sich ein großer Raum, der ein einziges Federbett war. Dort verbrachte das Große Faultier sein nutzloses Leben mit Essen, Schlafen und Musikhören.

Vor dem maurischen Bogen, der zu diesem inneren Raum führte, blieb Lucy stehen und begann zu singen. Sie hatte eine klare kleine Stimme und sang „Jockey to the Fair“ und „Early one Morning“ und dann hörte sie auf.

Eine große schläfrige, schlabbrige Stimme kam aus dem Zimmer und sprach: „Deine Lieder sind von sehr schlechtem Geschmack. Kennst du keine Schlaflieder?“

„Deine Leute singen dir Schlaflieder,“ sagte Lucy. „Wie schade, daß sie nicht die ganze Zeit für dich singen können.“

„Du hast eine mitfühlende Ader,“ sagte das Große Faultier und es kam heraus, lehnte sich an den Pfosten seiner Tür und schaute sie mit schläfrigem Interesse an. Es war enorm, so groß wie ein junger Elefant, und lief auf den Hinterbeinen wie ein Gorilla. Es war tatsächlich ganz schwarz.

„Es *ist* schade,“ sagte es; „aber sie sagen, daß sie ohne zu trinken nicht leben können, deshalb verschwenden sie ihre Zeit mit Wasserschöpfen aus den Brunnen.“

„Wäre es nicht schön,“ sagte Lucy, „wenn ihr eine Maschine zum Wasserschöpfen hättet? Dann könnten sie den ganzen Tag für dich singen – wenn sie es wollen.“

„Wenn *ich* es will,“ sagte das Große Faultier und gähnte wie ein Flußpferd. „Ich bin müde. Geh!“

„Nein,“ sagte Lucy und das Große Faultier hatte dieses Wort zuletzt vor so langer Zeit gehört, daß der Schock des Klanges beinahe seine Schläfrigkeit auslöschte.

„*Was* hast du gesagt?“ fragte es, als könne es seinen großen Ohren nicht trauen.

„Ich habe ‚nein‘ gesagt,“ erwiderte Lucy. „Ich meine, du bist so groß und gewaltig, daß du dir alles nur zu wünschen brauchst und du bekommst es.“

„Ist das so?“ sagte das Große Faultier versonnen und wie ein Amerikaner.

„Ja,“ sagte Lucy mit Bestimmtheit. „Du sagst nur ‚ich wünsche, ich hätte eine Maschine, um Wasser zu schöpfen, für acht Stunden am Tag‘. Das ist die richtige Länge eines Arbeitstages. Sagt mein Vater.“

„Sag das noch mal und langsamer,“ sagte das Geschöpf. „Ich habe nicht ganz mitgekriegt, was du gesagt hast.“

Lucy wiederholte die Worte.

„Wenn das alles ist . . .“ sagte das Große Faultier; „jetzt sag es noch mal und ganz langsam.“

Lucy machte es und das Große Faultier sprach ihr nach:

„Ich wünsche, ich hätte eine Maschine, um Wasser zu schöpfen, für acht Stunden am Tag.“

„Hör auf,“ sagte es wütend, indem es über die Schulter in das Federbettzimmer schaute, „hör auf, sage ich. Wo schubst du mich hin? Wer bist du? Was machst du in meinem Gemach? Komm da raus.“

Etwas kam aus dem Zimmer heraus und schob das Große Faultier von der Tür weg. Und was herauskam, war in enormen Wülsten und Schwellungen und Beulen das riesige Federbett. Es wurde von etwas so Großem und Starkem herausgeschoben, daß es stärker war als das Große Faultier selbst und diesen Berg von faulem Faultierfleisch halb über dessen inneren Hof schob. Lucy zog sich vor der herankommenden Masse und ihrer äußersten Wut zurück.

„Stößt mich aus meinem eigenen Federbettgemach heraus, was?“ sagte das Faultier, jetzt kaum noch schläfrig. „Warte nur, bis ich es zu fassen kriege, was immer es ist.“

Das gesamte Federbett befand sich jetzt draußen auf dem Hof und das Große Faultier kletterte langsam über es zurück in sein Gemach, um herauszufinden, wer es gewagt hatte, gegen Seine Faultierische Majestät zu freveln.

Lucy wartete atemlos voll Hoffnung und Furcht, als das Große Faultier in den inneren Raum seines Tempels hineinstolperte. Es kam nicht wieder heraus. Stille herrschte und dann ertönten ein quietschendes Geräusch und die Stimme des Großen Faultiers, die sagte:

„Nein, nein, nein, ich will nicht. Laß mich los, sage ich.“ Dann mehr Gequietsche und das Geräusch von Metall auf Metall.

Sie schlich zu dem Türbogen und lugte um ihn herum hinein.

Der Raum, der voll mit dem Federbett gewesen war, war jetzt voll mit Rädern und Zahnrädern und Riemen und Schrauben und Gestänge. Tatsächlich war er voll mit einer großen und komplizierten Maschine. Und die Kurbel dieser Maschine wurde vom Großen Faultier höchstselbst gedreht.

„Laß mich los,“ sagte das Große Faultier und knirschte mit den großen Zähnen. „Ich will nicht arbeiten.“

„Du mußt,“ sagte eine schnurrende Stimme aus dem Innersten der Maschine. „Du hast mich gewünscht und jetzt mußt du mit mir acht Stunden am Tag arbeiten. Das ist Gesetz.“ Es war die Maschine selbst, die sprach.

„Ich werde dich zerstören,“ sagte das Faultier.

„Ich bin unzerstörbar,“ sagte die Maschine mit vornehmerem Stolz.

„Das hast *du* gemacht,“ sagte das Faultier und wandte den wütenden Blick auf Lucy in der Tür. „Warte nur, wenn ich dich erwische!“ Und die ganze Zeit mußte es diese Kurbel drehen.

„Vielen Dank,“ sagte Lucy höflich; „ich denke, ich werde nicht warten. Und ich werde acht Stunden Vorsprung haben,“ fügte sie hinzu.

Während sie noch sprach, begann ein Strom klaren Wassers aus der pumpenden Maschine zu fließen. Er glitt die goldenen Stufen hinunter und über den goldenen Hof. Lucy rannte auf den Hauptplatz der Stadt und rief:

„Halma! Halma! Halma! Her zu mir, Halmas Männer!“

Und die Männer, bereits von Philip aufgerüttelt, der herumgegangen und die ganze Zeit, in der Lucy im goldenen Tempel war, ohne Pause diesen Namen der Macht gesprochen hatte, versammelten sich als Menge um sie.



*Und die ganze Zeit mußte es diese Kurbel drehen*

„Schnell!“ sagte sie; „das Große Faultier pumpt Wasser für euch. Es wird acht Stunden am Tag pumpen. Schnell! Grabt ein Bett, in dem das Wasser fließen kann. Der Retter,“ sie zeigte auf Philip, „hat euch euren Fluß zurückgegeben.“

Einige liefen los, um alte rostige, halbvergessene Spaten und Spitzhacken zu suchen. Aber andere zögerten und sagten: „Das Große Faultier wird acht Stunden arbeiten und dann wird es frei haben, um sich an uns zu rächen.“

„Ich werde zurückgehen,“ sagte Lucy, „und ihm erklären, daß wenn es sich nicht liebenswürdig aufführt, ihr euch alle Maschinengewehre wünschen werdet, und es weiß jetzt, daß wenn sich Leute Maschinen wünschen, sie sie auch benutzen müssen. Es wird jetzt für acht Stunden wach sein und wenn ihr alle acht Stunden am Tag arbeitet, werdet ihr bald eure Stadt so schön wie damals haben. Und es gibt ein neues Gesetz. Jedesmal, wenn die Uhr schlägt, müßt ihr alle laut ‚Halma!‘ sagen, jeder einzelne von euch, um euch an euer bedeutsames Schicksal zu erinnern und daß ihr nicht länger die Sklaven des Großen Faultiers seid.“



Sie ging zurück und erklärte dem jetzt schwer arbeitenden Faultier sehr sorgfältig Maschinengewehre. Als sie zurückkam, waren alle Männer an der Arbeit, ein Bett für den neuen Fluß zu graben.

Die Frauen und Kinder drängten sich um Lucy und Philip.

„Ah!“ sagte die älteste Frau, „jetzt werden wir uns mit Wasser waschen können. Ich habe meine Großmutter sagen hören, daß Wasser sehr angenehm zum Waschen sei. Ich hätte nie gedacht, daß ich noch erleben würde, mich mit Wasser zu waschen.“

„Warum?“ fragte Lucy. „Womit waschen Sie sich denn?“

„Mit Ananassaft,“ sagte ein Dutzend Stimmen, „*wenn* wir uns waschen!“

„Aber das muß sehr klebrig sein,“ sagte Lucy.

„Ist es,“ sagte die älteste Frau, „sehr sogar!“

## Kapitel XI

### Der Nachtangriff

Die Halmaleute waren nicht von Natur aus faul. Sie waren in der Zeit vor der Ankunft des Großen Faultiers ein höchst tatkräftiges und arbeitsames Volk. Jetzt, da das Faultier gezwungen war, acht Stunden am Tag zu arbeiten, war der Druck seiner ständigen und ansteckenden Schläfrigkeit weg und die Leute machten sich in vollem Ernst an die Arbeit. (Ich habe doch erklärt, daß die Schläfrigkeit des Großen Faultiers wirklich ansteckend wie die Masern war, oder nicht?)

Deshalb waren jetzt die Halmamänner fleißig wie die Ameisen. Manche gruben das Bett für den neuen Bach, manche machten sich daran, die Gebäude instand zu setzen, während andere die überwucherten Gärten jä-teten und die verödeten Felder pflügten. Das Oberhaupt der Halmaleute malte an eine Säule auf dem Markt-platz mit großen Lettern die Worte:

**Diese Stadt heißt ab sofort mit ihrem historischen Namen Munterbach. Jeder Bürger, der dabei ertappt wird, sie Somnolentia zu nennen, darf sich eine Woche lang nicht mit Wasser waschen.**

Das Oberhaupt war voll mit Vorhaben, von denen das geringste die Beleuchtung der Stadt durch Elektrizität war, erzeugt vom Großen Faultier. „Es kann nicht acht Stunden am Tag andauernd pumpen,“ sagte das Oberhaupt. „Ich kann die Maschine leicht für alle Arten von Nutzung herrichten.“

Am Abend wurde für die Retter ein Bankett (natürlich) veranstaltet. Es bestand nur aus Ananas und Wasser, weil keine Zeit gewesen war, irgend etwas anderes zu produzieren oder zu besorgen. Aber die Ansprachen waren sehr schmeichelhaft und Philip und Lucy freuten sich sehr, anders als Brenda, die keine Ananas mochte und sich nur wenig Mühe gab, ihre Enttäuschung zu verbergen. Max akzeptierte aus Höflichkeit kleine Stücke Ananas und versteckte sie zwischen den Füßen der Gäste, damit niemandes Gefühle verletzt wurden.

„Ich weiß nicht, wie wir zurück zur Insel kommen können,“ sagte Philip am nächsten Tag, „jetzt wo wir die *Geölter Blitz* verloren haben.“

„Ich glaube, wir gehen besser erst nach Polistopolis zurück,“ sagte Lucy, „und finden heraus, wer die Bücher geöffnet hat. Wenn die weitermachen, lassen sie vielleicht alles heraus. Und falls es zum Schlimmsten kommt, finden wir vielleicht jemanden, der uns hilft, das *Wildentenbuch* noch einmal zu öffnen und die *Wildente* herauszuholen und damit zur Insel zu kreuzen.“

„Lu,“ sagte Philip mit Gefühl, „du bist gewitzt, richtig gewitzt. Nein, ich mache keinen Spaß. Ich meine es. Und es tut mit leid, daß ich jemals gesagt habe, du seist nur ein Mädchen. Aber wie kommen wir nach Polistopolis?“

Das war ein schwieriges Problem. Das Oberhaupt konnte keine Vorschläge anbieten. Es war Brenda, die vorschlug, das Große Faultier um Rat zu fragen.

„Es ist solch ein stattliches Tier,“ sagte sie bewundernd, „so schön und distinguiert. Ich bin sicher, daß es einen wirklich großen Geist haben muß. Ich denke immer, daß gutes Aussehen mit einem wirklich großen Geist verbunden ist. Du nicht, liebe Lucy?“

„Wir können es versuchen,“ sagte Philip, „wenn niemandem etwas anderes einfällt.“

Niemandem fiel etwas ein. Deshalb beschlossen sie, Brendas Rat zu befolgen.

Da das Faultier jetzt jeden Tag arbeitete, war es bei weitem nicht so widerwärtig, wie es gewesen war, als es so viel schlief.

Die Kinder gingen zur Essenszeit zu ihm und es hörte geduldig, wenn auch schläfrig ihrer Frage zu. Als es damit fertig war, überlegte es – oder schien zu überlegen; vielleicht war es eingeschlafen – bis die Uhr eins schlug, die Zeit, die Arbeit wieder aufzunehmen. Dann stand es auf und schlurfte zur Maschine.

„Gurken,“ sagte es und begann, die Kurbel seines Rades zu drehen. Sie mußten bis zur Teezeit warten, um zu fragen, was es bedeutete, denn in dieser Stadt wurde die Vorschrift, nicht mit dem Maschinenführer zu sprechen, streng durchgesetzt.

„Gurken,“ wiederholte das Faultier und fügte eine sorgfältige Erklärung hinzu: „Ihr setzt euch auf das Ende einer jungen Gurke, die in die gewünschte Richtung wächst, und wenn sie zu ihrer vollen Länge gewachsen ist – sagen wir vierzig Zentimeter –, nun, dann seid ihr vierzig Zentimeter vorangekommen.“

„Aber das ist nicht viel,“ sagte Lucy.

„Jede Kleinigkeit hilft,“ sagte das Faultier; „Eile mit Weile. Dann wartet ihr, bis sich die Gurke aussät, und wenn die neuen Pflanzen wachsen, wählt ihr die früheste Gurke aus, die in die gewünschte Richtung wächst, und laßt euch auf ihr nieder. Am Ende der Gurkensaison werdet ihr weitere vierzig Zentimeter – oder mit Glück dreiundvierzig Zentimeter – weiter sein. Insgesamt dreiundachtzig Zentimeter, fast einen Meter. Und so schreitet ihr vorwärts zu eurem Ziel, langsam aber sicher, wie in der Politik.“

„Vielen herzlichen Dank,“ sagte Philip, „wir werden es uns überlegen.“

Aber es gab nicht viel zu überlegen.

„Wenn wir nur ein Auto kriegen könnten!“ sagte Philip. „Wenn man Maschinen durch Wünschen kriegen kann . . .“

„Genau das Richtige,“ sagte Lucy. „laß uns das Oberhaupt finden. Wir dürfen kein Auto wünschen, sonst müßten wir es immer weiter benutzen. Aber vielleicht gibt es hier jemanden, der gern ein Auto fährt – zum Lebensunterhalt, weißt du?“

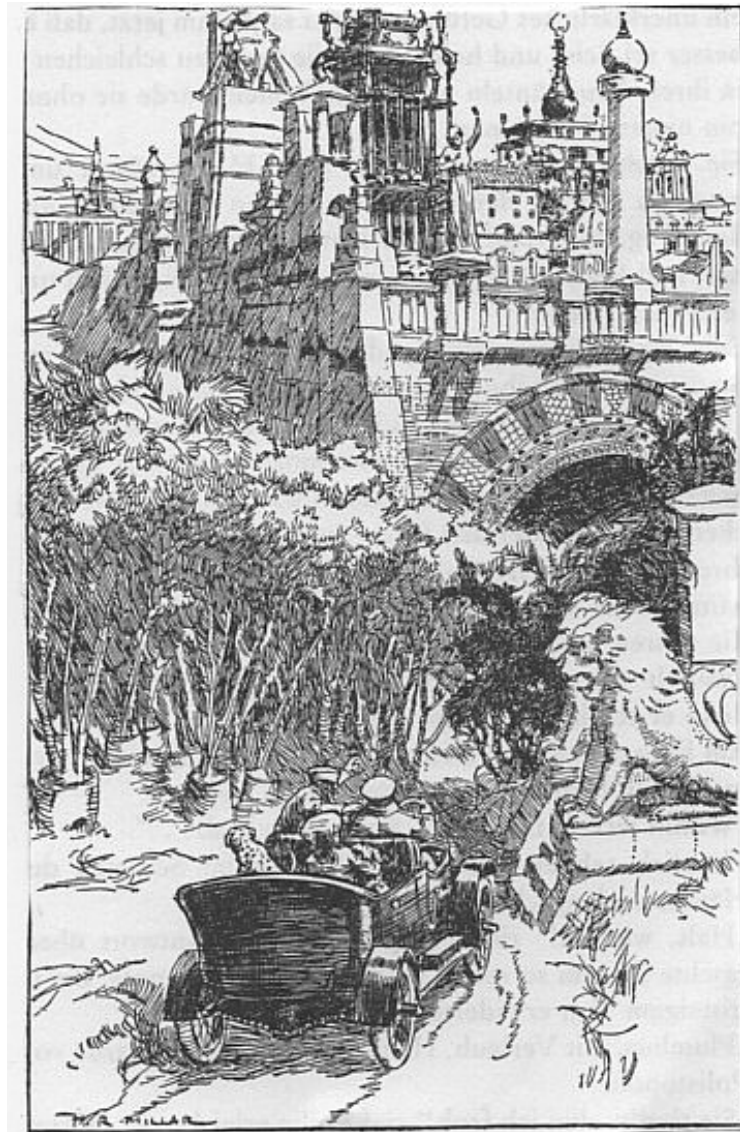
Gab es. Ein Halmamann mit einem angeborenen Gefallen an Maschinen hatte sich schon lange danach gesehnt, das Pflücken von Ananas anderen zu überlassen. Er wurde dazu bewogen, sich ein Auto zu wünschen, und plötzlich schnaubte ein B.S.A.-Wagen mit 60 PS an der Stelle, wo einen Moment zuvor kein Auto stand.

„Oh, der Luxus! Das ist wirklich wie zu Hause,“ seufzte Brenda und rollte sich auf den Luftpolstern zusammen.

Und die Kinder verspürten gewiß ein herrlich erholsames Gefühl. Nichts zu tun, keine Notwendigkeit, zu denken oder sich zu plagen. Nur stillzusitzen und schnell durch wundervolle Städte gefahren zu werden, bei

denen sich Philip vage erinnerte, sie klein und vertraut gesehen zu haben, als er sie mit seinen und Helens Händen baute.

Und so kamen sie schließlich bis dicht vor Polistopolis. Philip konnte nie erklären, warum er das Auto außerhalb der Stadt anhalten ließ. Es muß ein ganz unerklärlicher Instinkt gewesen sein, weil man natürlich, wenn man nicht gewohnt ist, in Autos gefahren zu werden, gern – wie ihr wißt – zu dem Haus eilt, zu dem man will, und die Freude seiner Freunde an der großartigen Weise genießt, auf die man gereist ist. Aber Philip spürte – auf diese ganz sichere und ganz unerklärliche Weise, auf die man manchmal etwas spürt – daß es das Beste war, das Auto in dem vorstädtischen Hain aus Eberrauten anzuhalten und in die Stadt in der Verkleidung zu schleichen, die für Autos erforderlich ist: Automäntel, Autoschleier und Autobrillen. (Denn alles dies war mit dem Auto erschienen, als es gewünscht wurde, weil ohne es kein Auto komplett ist.)



*Philip spürte, daß es das Beste war, das Auto in dem vorstädtischen Hain aus Eberrauten anzuhalten.*

Sie verabschiedeten sich herzlich von dem Halmachaffeur und gingen schnell zur Stadt hin, wobei Max und Brenda auf die lobenswerteste Weise bei Fuß blieben und der Papagei es sich in Philips Jacke gemütlich machte, denn er war von der langen Fahrt durch die Abendluft ausgekühlt.

Und jetzt machten die verstreuten Haine und geräumigen Gärten den Straßen von Polistopolis Platz, der Hauptstadt des Reiches. Und die Straßen waren merkwürdig verlassen. Beide Kinder spürten – auf diese ganz sichere und unerklärliche Weise –, daß es unklug von ihnen wäre, dorthin zu gehen, wo sie zuletzt in der Stadt geschlafen hatten.

Die ganze Gesellschaft war sehr müde. Max lief mit hängendem Schwanz und Brenda jammerte vor lauter Müdigkeit und Willensschwäche leise vor sich hin. Nur der Papagei war glücklich oder zumindest zufrieden. Weil er schlief.

An der Ecke eines kleinen Platzes, der mit Eberrauten in Kübeln bepflanzt war, machte Philip halt.

„Wohin sollen wir gehen?“ sagte er; „stimmen wir ab.“

Und während er noch sprach, sah er eine dunkle Gestalt im Schatten der Häuser entlangschleichen.

„Wer ist da?“ rief Philip recht mutig und die Antwort überraschte ihn, umso mehr, als sie mit einer Art verzweifelten Draufgängertums gegeben wurde.

„Ich bin es, ich, Plumbeus, Hauptmann der alten Wache von Polistopolis.“

„Ach, *Sie* sind's!“ rief Philip. „Bin *ich* aber froh. Sie können uns einen Rat geben. Wo können wir hingehen, um zu schlafen? Irgendwie habe ich keine Meinung, zu dem Haus zu gehen, in dem wir vorher untergebracht waren.“

Der Hauptmann antwortete nicht. Er nahm einfach Lucy und Philip an die Hand, zog sie durch eine niedrige gewölbte Tür und, sobald die langen Längen von Brenda und Max durchgeschlüpft waren, schloß er sie.

„In Sicherheit,“ sagte er außer Atem, was Philip spüren ließ, daß Sicherheit das Letzte war, worauf man in diesem Moment zählen konnte.

„So, sprecht leise; wer weiß, welche Spione vielleicht zuhören. Ich bin ein schlichter Mann; ich spreche, wie ich denke. Ihr seid aus dem Unbekannten gekommen. Ihr könnt der Retter sein oder der Zerstörer. Aber ich kann Gesichter beurteilen – immer schon, seit ich ein Junge war – und ich kann nicht glauben, daß dieser Gesichtsausdruck von apfelbäckiger Unschuld der eines Zerstörers ist.“

Philip war verärgert und Lucy war wütend. Und sie sagte: „Selber apfelbäckig!“, was sehr unhöflich war.

„Ich sehe, daß ihr gekränkt seid,“ sagte der Hauptmann im Dunkeln, wo er natürlich nichts sehen konnte, „aber als ich deinen Freund apfelbäckig nannte, habe ich nur das höchste Kompliment ausgesprochen, das in meiner Macht steht. Die Abwesenheit von Obst in dieser Stadt ist, vermute ich, der Grund, weshalb unsere Komplimente so sind. Ich glaube, Dichter sagen ‚süß wie eine Rose‘ – wir sagen ‚süß wie eine Orange‘. Ist es mir erlaubt, vorbehaltlos um Entschuldigung zu bitten?“

„Ach, schon gut,“ sagte Philip verlegen.

„Und zu fragen, ob *du* der Retter bist?“

„Ich hoffe es,“ sagte Philip bescheiden.

„Natürlich ist er es,“ sagte der Papagei, indem er den Kopf aus Philips Jacke steckte, „und er hat bereits sechs der sieben Taten geschafft.“

„Es wird Zeit, daß *hier* Taten getan werden,“ sagte der Hauptmann. „Ich mache Licht und bringe euch Abendbrot. Ich verstecke mich hier, aber die Wände sind dick und alle Fensterläden verschlossen.

Er verriegelte eine Tür und öffnete die Seite einer Blendlaterne.

„Einige von uns haben im alten Gefängnis Zuflucht gesucht,“ sagte er. „es wird nämlich nie benutzt; deshalb suchen ihre Spione es nicht heim, wie sie es sonst mit allen anderen Teilen der Stadt machen.“

„Wessen Spione?“

„Der Zerstörer,“ sagte der Hauptmann und holte Brot und Milch aus einem Schrank.; „jedenfalls muß sie das sein, wenn du der Retter bist. Aber sie sagt, sie sei der Retter.“ Er zündete Kerzen an und stellte sie auf den Tisch, als Lucy gespannt fragte:

„Welche Zerstörer? Ist das eine schreckliche Frau mit einem Autoschleier?“

„Du hast es erraten,“ sagte der Hauptmann finster.

„Es ist diese Prätendesse,“ sagte Philip. „Weiß Mr. Noah das? Was hat sie gemacht?“

„Alles, woran man nur denken kann,“ sagte der Hauptmann; „sie sagte, sie sei Königin und daß sie die sieben Taten vollbracht habe. Und Mr. Noah weiß es nicht, weil sie rings um die Stadt eine Wache aufgestellt hat und keine Botschaft hinaus oder herein kann.“

„Das Flügelroß?“ sagte Lucy.

„Ja, natürlich habe ich daran gedacht,“ sagte der Hauptmann. „Und sie auch. Sie hat es eingesperrt und den Schlüssel in einen der städtischen Brunnen geworfen.“

„Aber warum gehorchen ihr die Wachen?“ fragte Philip.

„Es sind natürlich nicht *unsere* Wachen,“ antwortete der Hauptmann. „Es sind fremde Soldaten, die sie aus einem Buch hat. Sie hat die Leute dazu gebracht, das Gerichtsgebäude einzureißen, unter dem Vorwand, es gebe Obst in den riesigen Büchern, aus denen es gebaut ist. Und als das Buch geöffnet wurde, kamen diese Soldaten herausmarschirt. Sequani und Aedui nennen sie sich. Und wenn ihr mit dem Abendbrot fertig seid, sollten wir einen Rat abhalten. Hier gibt es eine Menge von uns. Alle Arten. Rangunterschiede sind in Zeiten öffentlicher Gefahr vergessen.“

Bald versammelten sich etwa zwanzig bis dreißig Personen in dem runden Raum, aus dessen Fenster Philip und Lucy hinausgeschaut hatten, als sie das erstmal eingesperrt waren. Tatsächlich waren alle Arten anwesend; Streichholz-Diener, Domino-Männer, Soldaten, Porzellan-Männer, Mr. Noahs drei Söhne und seine Frau, ein Pirat und zwei Matrosen.

„Aus welchem Buch,“ fragte Philip halblaut Lucy, „hat sie diese Soldaten geholt?“

„Aus Caesar, glaube ich,“ sagte Lucy. „Und ich fürchte, es war meine Schuld. Ich erinnere mich, ihr von den Barbaren und Legionen und dergleichen erzählt zu haben, nachdem mein Vater davon gesprochen hatte – nämlich als sie meine Kinderfrau war. Sie ist sehr ausgefuchst, sich schreckliche Dinge auszudenken, nicht wahr?“

Der Rat redete zwei Stunden lang und niemand sagte etwas Erwähnenswertes. Als jeder ganz ermüdet war, ging jeder schlafen.

Philip war es, der in der Nacht von einer plötzlichen Idee gepackt aufwachte.

„Was ist?“ fragte Max und erhob sich von seinem warmen Bett bei Philips Füßen.

„Mir ist etwas eingefallen,“ sagte Philip mit leiser, aufgeregter Stimme. „Ich werde einen Nachtangriff machen lassen.“

„Soll ich die andern wecken?“ fragte Max, immer bereit, gefällig zu sein.

Philip überlegte einen Moment. Dann:

„Nein,“ sagte er, „es ist ziemlich gefährlich und außerdem möchte ich es ganz allein machen. Lucy hat bereits mehr als ihren Anteil getan. Paß auf, Max; ich stehe auf und gehe hinaus.“

Er stand auf und ging hinaus. Jetzt herrschte eine schwache Fahlheit der Dämmerung, die ihn den großen Platz der Stadt sehen ließ, auf den er und Lucy vom Gefängnisfenster geschaut hatten; vor sehr langer Zeit, wie es schien. Er fand ohne Schwierigkeiten die Ruine des Gerichtsgebäudes.

Und zwischen den gewaltigen Blöcken, die verstreut auf dem Boden lagen, befand sich einer, der aus grauem Marmor zu sein schien und auf seinem Rücken in riesigen Lettern aus Gold die Wörter trug: *De Bello Gallico*.

Philip stahl sich zurück zum Gefängnis und weckte den Hauptmann.

„Ich brauche zwanzig ausgesuchte Männer,“ sagte er, „ohne Stiefel – und sofort.“

Er bekam sie und führte sie zu den Ruinen des Gerichtsgebäudes.

„Jetzt,“ sagte er, „hebt den Deckel dieses Buches an; nur den Deckel, nicht eine der Seiten.“

Die Männer setzten die Schultern an die Marmorplatte, die der Buchdeckel war, und hoben sie hoch. Und als sie auf ihren Schultern hochging, sprach Philip leise und dringend.

„Caesar,“ sagte er, „Caesar!“

Und eine Stimme antwortete unter der Marmorplatte.

„Wer ruft?“ sprach sie. „Wer ruft nach Julius Caesar?“

Und aus dem Raum unter der Platte, als wäre es ein Marmorgrab, trat eine dünne Gestalt hervor, in Toga und Umhang gekleidet und mit einem Lorbeerkranz auf dem Kopf.

„Ich habe gerufen,“ sagte Philip mit einer Stimme, die ein bißchen zitterte. „Es gibt niemanden außer Euch, der helfen kann. Die Barbaren aus Gallien halten diese Stadt besetzt. Ich rufe den großen Caesar an, sie zu vertreiben. Niemand sonst kann uns helfen.“

Caesar stand einen Moment schweigend im grauen Zwielficht. Dann sprach er.

„Ich werde es tun,“ sagte er; „du hast oft versucht, Caesar zu meistern, und hast immer versagt. Jetzt sollst du dich nicht mehr dieses Versagens schämen, denn du sollst Caesars Macht sehen. Gebiete deinen Sklaven, die Seiten meines Buches bis zur Nummer fünfzehn hochzuheben.“

Es geschah und Caesar wandte sich dem riesigen offenen Buch zu.

„Kommt heraus!“ sagte er. „Kommt heraus, meine Legionen!“

Da bewegte sich plötzlich etwas im Buch und aus ihm, wie aus einem alten Marmorgrab, kamen lange Reihen schweigender bewaffneter Männer, formierten sich zu Gliederungen und salutierten im Vorbeigehen Caesar. Und noch mehr kamen und mehr und mehr, jeder mit dem runden Schild und dem glänzenden Helm und den Speeren und dem schrecklichen kurzen Schwert. Und auf dem Rücken trugen sie die Packen, mit denen sie in den Krieg zu ziehen pflegten.

„Die Barbaren von Gallien sind in dieser Stadt,“ sagte die Stimme des großen Feldherrn; „treibt sie noch einmal vor euch her, wie ihr sie einst getrieben habt.“

„Wohin, o Caesar?“ fragte einer der römischen Generäle.

„Treibt sie, o Titus Labienus,“ sagte Caesar, „zurück in dieses Buch, wo hinein ich sie vor mehr als neunzehnhundert Jahren gesetzt habe und aus dem sie es gewagt haben auszubrechen. Wer ist ihr Anführer?“ fragte er Philip.

„Die Prätendesse,“ sagte Philip; „eine Frau mit einem Autoschleier.“

„Caesar führt keinen Krieg gegen Frauen,“ sagte der Mann mit dem Lorbeerkranz; „sie soll gefangen genommen und vor mich gebracht werden.“

Leise gaben die Generäle Caesars Heer ihre Befehle und mit unglaublicher Stille entfernte es sich, indem es sich in alle Richtungen verteilte.

„Sie hat das Flügelroß eingesperrt,“ sagte Philip, „das geflügelte Pferd, und wir möchten es mit einer Botschaft wegsenden.“

„Seht zu, daß das Tier befreit wird,“ sagte Caesar und wandte sich an den Hauptmann Plumbeus. „Sein wir zusammen Soldaten,“ sagte er. „Führ mich zum Haupttor. Dort wird der Kampf am heftigsten sein.“ Er legte eine Hand auf die Schulter des Hauptmanns und an der Spitze der letzten Legion marschierten Caesar und der Hauptmann der Soldaten zum Haupttor.



## Kapitel XII

### Das Ende

Philip sauste zurück zum Gefängnis und an der Tür traf er auf Lucy.

„Ich hasse dich,“ sagte sie kurz und Philip verstand.

„Ich konnte nicht anders,“ sagte er; „ich wollte doch etwas allein machen.“ Und Lucy verstand.

„Und außerdem,“ sagte er, „bin ich für dich zurückgekommen. Beiß mich nicht gleich deswegen. Ich habe Caesar höchstselbst herbeigerufen. Und du sollst ihn sehen, ehe er zurück in das Buch geht. Komm; wenn wir schlau sind, können wir uns in den Ruinen des Gerichtsgebäudes verstecken und alles sehen. Ich habe bemerkt, daß ein Stück der Galerie stehengeblieben ist. Komm schon. Ich möchte, daß du überlegst, welche Nachricht mit dem Flügelroß an Mr. Noah gesendet werden soll.“

„Ach, darüber brauchst du dir keine Sorgen zu machen,“ sagte Lucy lässig. „Ich habe schon vor einer Ewigkeit den Papagei losgeschickt.“

„Und du hast mir nichts gesagt! Dann denke ich, daß wir quitt sind, ja?“

Lucy führte einen kurzen Kampf mit sich (ihr kennt sicher diese unangenehmen und schwierigen Kämpfe!) und sagte: „In Ordnung!“ Und zusammen rannten sie zurück zum Gerichtsgebäude.

Es wurde jeden Moment heller und jetzt war das Geräusch von Bewegung in der Stadt zu hören. Frauen kamen zu den öffentlichen Brunnen herunter, um Wasser zu schöpfen, und Jungen fegten die Wege und Türschwellen. Diese Arbeiten gehen weiter, selbst wenn Barbaren die Stadt umzingeln. Und die üblichen Geräusche des Erwachens einer Stadt erreichten Lucy und Philip. während sie warteten; krähende Hähne und bellende Hunde und Katzen, die leise um die Morgenmilch miauten. Aber auf diese Geräusche warteten Lucy und Philip nicht.

Sondern sie lauschten durch diese heimeligen und vertrauten Geräusche und lauschten und lauschten und ganz allmählich, so daß keiner von ihnen in irgendeinem Moment hätte sagen können „jetzt hat es angefangen“, doch völlig jenseits eines Irrtums tönte das Geräusch, nach dem sie lauschten, bald laut in ihren Ohren. Und das war das Geräusch von Stahl auf Stahl; das Geräusch von Männern, die in dem atemlosen Moment zwischen Schwertstreich und Schwertstreich schrien; der Ruf des Sieges und die Wehklage der Niederlage.

Und bald ertönte das Geräusch von Füßen, die rannten.

Und jetzt schoß ein Mann aus einer Seitenstraße und rannte über den Platz zum Gerichtsgebäude, wo sich Lucy und Philip in der Galerie verbargen. Und jetzt rannte noch einer und noch einer stramm zu der zerstörten Halle wie gejagte Geschöpfe, die Schutz suchen. Derb, groß, blond, mit ihrem langen Haar, das hinter ihnen wehte, ihren Tuniken aus Tierhäuten, die beim Rennen flatterten, flohen die Barbaren vor den Legionen Caesars. Das große marmorgedeckelte Buch, das wie ein Marmorgrab aussah, war noch offen, sein Deckel und fünfzehn Seiten waren gegen die hohen zerbrochenen Säulen des Torwegs des Gebäudes gelehnt.

In das offene Buch sprang der erste Barbar, sprang und verschwand, und der nächste ihm nach und der nächste und dann, zu zweien und dreien und sechsen und siebenen sprangen sie hinein und verschwanden, mit Keuchen und Schreien und den sich nähernden Tönen der Bucina und der Trompeten Roms.



*Sie sprangen hinein und verschwanden.*

Dann kamen aus allen Vierteln der Stadt die römischen Soldaten herbeigeströmt und als der letzte der Barbaren kopfüber in das offene Buch stürzte, formierten sich die Römer zu geordneten Reihen und warteten so lange, wie ein Mann bis zehn zählen mochte. Dann trat zwischen ihre Reihen die schlanke Gestalt und das schmale Gesicht des Mannes mit der Lorbeerkrone.

Zwölftausend Schwerter blitzten in der Luft und schwankten ein bißchen wie Schilfrohr in der Brise, kamen dann zur Ruhe und aus zwölftausend Kehlen stieg der Ruf auf: „Ave, Caesar!“

Und ohne Hast und ohne Zögern marschierten die Römer in Reih und Glied durch die Ruinen zu dem marmorgedeckelten Buch und stiegen paarweise hinein und verschwanden. Jeder salutierte dem mächtigen Sieger beim Vorbeigehen mit stolzer, stummer Ehrerbietung.

Als der letzte Soldat im Buch verschwunden war, schaute Caesar ein bißchen wehmütig um sich herum.

„Ich muß mit ihm sprechen; ich muß!“ rief Lucy. „Ich *muß*! Ach,, was für ein Schatz er ist!“

Sie rannte die Stufen vor der Galerie hinunter und direkt zu Caesar. Er lächelte, als sie ihn erreichte, und kniff sanft ihr Ohr. Stellt euch vor, ihr geht durch den Rest eures Lebens, indem ihr alle Stimmen auf der Welt durch ein Ohr hört, das von Caesar gekniffen worden ist!

„Oh danke! Danke!“ sagte Philip; „wie großartig Ihr seid. Ich werde im nächsten Schulhalbjahr Latein büffeln wie nur irgend was, um über Euch zu lesen.“

„Sind sie alle drin?“ fragte Lucy. „Ich hoffe, daß niemand verwundet worden ist.“

Caesar lächelte.

„Ein höchst unangebrachter Wunsch, mein Kind, nach einer großen Schlacht!“ sagte er. „Aber ausnahmsweise ist das Unangebrachte das Unvermeidliche. Niemand wurde verwundet. Es war nämlich notwendig, jeden Mann zurück ins Buch zu schaffen, genau so wie er es verlassen hatte; was hätten sonst die Schulmeister gemacht? Jetzt ist nur meine Leibgarde übrig, mit der falschen Frau in Gewahrsam, die die Barbaren losgelassen hat. Und da kommen sie.“

Umringt von einer Wache mit gezogenen Schwertern näherte sich langsam die Prätendesse.

„Sei begrüßt, Frau!“ sagte Caesar.

„Sei begrüßt, wer immer du bist!“ sagte die Prätendesse sehr mürrisch.

„Ich grüße,“ sagte Caesar, „deinen Mut.“

Philip und Lucy schauten einander an. Ja, die Prätendesse hatte Mut; daran hatten sie gar nicht gedacht. Alle Versuche, die sie gegen die beiden unternommen hatte – sie allein in einem fremden Land – ja, die erforderten Mut.

„Und ich verlange zu erfahren, wie du hergekommen bist.“

„Als ich fand, daß er wieder bei seiner Bauerei gewesen war,“ sagte sie und zeigte mit einem verächtlichen Daumen auf Philip, „war ich gerade dabei, sie wieder abzureißen, und ich stieß ein paar Bausteine mit meinem Ärmel um und ohne zu wissen, was ich tat, baute ich sie wieder auf; und dann wurde mir ein bißchen schwindlig und das ganze Ding schien zu wachsen – Kerzenständer und Bausteine und Dominosteine und alles, größer und größer und größer, und ich schaute hinein. Da war es so groß wie eine Kirche und ich sah den Jungen sich zwischen den Kerzenständersäulen verirren und ich folgte ihm und ich lauschte. Und ich dachte, ich könnte genauso gut wie jeder andere ein Retter sein. Und der Autoschleier, mit dem ich den Zwei-Uhr-siebenunddreißig-Zug erreichen wollte, war eine feine Vermummung.“

„Du hast versucht, den Kindern zu schaden,“ erinnerte sie Caesar.

„Ich möchte nichts sagen, was dich mich gehen läßt,“ sagte die Prätendesse, „aber anfangs habe ich nicht geglaubt, daß etwas daran wirklich war. Ich dachte, es sei ein Traum. Man kann in einem Traum seine bösen Gefühle loslassen und es schadet niemandem.“

„Es schadet dir,“ sagte Caesar.

„Ach, das macht nichts,“ sagte die Prätendesse verächtlich.

„Du hast versucht, die Kinder auf Schritt und Tritt zu verwirren und ihnen zu schaden,“ sagte Caesar, „selbst als du merktest, daß alles real war.“

„Ich sah, daß eine Chance bestand, Königin zu sein,“ sagte die Prätendesse, „und ich ergriff sie. Mir scheint, daß du keinen Grund hast, so zu reden, wenn du Julius Caesar bist, derselbe wie die Büste in der Bibliothek. Du hast in deiner Zeit bestimmt genommen, was du kriegen konntest, letzten Endes.“

„Ich grüße deinen Mut,“ sagte Caesar wieder.

„Spar dir die Mühe,“ sagte sie und warf den Kopf hoch; „mein Spiel ist jetzt aus und ich sage, was ich denke und wenn ich dafür sterbe. Du verstehst nicht. Du bist nie ein Diensthote gewesen, zu sehen, wie andere Leute das ganze Fett kriegen und du nur die Knochen. Was du denkst, ist wie zu wissen, daß wenn du in der Villa eines Gentleman geboren wurdest, statt in der Behausung eines typischen Arbeiters, du als junge Dame aufgewachsen wärest und hättest die durchbrochenen Seidenstrümpfe und die Spitze unter deinen Unterröcken.“

„Das ist zu hoch für mich,“ sagte Caesar mit dem Anflug eines Lächelns. „Ich verkünde nun dein Urteil. Aber das Leben hat für dich ein schlimmeres Urteil verkündet, als ich dir auferlegen kann. Niemand liebt dich.“

„Ach, du alter Dummkopf;“ sagte die Prätendesse und brach in Tränen aus, „verstehst du nicht, daß gerade deshalb alles geschehen ist?“

„Du wirst dazu verurteilt,“ sagte Caesar ruhig, „dich geliebt zu machen. Du wirst nach Munterbach gebracht, wo du dem Großen Faultier beibringen wirst, seine Arbeit zu mögen, und es für acht Spielstunden am Tag wachhalten. In den Pausen deiner Mühen mußt du versuchen, von jemandem gemocht zu werden. Die Halmaleute sind freundlich und sanftmütig. Du wirst finden, daß es nicht schwer ist, sie zu lieben. Und wenn das Große Faultier seine Arbeit liebt und die Halmaleute dich so sehr mögen, daß sie das Gefühl haben, sie könnten nicht ertragen, dich zu verlieren, wird deine Buße vorüber sein und du kannst gehen, wohin du willst.“

„Du weißt sehr gut,“ sagte die Prätendesse noch voller Tränen und wütend, „daß wenn das jemals geschehen sollte, ich nicht irgendwo anders hingehen wollte.“

„Ja,“ sagte Caesar langsam, „ich weiß.“

Lucy hätte die Prätendesse gern geküßt und ihr gesagt, daß es ihr leid tat, aber das kann man nicht machen, wenn es die Schuld aller anderen Leute ist und es *ihnen* nicht leid tut. Und außerdem hätte es vor all diesen Leuten wie Angeberei ausgesehen. Ich bin sicher, daß ihr genau wißt, wie sich Lucy fühlte.

Die Prätendesse wurde weggeführt. Und jetzt stand Caesar vor den Kindern und hielt ihnen die Hände zum Abschied entgegen. Das zunehmende Licht des frühen Morgens veränderte sein Gesicht und plötzlich schien es Philip das Gesicht Dieses Mannes, Mr. Peter Grahams, zu sein, den Helen geheiratet hatte. Er sagte sich gerade, er solle kein Trottel sein, als Lucy mit lauter, gebrochen klingender Stimme „Papa, ach Papa!“ rief und vorwärts sprang.

Und in diesem Moment stieg die Sonne über die Stadtmauer und ihre Strahlen glänzten rötlich auf dem Helm und dem Brustpanzer, dem Schild und dem Schwert Caesars. Das Licht traf die Augen der Kinder wie ein Schlag. Geblendet schlossen sie die Augen und als sie sie wieder öffneten, blinzelnd und verwirrt, war Caesar fort und der Marmorblock war geschlossen – für immer.

. . . . .



*Drei Tage später traf Mr. Noah per Elefant ein.*

Drei Tage später traf Mr. Noah per Elefant ein und die Zusammenkunft zwischen ihm und den Kindern wird, wie man sagt, besser vorgestellt als beschrieben. Vor allem, weil nicht viel Zeit übrig ist, um irgend etwas zu beschreiben. Mr. Noah erklärte, daß die Befreiung der Stadt Polistopolis von der Prätendesse und den Barbaren als siebente Tat zählte und daß Philip jetzt den Rang eines Königs erlangt hatte, während die Tat

mit dem Großen Faultier ihm den Titel eines Prinzen von Ananas verlieh. Sein Ausdruck der Dankbarkeit und Bewunderung war wärmstens und Philip spürte, daß es ziemlich undankbar von ihm war, das zu sagen, was zu sagen er nicht anders konnte:

„Da ich jetzt alle Taten vollbracht habe, darf ich nicht zurück zu Helen gehen?“

„Alles zu seiner Zeit,“ sagte Mr. Noah; „ich werde sofort die Vorbereitungen für deine Krönung in Angriff nehmen.“

Die Krönung war eine Sache von beispielloser Pracht. Es gab (natürlich) ein Bankett und Feuerwerk und alle Kanonen schossen Salut und die Soldaten präsentierten ihre Waffen und die Damen präsentierten Blumensträuße. Und zum Schluß setzte Mr. Noah mit ein paar wohlgesetzten Worten, die alle zu Tränen rührten, die goldene Krone von Polistarchia auf Philips Haupt, wo ihre Diamanten und Rubine blendend leuchteten.

Für Lucy gab es eine Extrakrone aus Silber und Perlen und hellen silbrigen Mondsteinen.

Ihr habt keine Vorstellung, wie die Polistarchianer jubelten.

„Und jetzt,“ sagte Mr. Noah, als alles vorbei war, „bedauere ich, euch mitzuteilen, daß wir auseinandergehen müssen. Polistarchia ist eine Republik und in einer Republik dürfen Könige und Königinnen natürlich nicht existieren. Trennungen sind schmerzlich. Und ihr geht besser sofort.“

Er war offensichtlich äußerst mitgenommen.

„Das kommt sehr plötzlich,“ sagte Philip.

Und Lucy sagte: „Ich denke, daß es Quatsch ist. Wie sollen wir nach Hause kommen? Ganz auf die Schnelle, einfach so?“

„Wie seid ihr denn hergekommen?“

„Indem wir ein Haus gebaut haben und hineingekommen sind.“

„Dann baut euer Haus. Oh, wir haben Modelle von allen Häusern, in denen ihr jemals gewesen seid. Die Stücke sind alle numeriert. Ihr braucht sie nur zusammensetzen.“

Er führte sie in einen großen Raum hinter der Halle der Öffentlichen Amusements und nahm aus einem Regal eine stabile Schachtel, beschriftet mit „Das Gutshaus“. Auf einer anderen Schachtel sah Philip „Goldregenhaus“.

Mr. Noah, der auf seiner gelben Matte kniete, schüttete den Inhalt der Schachtel auf den Fußboden und Philip und Lucy machten sich an die Arbeit, ein Haus mit den fein gearbeiteten kleinen Blöcken und Steinen und Balken und Fenstern und Schornsteinen zu bauen.

„Ich kann es nicht aushalten, euch gehen zu sehen,“ sagte Mr. Noah. „Lebt wohl, lebt wohl. Denkt manchmal an mich!“

„Wir werden Sie niemals vergessen,“ sagten die Kinder und sprangen auf, um ihn zu umarmen.

„Lebt wohl!“ sagte der Papagei, der ihnen ins Zimmer gefolgt war.

„Lebt wohl, lebt wohl!“ sagte jeder.

„Ich wünschte, die *Geölter Blitz* wäre nicht verloren,“ fiel Philip selbst in diesem Abschiedsmoment ein zu sagen.

„Ist sie nicht,“ sagte Mr. Noah. „Sie ist gleich, nachdem du sie zurückgelassen hast, zurück zur Insel geflogen. Segel werden auch Flügel genannt, stimmt’s? Nämlich weiße Flügel, die niemals müde werden. Um euer Gewicht erleichtert, flog die treue Jacht wie eine Taube nach Hause.“

„Hurra!“ sagte Philip. „Ich könnte es nicht ertragen zu denken, sie verrotte in einer Höhle.“

„Ich wünschte, Max und Brenda wären gekommen, um Lebewohl zu sagen,“ meinte Lucy.

„Das ist nicht nötig,“ sagte Mr. Noah geheimnisvoll. Und dann sagten alle nochmals Lebewohl und Mr. Noah rollte seine gelbe Matte zusammen, steckte sie wieder unter den Arm und ging – für immer.

Die Kinder bauten das Gutshaus und als sie das schöne kleine Modell vor sich hatten, perfekt, standen sie einen Moment still und schauten es an.

„Ich wünschte, wir könnten jeder zwei Personen sein,“ sagte Lucy, „und je eine von uns geht nach Hause und je eine bleibt hier. Oh!“ rief sie plötzlich und packte Philips Arm. Denn ein leichtes merkwürdiges Schwindelgefühl hatte sie plötzlich ergriffen. Auch Philip schwankte ein bißchen unsicher und stand einen Moment mit der Hand am Kopf da. Die Kinder schauten sich verwirrt und noch ein bißchen schwindlig um. Der Raum war verschwunden, das Modell des Gutshauses war verschwunden. Über ihren Köpfen war blauer Himmel, unter ihren Füßen war grünes Gras und vor ihnen stand das Gutshaus mit weit offener Eingangstür und auf den Stufen standen Helen und Mr. Peter Graham.

Das Telegramm hatte sie nach Hause gebracht.

. . . . .

Ihr werdet euch fragen, wie Lucy erklärte, wo sie gewesen war, als sie vermißt wurde. Wie ihr wißt, gibt es ein paar Dinge, die nicht erklärt werden können. Aber das Seltsame ist, daß niemand jemals um eine Erklärung bat. Die Erwachsenen müssen gedacht haben, sie wüßten alles darüber, was natürlich weit entfernt von der Wahrheit war.

Als die vier an der Türschwelle des Gutshauses damit fertig waren zu sagen, wie froh sie waren, einander wiederzusehen – an diesem Tag auf den Stufen, an dem Philip und Lucy aus Polistarchia zurückkamen und Helen und Mr. Peter Graham aus Belgien –, sagte Helen:

„Und wir haben euch beiden das reizendste Geschenk mitgebracht. Hol sie, Peter, sei so lieb.“

Mr. Peter Graham ging zum Stallhof und kam zurück, gefolgt von zwei langen braunen Dachshunden, die zu den Kindern eilten und herumtanzten und wedelten auf eine Weise, die die Kinder gut kannten.

„Nanu, Max! Nanu, Brenda!“ rief Philip. „Ach, Helen! Sind sie für uns?“

„Ja, Lieber, natürlich,“ sagte Helen, „aber woher kennst du ihre Namen?“

Das war eines der Dinge, die Philip jetzt nicht erzählen konnte. Aber er erzählte Helen die ganze Geschichte später und sie sagte, sie sei wundervoll und wie gescheit von ihm, sich das alles auszudenken, und wenn er groß sein werde, könne er ein Schriftsteller sein und Bücher schreiben.

„Und weißt du,“ sagte sie, „ich habe *doch* von der Insel geträumt – einen recht langen Traum, aber als ich aufwachte, konnte ich mich nur erinnern, daß ich dort war und dir begegnet bin. Aber zweifellos habe ich auch von Mr. Noah und dem ganzen Rest geträumt, nur habe ich das vergessen.“

Und Max und Brenda liebten natürlich jeden. Ihre Charaktere waren völlig unverändert. Aber die Kinder hatten die Sprache der Tiere vergessen, so daß Gespräche zwischen ihnen und den Hunden für immer unmöglich waren. Doch Max und Brenda verstanden jedes Wort, das man sagte – jeder kann das sehen.

. . . . .

Wollt ihr wissen, was aus der rothaarigen, stahläugigen Kinderfrau, der Prätendesse, wurde, die soviel Unheil und Ärger anrichtete? Nun, ich vermute, daß sie noch immer bei dem Halmavolk lebt und dem Großen Faultier beibringt, seine Arbeit zu mögen, und lernt, Leute gern zu haben – was die einzige Weise ist, glücklich zu sein. Jedenfalls hat niemand, den ich kenne, sie jemals irgendwo anders gesehen.

**Ende**



## Erläuterungen

Die meisten Angaben stammen aus dem Internet. Ich habe sie sehr kurz gehalten; wer will, kann dort mehr erfahren. Für ihre Richtigkeit übernehme ich keine Garantie, und auch diejenigen, die ich selbst beigesteuert habe (J. K. gekennzeichnet), stehen unter dem Vorbehalt des Irrtums.

- S. 4 *Geschichte vom „Zuckerbrot“ im „Struwwelpeter“* - die englische Version des „Struwwelpeter“ („Shock-headed Peter“) scheint sich von der deutschen zu unterscheiden, da es dort keine „Zuckerbrot“-Geschichte gibt (J. K.).
- S. 6 *Dogcart* – hier ist ein leichter, zweirädriger Pferdewagen gemeint, der manchmal auch von Hunden gezogen wurde (<https://de.wikipedia.org/wiki/Hundewagen>).
- S. 19 *Sporran* – schottisch für „Geldbeutel“, meistens aus Fell, gehört zur traditionellen schottischen Männerkleidung und wird an einer Kette über dem Kilt direkt unter der Gürtelschnalle getragen. Er ersetzt die Hosentasche (<https://de.wikipedia.org/wiki/Sporran>).
- S. 22 *Pax* – lat. Frieden. Wird in E. Nesbits Büchern oft von Schulkindern gebraucht (J. K.).
- S. 28 *braune Windsor-Seife* – enthält Zimt-, Thymian-, Cassia-, Bitterorangen- und Lavendelöl und wird mit Karamell gefärbt (<https://seifenforum.de>).
- Luffa* – ein Kürbisgewächs, aus dem Schwämme kultiviert werden (<https://de.wikipedia.org/wiki/Luffa>).
- S. 39 *Windsor-Sessel* – ein sehr leichter Stuhl aus Holz mit gedrehten Beinen und einer aus einzelnen gedrehten Stäben gebildeten Lehne. Es gibt viele Formen, manche haben auch Armlehnen (<https://de.wikipedia.org/wiki/Windsor.Stuhl>). Z.B.



- S. 35 *Buhl-Schränkchen* – nicht ermittelt (J. K.).
- S. 46 *Kardätsche* – eine relativ feine Bürste zum Reinigen und Glattstreichen des Pferdefell (https://google.com), hier eben von Tuch oder Filz (J. K.).

- S. 48 *„für England, Heim und Schönheit“* - „for England, Home, and Beauty“ stammt aus einer Arie der Oper „The American“ von John Braham, einem Opernsänger und Komponisten (1774-1856) auf den Tod Admiral Nelsons bei Trafalgar 1805 ([ingeb.org/songs/oernelso.html](http://ingeb.org/songs/oernelso.html)).
- St. Georg* – der Heilige, der einen Drachen tötete (J. K.).
- S. 53 *Kristallpalast* – Crystal Palace, 1851 für die Weltausstellung in London aus vorgefertigten Eisenteilen und Glassegmenten errichtet. 1854 vom Hyde Park nach Lewisham verlegt, wo er 1936 abbrannte ([https://de.wikipedia.org/wiki/Crystal\\_Palace/Gebäude](https://de.wikipedia.org/wiki/Crystal_Palace/Gebäude)).
- S. 60 *der Skipper im Lied* – nicht ermittelt (J. K.)
- S. 67 *Baronet* – niederer Adelstitel in Großbritannien; wird an Bürgerliche verliehen und ist vererbbar. Baronets tragen wie Ritter den Titel „Sir“ und sitzen nicht im Oberhaus, das dem höheren Adel, den Lords, vorbehalten ist (<https://de.wikipedia.org/wiki/Baronet>).
- S. 70 *zwei Dachshunde* – Edith Nesbit besaß zwei Dackel namens „Max“ und „Brenda“. Obwohl sie im Buch korrekt als lang, niedrig und braun beschrieben werden, hat der Illustrator Millar aus ihnen Dalmatiner gemacht. Warum, ist nicht bekannt, vielleicht weil zwei kleine, dunkle Hunde auf den Illustrationen kaum zu erkennen wären. Jedenfalls haben Autorin und Verlag es akzeptiert (Julia Briggs, *Edith Nesbit*, S. 363 ff.; J. K.).
- S. 71 *„Seht den siegreichen Helden gehn“* – „See the Conquering Hero goes“ stammt aus dem Oratorium „Judas Makkabäus“ von G. F. Händel; dort heißt es aber statt „goes“ „comes!“. Aus rhythmischen Gründen mußte ich die deutsche Fassung leicht abändern. Welche Melodie von den sieben Kapellen gespielt wurde, bleibt der Phantasie überlassen ([https://lyrictranslate.com/-/Haendel\\_See\\_Conquing\\_Hero\\_Comes\\_lyrics.html](https://lyrictranslate.com/-/Haendel_See_Conquing_Hero_Comes_lyrics.html); J. K.).
- S. 72 *„Kriegstaten will ich besingen“* – „Arms and the man I sing“ ist die erste Zeile der Aeneis von Vergil, englisch von Edward Fairfax Taylor (1807) (<https://poets.org/poem/aeneid-book-i-arms-and-man-i-sing>); „Kriegstaten will ich besingen, den Helden dazu“ ist eine von mehreren deutschen Fassungen; der Autor ist ungenannt ([www.zeno.org/literatur/M/Vergil/Epos/Aeneis/-Erster+Gesang](http://www.zeno.org/literatur/M/Vergil/Epos/Aeneis/-Erster+Gesang); J. K.).
- „Polly, setz den Kessel auf“* – „Polly put the kettle on“ war ursprünglich ein ländliches volkstümliches Lied und ein Tanz mit zwei oder drei Strophen. Später wurde die erste Zeile ein vielgebrauchtes Schlagwort („The Annotated Mother Goose“ von W. S. und C. Baring-Gould, S. 158; J. K.).
- S. 73 *für jedes Geschehen gewappnet* - „a heart for any fate“ stammt aus „A Psalm of Life“ von dem amerikanischen Schriftsteller Henry Wadsworth Longfellow (1807-1882) (<https://poets.org/poem/psalm-life>).
- S. 79 *Megatherium* – ein vor spätestens achttausend Jahren ausgestorbenes Tier aus der Familie der Riesenfaultiere, die manchmal Elefantengröße erreichten (<https://de.wikipedia.org/wiki/Megatherium>). H. R. Millars Abbildung S. 126 stimmt nicht mit dem rekonstruierten Aussehen

des Tiers überein (J.K.):



- S. 94 „... daß Fledermäuse keine Katzen essen.“ – Anspielung auf „Alices Abenteuer im Wunderland“. Beim Fall ins Kaninchenloch fragt sich Alice: „Fressen Katzen Fledermäuse? Fressen Fledermäuse Katzen?“ Dort bleibt die Frage unbeantwortet (J.K.).
- S. 109 *Somnolentia* – abgeleitet von lat. *somnus* = Schlaf, Schläfrigkeit, Trägheit, Untätigkeit; evtl. auch von neulat. *somnulentus* = schlaftrunken (J.K.).
- S. 115 *Wasserrutsche am Earl's Court* – eine große Wasserrutsche auf dem Ausstellungsgelände im Südwesten Londons 1903-04. Ansichtskarten davon werden bei Ebay angeboten. Näheres ist mir nicht bekannt (J.K.).



- S. 116 „*Die letzte Reise der Wildente*“ – „*The Last Cruise of the Teal*“ ist ein mutmaßliches Abenteuerbuch von Leigh Ray; bei Amazon gibt es ein gebrauchtes Exemplar für 29,99 €, nähere Angaben fehlen. Eine deutsche Fassung scheint es nicht zu geben, ebenso wenig bei Google Informationen über den Autor (J.K.).
- S. 117 *Ingots* – Barren, vor allem aus Edelmetall (J.K.).
- S. 124 „*Jockey to the Fair*“ und „*Early one Morning*“ – englische Volkslieder (J.K.).

- S. 129 B.S.A.-Wagen – die Birmingham Small Arms Company war seit 1861 ein Zusammenschluß mehrerer Waffenhersteller, produzierte aber ab 1881 Fahrräder, ab 1903 Motorräder und ab 1907 auch Automobile ([https://de.wikipedia.org/wiki/Birmingham\\_Small\\_Arms\\_Company](https://de.wikipedia.org/wiki/Birmingham_Small_Arms_Company)).
- S. 132 *Sequani und Aedui* – keltische Stämme in Gallien, erwähnt in Caesars „De Bello Gallico“ (Wikipedia).
- S. 134 *runde Schilde der Römer* – die Schilde der römischen Legionäre waren nicht rund, sondern rechteckig und nach außen gewölbt ([www.die-roemer-online.de/index.html?/militaer/ausruestung/ausruestung.html](http://www.die-roemer-online.de/index.html?/militaer/ausruestung/ausruestung.html)), also ungefähr wie der Schild des Barbaren auf S. 136. Eher hatten noch die Barbaren runde Schilde (J.K.).
- S. 136 Bucina – Naturhorn (von Rindern etc.), das im Römischen Reich als militärisches Signalinstrument verwendet wurde (<https://de.wikipedia.org/wiki/Bucina>).